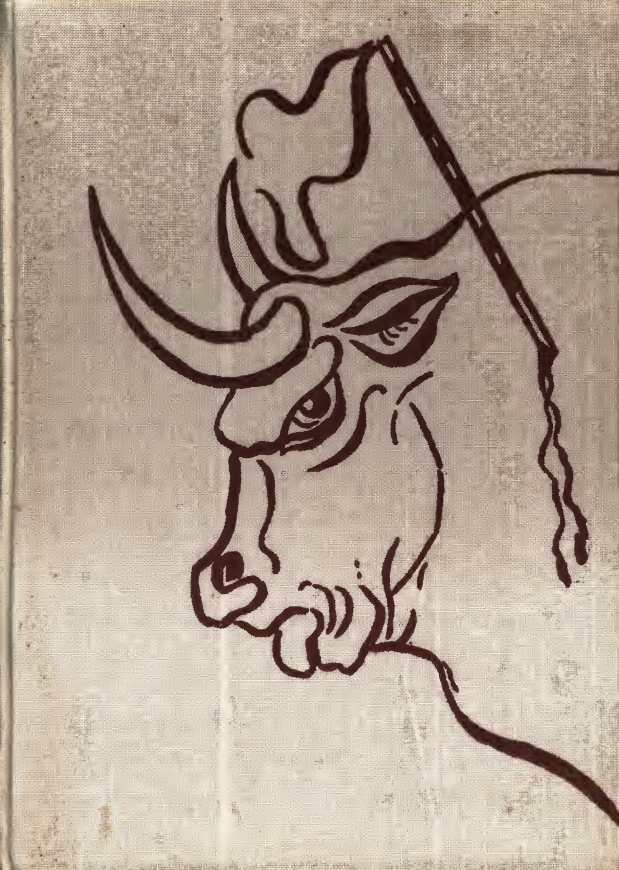


Los Toros

Tiergeschichten aus aller Welt

—

Herausgegeben von Hans Marquardt

—

Greifenverlag zu Rudolstadt

Mit 44 Illustrationen von Hermann Naumann

Wladyslaw St. Reymont

Los Toros

Es war ein gewöhnlicher Augusttag.

Und obwohl keine Glocken zum Ablaß läuteten und die Kirchen sogar geschlossen waren, schien doch am ganzen Küstenstrich vom frühen Morgen an ein großer Festtag zu sein, denn Tausende von riesigen, gelbroten Plakaten bedeckten wie ein unübersehbarer Vogelschwarm Dörfer, Berge und Städtchen und kündeten von allen Mauern und Hauswänden, von allen Straßenbäumen und Anschlagtafeln, die aus grünen Feldern, Felsen sogar und an Felsenabhängen emporragten, daß in der neuen prächtigen Plaza de toros in San Sebastián seis grandes corridas de toros stattfänden.

So hatte man denn an diesem feierlichen Tag noch vor der Mittagsstunde in allen Städten und Dörfern die Läden eilig geschlossen, die Feldarbeit im Stich gelassen und fieberhafte Vorbereitungen für den Aufbruch getroffen, ohne der ständig zunehmenden Hitze zu achten.

An diesem Tag war es fürchterlich heiß.

In wabernden, wirren Flammengarben wälzte sich die Sonne am weißglühenden Himmel.

Die Luft brodelte und blendete, zerschmolzenem Glase gleich, das Auge.

Ein brennender, trockener, stickiger Staub bedrückte die Brust. Sengend heiß war die ausgedörrte Erde, sengend heiß die Luft, sengend heiß waren die Mauern und sogar die Schatten, die wie von Feuersbrunst verfärbte Bleche aussahen.

Die Weideplätze waren leer und verbrannt, die Bäche versiegt, und an den Bergabhängen, zwischen den in der Glut ermatteten Bäumen, schimmerten weiß die trocknen, durstigen Schlünde ihrer Betten.

Das ganze vom Sonnensud überflutete Tal strömte eine Glut aus wie ein kochender Krater; die hohen Gipfel der Pyrenäen, die Bergstürze und Geröllhänge, die düsteren, von Schluchten zerrissenen Granitwände strebten rings empor wie ein riesiges, lohendes Amphitheater, das in goldenem Violett flimmerte, als würden diese Wüstenei und diese wilden zerklüfteten, übereinandergetürmten Felsen mit ruhiger, sengender Flamme brennen.

Aber die Hitze nahm noch immer zu.

Und als die lähmenden Mittagsstunden kamen, schien die Welt in einen feurigen Abgrund zu sinken und in dem blendenden, siedenden Sonnenmeer zu verströmen, so daß die Berge zu zitternden Feuerwolken wurden, die Mauern und Dächer zu Laken aus Weißglut und die Kirchtürme zu golden lodernden Fackeln, so daß kein Vogel mehr in den Lüften segelte und kein einziger kühlender Windhauch vom Meere wehte. Manchmal nur hörte man in dem dumpfen, flirrenden Schweigen der Feuersbrunst das gedämpfte, ferne Poltern von Steinen, die in unsichtbare Schluchten stürzten.

Und durch die tiefen Bergklüfte, die eingestürzten Toren uralter Burgen ähneln, glitzerte wie eine Fata Morgana der Sehnsucht weit in der Ferne die blaugrüne Tafel des Ozeans; und bisweilen schlug die Brandung mit dumpfem, ohnmächtigem Aufschrei in die tote, glühende Stille.

Dann und wann heulten irgendwo Schiffssirenen langgezogen und heiser, und der zerfetzte Rauch legte sich als träge, schwarze Streifen an den Himmel.

Doch trotz dieser unbeschreiblichen Hitze setzte auf den blendend weißen Straßen ein lärmendes, hastiges Treiben ein.

Durch die schweren weißen Staubwolken, die über den Straßen hingen, ratterten immer häufiger Kutschwagen, glitten lange, lackglänzende Automobile, schellten Maultiergespanne, und an den Straßenrändern im kümmerlichen Schatten der Bäume herrschte ein dichtes Menschengewimmel.

Und langsam erfüllten Geräusche und Bewegung das abgestorbene, leere Tal. Aus allen Richtungen, auf allen Straßen und Wegen, aus den glühenden Schluchten, aus Tälern und von Bergen, aus den weißen Städten, die an den Abhängen gleißten, und aus Häusern, die über Abgründen hingen, von überall kamen sonnengebräunte, staubbedeckte, matte und doch freudig gestimmte Menschen, die unter Zurufen und durch Staub und Hitze wie ein rauschender, fröhlicher Fluß zu dem im malerischen Stil erbauten Zirkus strömten, dessen gewaltige rosarote Mauern sich vor grünen Hügeln und dem Ozean über die Stadt erhoben.

Die Arena stand einsam wie ein Tempel an der jäh zum Meer abfallenden

Küste in einem blühenden Oleanderhain. Der Ozean legte ihr gleichsam als ständige Huldigung schäumende, donnernde Wellen zu Füßen, die Oleanderbäume umfingen sie mit ihren rosigen, duftenden Blüten, und die durchsonnte Bläue umwob sie mit dem goldenen Schleier geheimnisvollen Schweigens.

Aus dem Tale, von den Wegen, Straßen und Plätzen flogen die brennenden, sehnsüchtigen Blicke der Menge zu ihr, Blicke voll leidenschaftlichen Verlangens, glühende Seufzer und Tausende lärmende Stimmen, denn schon schob sich ein Meer von Köpfen die breite, ziemlich steile Auffahrt hinauf, die von den grünen Wällen zerfranster Lebensbäume eingefaßt war.

Die rotgelben Federbüsche der berittenen Polizisten, die alle fünfzehn Schritte unbeweglich auf ihren Pferden saßen, standen über den Helmen wie in der Sonne sprühende und funkelnde Fontänen.

Man drängte sich verbissen und kam in dem Gewühl und der lautlosen Hitze nur langsam, Schritt für Schritt voran; unaufhörlich tönte ein tausendfältiges Stimmengewirr, und Tausende von Sonnenschirmen und Fächern schwankten im Sonnenglast wie ein Schwarm von bunten Faltern.

Die dichte, unentwirrbare Menge nahm die ganze Straßenbreite ein, und nur mit großer Mühe bewegte sich die lange Karawane von Kutschen und Automobilen vorwärts, in denen wunderschöne Frauen saßen, mit weißen Mantillen auf dem Kopf und entfalteten Fächern in der Hand. Nach altem Brauch waren einige Kutschen anläßlich der „corrida“ herrlich geschmückt mit roter, goldener, violetter und schneeweißer Seide, die von den Wagen zu sprühen schien und über die Räder in den Staub und vor die Füße der Vorübergehenden floß. Man begrüßte sie mit begeisterten Bravorufen, und unter den weißen Mantillen leuchteten bezaubernde Blicke und lächelnde stolze Purpurlippen.

Doch dieser ganze Zug kam ungeachtet der Eile immer langsamer von der Stelle und geriet fortwährend ins Stocken, denn vor dem Tor des Zirkus herrschte ein furchtbarer Andrang und ein unbeschreiblicher Tumult. Von dem Schreien, Singen und Rattern brauste es in der Luft wie bei einem Sturm: Tausende von Händlern zwängten sich, einander überschreiend durch das Gewühl und den ohrenbetäubenden Lärm.

Die Menge staute sich und wogte wie ein Meer, stieß gegen die Equipagen und die geschlossenen Reihen der Polizisten, prallte gegen die mächtigen Mauern und brach rauschend in das Amphitheater ein wie eine aufgewühlte Wasserflut. Der riesige, stille Zirkus, vom blendenden Licht der Sonne übergossen und glühend wie ein Krater, verschlang immer gewaltigere Menschenmassen.

Über der weiten Arena, um die die Sitzreihen amphitheatralisch anstiegen,

bis hinan zu dem schmalen Streifen des roten Dachs, spannte sich der Himmel wie ein blaues, flammendes Zelt, und unter diesem Himmel schwenkte eine Gruppe von Oleanderbäumen, die sich mit blühenden Wipfeln von einem nahen Hügel herüberneigte, ihre Blütenbüsche wie ein rosafarbenes Weihrauchfaß.

Die Massen strömten in immer dichterem Getümmel in den Zirkus und verloren sich fast spurlos in seinem riesigen weißen Raum wie Wasser im trocknen Sand; sie wurden ständig angeschwemmt und ergossen sich unaufhörlich mit dumpfem Raunen durch das Tor.

Die Kapelle auf dem Balkon gegenüber dem Haupteingang stimmte ziemlich geräuschvoll ihre Instrumente, wurde jedoch übertönt von den endlosen Menschenströmen, die langsam alle Reihen überfluteten, so daß der Zirkus wie eine große Muschel rauschte und summte. Eine Uhr schlug viermal.

Die Kapelle begann dröhnend zu spielen.

Die blitzenden Trompeten schmetterten, als schlügen mächtige Hämmer auf eine riesige Glocke, so daß die Luft erzitterte und die Oleanderblüten herabrieselten wie rosafarbener Regen.

Der Zirkus war schon fast voll; alle Plätze auf der Sonnenseite und im Schatten waren von einer zahllosen, dichtgedrängten Menschenmenge besetzt; nur in die Logen begaben sich noch weiße und schwarze Mantillen.

Ununterbrochen wurden Schönheiten oder populäre Persönlichkeiten mit kurzem Applaus begrüßt. Es war noch nicht halb fünf, als der Zirkus bis auf den letzten Platz gefüllt war. Im Rund des Amphitheaters, von der leeren, gelblich schimmernden Arena bis hinan zu dem schmalen Streifen des Daches, wimmelte und wogte es.

Die Kapelle verstummte, aber das Stimmengewirr, zitternd und schwingend wie Meeresrauschen, brodelte und schäumte unablässig weiter; manchmal rollte es von den oberen Rängen wie eine brausende Kaskade hinab, manchmal toste es wie ein Orkan von den unteren Reihen hinauf, und manchmal war es nur wie das Gesäusel der Fächer, die sich in allen Händen regten.

Immer noch herrschte eine unbarmherzige Hitze.

Aber schon wehte zuweilen mit dem kurzen Donnern des Ozeans, der gegen die Felsen brandete, Kühle über die Mauern. Doch die Fächer arbeiteten mit gleicher Verbissenheit; es sah aus, als hätte sich ein riesiger Vogelschwarm auf das Stadion niedergesenkt und verdeckte nun gleich einer gefiederten, farbigen Wolke alle mit dem heftigen, unruhigen Schlag vieler tausend Flügel.

Ein einzelner Mensch war nicht zu erkennen, alles schillerte, flimmerte, zit-

terte und wogte im Sonnenschein, und nur in den nächsten Logen erkannte man etwas deutlicher die zauberhaften Köpfe von Spanierinnen, abgrundtiefe Augen, stolze, purpurne Lippen, Adlergesichter von düsterem Reiz, die für einen Augenblick hinter dem Fächer hervorschauten.

Plötzlich drang aus den unterirdischen Gelassen ein so mächtiges, dumpfes Brüllen, daß die Arena verstummte; nach dem lang anhaltenden, klagenden Gebrüll erscholl in der Stille aus der nahegelegenen Kapelle schwacher Betgesang.

Die Fächer fielen herab, das Publikum lauschte einen Augenblick wie gebannt, manche Lippen bewegten sich im Gebet, und hier und da machte eine weiße Hand eilig das Zeichen des Kreuzes.

In der Zirkuskapelle sangen jene, die kämpfen sollten. Aber die Menge wurde ungeduldig, sie begann unvermittelt mit den Füßen zu stampfen und zu rufen.

Die Trompeten bliesen ein feierliches Signal.

Die Fächer sanken herab, es wurde still.

In die Arena sprengten zwei Reiter in mittelalterlichen Trachten; sie galoppierten zur Königsloge, um den Schlüssel für die Stierboxen in Empfang zu nehmen und die Genehmigung einzuholen, daß man beginne.

Einen Augenblick später, bei den Klängen des Triumphmarsches, öffnete sich ein breites Tor, und ein prächtiger Zug trat hervor. An den Seiten ritten mit Lanzen bewaffnet die Picadores, ganz in gelbem Leder, mit stählernen Beinschienen gingen die Banderilleros mit roten und gelben capas über dem Arm, die rotgekleideten Diener, die Maulesel mit rotem Geschirr und mit Federbüschen, die Stalljungen; in der Mitte aber schritten mit bedeckten Häuptern die stolzen, schmucken, herrlichen Espadas . . .

In geschlossener Phalanx zogen sie um die Arena, an der hohen Plankenwand entlang, die den Kampfplatz von den Zuschauern abgrenzt; mit schwerem, rhythmischem Schritt gingen sie über den gelben Sand, wie Gladiatoren, die in den Tod gehen, Aug in Aug mit der Menge, umgeben von der Stille der Bewunderung und vom Schweigen des Grauens; es war, als müßte sogleich der langgezogene, furchtbare Gesang ertönen:

Ave Caesar, morituri te salutant.

Das Schweigen stand wie ein Vogel in der Luft, bevor er zum Sturz ansetzt, man hörte nur das Klirren der Geschirre, das Knirschen des Sandes und den Aufschlag der Hufe; in der flirrenden Luft schillerte ein Fluß von Farben: das schreiende Rot, das gleißende Gold, das blühende Blau, das sinkende Violett, funkelnde Gold- und Silberstickereien, schwankende Federbüsche, glühende Augen.

Jäh brach wie eine Lawine Beifallsklatschen und -rufen los und donnerte lange auf den Zug herab, er zerfloß wie die Vision eines Zaubertraums.

Der aufgewühlte Sand wurde eilig geglättet.

Da setzte plötzlich tosend mit Trompeten und Pauken die Musik ein. Die Picadores postierten sich bereits an verschiedenen Stellen der Arena, sie warteten, die Füße in die Steigbügel gestemmt, die Zügel verkürzt, die Lanzen stoßbereit ...

Die Banderilleros, weißbestrumpft, in blauem Wams, die capas um den Arm geschlungen, lauerten sprungbereit in leicht vorgeneigter Haltung ...

Die rot uniformierten Diener verbargen sich hinter den Pferden. Nur die Espadas saßen an der Seite und sahen sich gleichmütig im Amphitheater um.

Plötzlich sank der Lärm in sich zusammen.

Ein Tor sprang krachend auf, aller Blicke richteten sich auf einen Punkt, die Fächer hingen bewegungslos herab, aus der dunklen Öffnung kam gedämpftes Gebrüll, und dann tauchte undeutlich ein mächtiger gehörnter Kopf auf.

Der Stier schoß mit riesigen Sprüngen in die Mitte der Arena und blieb stehen.

Es war ein geradezu märchenhaft schönes Tier, lang, glänzend, schwarz, mächtig; es sah sich mit den rötlichen Augen um und preschte zurück zum Stall.

Aber die Capeadores waren auf der Hut: rote, gelbe und grüne Tücher sperrten ihm den Weg, fielen von allen Seiten über ihn her, flatterten überall, so daß der Stier, wie von einem grellen, brausenden Sturmwind geblendet, sich einmal im Kreise drehte und auf die Capeadores losstürmte, sie spritzten auseinander, der Stier stürzte ihnen wütend nach, hatte schon einen erreicht ... senkte schon die Hörner ... stieß zu, aber jedesmal ins Leere oder in die vorgehaltenen Tücher, denn die Männer wichen den Stößen mit wunderbarer Geschicklichkeit aus.

Der Stier blieb stehen, brüllte und stampfte mit den Hufen. Die capas fielen ihn wieder an; sie wehten hin und her, reizten ihn, flimmerten vor seinen Augen, entfalteten sich rauschend, flatterten wie rote, gelbe und grüne Flügel, lockten ihn und brachten ihn immer mehr zur Raserei. Wie Gewehrsalven krachte der Beifall, die Erregung stieg. Der Stier kämpfte blindwütig, drehte sich sinnlos um seine eigene Achse, raste durch die Arena, stieß ins Leere, warf sich, Staubwolken aufwirbelnd, nach allen Seiten. Plötzlich erblickte er am anderen Ende der Arena einen Schimmel, duckte sich und jagte in großen Sprüngen auf ihn zu. Er sah keine Menschen, zertrat die capas, wich Hindernissen aus, flog dahin wie der Sturmwind ... Das Amphitheater verstummte, die Augen funkelten, die Fächer zitterten nervös.

Der Picador setzte sich fester im Sattel zurecht, senkte die Lanze... zielte... doch das Pferd spürte die Gefahr, es wieherte kläglich und wich zurück... man schlug es von hinten, es machte einen Satz und bewegte sich dem Stier entgegen.

Der jagte heran, senkte die furchtbaren Hörner, holte zum Stoß aus ... da traf ihn die blinkende Spitze der Lanze in den Rücken und riß eine blutige Furche auf. Sie maßen eine Sekunde lang ihre Kräfte, die Lanze bog sich ... der Stier stemmte sich mit der ganzen Kraft, die ihm Schmerz und Wut verliehen, dagegen, senkte den Kopf immer tiefer ... spannte die Muskeln, überwand den Widerstand – und stieß seine Hörner mit solcher Gewalt in den Bauch des Pferdes, daß es knallte wie bei einer geplatzten Trommel. Ein Blutstrahl spritzte hervor, das Pferd brach zusammen, der Picador flog durch die Luft und stürzte mit dem Rücken auf die Plankenwand.

Ein kurzer Schrei des Entsetzens stieg empor.

Einige Engländerinnen wurden von Krämpfen und Übelkeit befallen. Wütend machte der Stier dem Pferd den Garaus, kühlte sein Mütchen an ihm, zerriß mit den Hörnern die heraushängenden Eingeweide, trampelte auf ihm herum. Die Capeadores vermochten ihn kaum von seinem Opfer abzulenken. Er stürzte ihnen nach, schlitzte einem Pferd unterwegs die Seite auf, tötete ein zweites und jagte schon wieder brüllend hinter einem dritten her ...

Endlich, in der Mitte der Arena, umzingelten ihn die capas wie eine wirbelnde Wolke aus Farben.

Man trug den Picador hinaus, streute Sand über die blutigen Stellen, schleppte die toten Pferde an die Umzäunung, und ein schmetterndes Fanfarensignal ertönte.

Auf ein bestimmtes Zeichen liefen die Capeadores nach allen Seiten zurück. Der Stier blieb allein, hob den blutbesudelten Kopf und rollte die blutunterlaufenen Augen. Ein Banderillero ging ihm entgegen, ohne capa und ohne Waffen, in der Hand nur die rotgelben Fähnchen, die er dem Stier in die Schultern stoßen mußte. Vorsichtig und lauernd gingen sie langsam aufeinander zu. Der Kampf begann. Der Stier griff an, stieß mit Macht zu. Der Banderillero entschlüpfte ihm unter den Hörnern, sprang zur Seite, machte auf der Stelle kehrt; sie jagten sich im Kreis, hielten inne, maßen sich mit den Augen, stürzten aufeinander zu und spritzten dann wieder für einen Augenblick in verschiedene Richtungen auseinander.

Im Zirkus wurde es still, aber fortwährend wurde das ekstatische, fieberhafte Schweigen von Beifallsrufen unterbrochen.

In der Sonnenglut der Arena tobte nur der mächtige schwarze Körper, wütend stießen die blutigen Hörner nach dem Banderillero. Hundertmal schienen sie zu treffen, so daß Entsetzen die Menge packte, doch hundertmal entwischte der Mann dem Tode, wich auf unbegreifliche, wunderbare Weise dem Stoß des Stieres aus, dessen Hörner seine Brust beinahe streiften. Und er forderte ihn von neuem heraus, stürmte vorwärts, entwand sich, schwenkte die Fähnchen, reizte das Tier, rannte tollkühn in seine Hörner. Der Stier verlangsamte seine Gangart, als sei er ermattet, als sei er ruhig geworden, doch seine Augen funkelten, und der Speichel troff aus seinem Maul, mit weichen Bewegungen schritt er auf den Mann zu ... Der Banderillero blieb stehen, wartete vornübergebeugt, sprungbereit ... und als sich der mächtige Schädel dicht vor ihm zum Stoß senkte, stürzte er sich wie ein Tiger zwischen die Hörner, stieß ihm die Fähnchen in den Rücken und sprang zur Seite.

Ein Orkan von Jubelschreien erschütterte das Amphitheater. Der Stier, wie von Sinnen vor Schmerzen und erschreckt durch das Flattern der Fähnchen, die wie Raubvögel auf seinen Rücken herabgestoßen waren und flügelschlagend mit stählernen Klauen an ihm zerrten, raste brüllend durch die Arena, schlug mit den Hörnern gegen die Planken der Umzäunung und jagte so wild hinter den Menschen her, daß sie über die Wand springen mußten.

Der Zirkus tobte vor Begeisterung.

Der Espada trat auf den Kampfplatz, und das Amphitheater verstummte. Kräftig leuchteten das Weiß und Violett im Sonnenschein, wie an einer taunassen Blume glitzerten an ihm die goldenen und silbernen Stickereien und Behänge. Er war schlank, jung und schön, hatte die Bewegungen eines Jaguars und Beine wie aus Stahl; unter dem Barett hervor fiel ihm ein kleiner, schwarzer Zopf auf die Schultern, in der Linken hielt er den blanken Degen, in der Rechten die rote capa.

„Bombita! Bombita!" rief man von allen Seiten.

Er senkte den Degen und dankte mit einem Lächeln.

Der Stier blieb an der Umzäunung stehen, blinzelte in die Sonne und brüllte leise und kläglich, als denke er an die fernen Weideplätze und die grünen, wogenden Felder Andalusiens. Er hatte den Espada nicht bemerkt, er hörte nicht das Geschrei, als habe er vergessen, wo er sich befand, es schien, als spüre er nicht einmal seine Wunden. Er streckte den blutbefleckten Kopf vor und lauschte fernen Stimmen ... Vielleicht hörte er das kühle Gemurmel der Bäche, das Rauschen der Eichen, das Brüllen seiner Gefährten und vielleicht auch das Rufen der Hirten.

Die capas begannen ihr Spiel, sie umflatterten ihn wie Vögel. Er sah nichts, stand regungslos, starrte in die Sonne.

„Eine Kuh! Ein schlechter Stier! Zahmer Ochse!" schrie man im Stadion.

Bombita näherte sich ihm, reizte ihn mit der capa, fixierte ihn mit den Augen, schob sich dicht an seinem Kopf vorbei, fuchtelte mit dem Degen, schrie ihn an, schlug ihn mit der capa über die Hörner. Da schien der Stier plötzlich zu erwachen, brüllte zornig, preschte vor, beschrieb einen Halbkreis und machte so gewaltige Sprünge, daß der Sand unter seinen Hufen hochspritzte.

„Vorsicht! Paß auf! Vorsicht!" riefen ängstliche Stimmen.

Schließlich trat Totenstille ein; man hörte den Wellenschlag des Ozeans, das Zwitschern der Schwalben, die über den Zirkus flogen, und das kraftlose Rascheln der Fächer. Das Amphitheater erstarb vor Erregung, zwanzigtausend Herzen krampften sich in Ekstase zusammen, die Menschen beugten sich aus den Logen, lagen auf den Brüstungen, hingen fast über der Arena, und alle schauten mit glühenden Augen, atemlos, hingerissen, trunken vor Freude, Bewunderung und Begeisterung.

Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Einer mußte sterben, und es schien, als wüßten dies beide, der Mensch und der Stier.

Kaltblütig attackierten sie einander, klug und grausam; sie drehten sich im Kreis, Aug in Aug, wenige Schritte voneinander entfernt und sich manchmal so nahe, daß die Hörner über die Rippen des Espadas glitten.

Der Stier griff an, stieß zu und wendete mit verblüffender Schnelligkeit, brauste wie ein Orkan von neuem heran, doch der Espada war auf der Hut, wich den Hörnern geschmeidig aus, hielt die capa vor, sprang zur Seite. Im wilden Zickzack stürmten sie durch die Arena, umkreisten einander, und stets lauerte der Degen, blinkend wie ein hungriger Stachel, und die schrecklichen Hörner stießen wütend zu, unermüdlich und vergeblich. Der Stier raste, stampfte mit den Hufen, brüllte und tobte derart, daß man seinen Bewegungen kaum folgen konnte, ein schwindelerregender Wirbel, in dem nur bisweilen die wehende capa, der blinkende Degen oder die schwarzen Hörner zu erkennen waren ...

Mitunter trat für Sekunden eine Pause ein ... Dann standen sie sich keuchend gegenüber, maßen sich böse, duckten sich und stürzten wieder blitzschnell aufeinander los.

Und jeden Augenblick gab es für eine tapfere Geste, eine tollkühne Bewegung, für ein geschicktes Ausweichen rauschenden Beifall, doch hatte der Espada die capa einmal regelwidrig geführt, war einer seiner Sprünge unbe-

holfen gewesen, war auch nur eine Spur von Furcht sichtbar geworden, dann zischten, pfiffen, johlten und höhnten die Zuschauer.

Das Volk weiß, was Kühnheit ist, und bewundert den Mut, es achtet auf die Kampfregeln und duldet keinen Verstoß gegen sie.

Die Erregung war jedoch bereits so groß, daß immer lauter Rufe ertönten: „Töte ihn! Töte ihn! Genug! Mach Schluß!"

Bombita schleuderte die capa weit weg, nahm den Degen in die rechte Hand, blieb stehen, stemmte die Füße in den Sand, beugte sich ein wenig vor, hob die Waffe und faßte das anrennende Tier ins Auge ...

Ein Augenblick Stille ... Der Stier stürmte heran, stürzte sich mit gesenktem Kopf auf ihn ... aber noch bevor er zustoßen konnte, warf sich der Espada ihm zwischen die Hörner, bohrte ihm die Klinge in den Nackenansatz und sprang beiseite.

Doch der Stoß war zu schwach, die Klinge stak nur bis zur Hälfte im Fleisch. „Schlecht! Schlecht! Besser machen!" schrie man im Rund.

Der Stier raste wie von Sinnen durch die Arena, der Degen schwankte einen Augenblick auf seinem Rücken und fiel herunter, ein Blutstrahl schoß aus der Wunde. Bombita nahm einen neuen Degen und ging dem Stier blaß, gesammelt und bedrohlich entgegen. Ein neuer kurzer Kampf – und dann kam blitzschnell, unfehlbar, unbarmherzig der Todesstoß.

Bombita stieß den Degen bis zum Heft in den Nacken des Stieres. Doch der Stier fiel noch nicht. Blutüberströmt sprang er zur Seite, wankte, taumelte, röchelte, schnob, brach in die Knie, riß sich mit letzter Kraft wieder hoch, wollte fliehen und stürzte in schwerem Todeskampf in den Sand. Man gab ihm den Gnadenstoß.

Der erste Kampf war beendet. Aber das Publikum blieb stumm, der Espada verließ die Arena ohne Beifall.

Es wurde eine Pause von zehn Minuten verkündet.

Kleine Pferdchen mit Federbüschen schleppten die toten Pferde vom Kampfplatz, die Diener richteten die Arena wieder her, schütteten Sand über die blutigen Stellen und glätteten den aufgewühlten Boden.

Zwischen den Sitzreihen und in den Durchgängen priesen Verkäufer mit lautem Geschrei Wasser, Eis, Programme und tausend andere Dinge an. Der Lärm schwoll an, die Logeninhaber statteten sich gegenseitig Besuche ab, Gelächter schlug auf, Begrüßungsrufe flogen von einem Ende des Amphitheaters zum andern; die Menge geriet in Bewegung, wogte, rief, schrie, gestikulierte, und hier und da wurde gesungen und gepfiffen. Unausgesetzt und fieberhaft

wedelten die Fächer. Viele Ausländer verließen ostentativ den Zirkus, spöttische Bravorufe und höhnisches Gelächter begleiteten sie.

Die Hitze hatte etwas nachgelassen. Die Sonne neigte sich über den Ozean, die halbe Arena versank in golden schimmernden Schatten; die herabhängenden Blütenbüschel der Oleanderbäume flammten wie versteinerte Blutspritzer, die Brandung donnerte immer mächtiger, und hoch über dem Zirkus und dem Stimmengewirr der vieltausendköpfigen Menge am lasurblauen Himmel zogen große weiße Vögel gen Westen ... der Sonne nach.

Die Kapelle schmetterte ein Signal.

Ein neuer Kampf begann.

Die Picadores, die Banderilleros, die Capeadores und die Diener begaben sich an ihre Plätze. Das Stalltor sprang krachend auf. Der Stier stürzte heraus. Von der Sonne geblendet, blieb er stehen, die riesigen Hörner leuchteten wie schwarzer, polierter Stahl; er schüttelte den Kopf, sah sich um und stürmte wie eine schwarze Wolke auf die Pferde zu.

Der Picador, der ihm am nächsten war, ritt ihm mit eingelegter Lanze entgegen.

Der Lärm verebbte. Sie prallten aufeinander, die Lanze bohrte sich in den Rücken des Tieres und riß eine schreckliche Furche auf; der Stier wand sich unter der Lanzenspitze, brüllte, stemmte die Hufe in den Boden und versuchte mit wütendem Stoß das Pferd zu durchbohren; sie kämpften wie die Löwen, spannten alle Kräfte an, rangen miteinander.

„Er schafft es, er schafft's" raunte es aufgeregt im Zirkus.

„Nein!"

„Er schlitzt ihn auf, bestimmt!"

„Nein! Nein! Ich wette, nein!"

Hundert Wetten wurden abgeschlossen. Tausende hielten den Atem an. Das Schweigen griff um sich. Die Unruhe wühlte auf. Furcht, Begeisterung, Freude, Grauen. Die Augenblicke dehnten sich zu Stunden. Die Fächer erschlafften, die Augen brannten, die Gesichter erblaßten, die Herzen pochten.

Und die Lanze hatte das Tier immer noch nicht freigegeben, bannte es fest, bog sich schließlich beinahe zu einem Reif und bedrängte den Stier mit solcher Kraft, daß dieser dem Druck nicht standhalten konnte und zur Seite sprang.

Das Amphitheater brach in frenetischen Beifall aus, der siegreiche Picador verneigte sich nach allen Seiten. Der Stier aber, durch den Schmerz zur Raserei gebracht, schäumend und blutüberströmt, als sei sein Körper in einen Purpurmantel gehüllt, warf sich mit wildem Gebrüll auf die Männer in der Arena.

Flatternde, blitzende, wirbelnde capas kreisten ihn ein. Aber er ließ sich nicht umzingeln, jagte wie der Sturmwind, tötete die Pferde, zerfetzte die capas, wendete unvermutet, griff tückisch an, hieb dazwischen, tobte wie ein Gewitter, wollte den furchtbaren Ring sprengen und fliehen ... Vergebens. Es war ein eiserner Ring, aus dem es kein Entrinnen gab. Überall versperrte ihm eine capa den Weg, drohte eine Lanze, schreckte Geschrei, überall die undurchdringliche Menschenmauer, überall lauerten Tod und Entsetzen.

Ein Banderillero stieß ihm zwei Fähnchen in den Rücken. Der Stier raste und wütete ohnmächtig.

Ein anderer Banderillero stieß ihm zwei weitere Fähnchen in den Nacken. Er brüllte anhaltend, schlug mit dem Schwanz gegen die blutenden Flanken und drehte sich auf der Stelle, um sich von den furchtbaren Federbüschen zu befreien.

Plötzlich lief ein dritter Banderillero auf ihn zu, sprang dreist auf die Hörner und bohrte ihm ein drittes Paar Fähnchen in den Rücken. Ein Begeisterungssturm brauste von den Sitzreihen auf. Der Stier war reif für die letzte Phase.

„Fuentes! Fuentes!" rief man den Namen des Lieblings. Der Espada kam langsam, die blinkende Klinge in der Hand. Er war Spaniens bester Espada, unbesiegt, unüberwindlich, unerschrocken, das Idol der Menge, ihr Ruhm und Stolz. Er schritt stolz und gemessen, umströmt von Liebesblicken und Beifall, und folgte mit kalten Blicken den beunruhigenden Bewegungen des Stieres.

Sie gingen aufeinander los. Ein stiller, heftiger, unerbittlicher Kampf entbrannte.

Der Stier, blutüberströmt, war furchtbar in seiner wilden, geballten Wut.

Bald standen sie sich gegenüber, bald stießen die Hörner so nahe und sicher, daß den Zuschauern die Herzen stockten und die Sinne zu schwinden drohten. Doch der Espada entwich jedesmal durch einen rettenden Sprung und vertrat, als spotte er der Gefahr, dem Tier von neuem seelenruhig den Weg, schwang das Tuch vor den blutunterlaufenen Augen des Stiers, spielte herausfordernd mit dem Degen, stellte sich genau vor die Hörner und wartete, kalt und wunderbar in seiner Tollkühnheit, auf einen neuen Ausfall.

Es herrschte eine Stille wie beim Meßopfer. Man hörte nur das Gezwitscher der Schwalben, die über der Arena segelten.

„Vorsicht! Gib acht! Der Herrgott beschütze dich!"

Das Duell näherte sich seinem Ende. Fuentes warf die capa fort, sein Degen blitzte auf.

Die Erregung schnürte die Kehlen zu, die Gesichter glühten, alle sprangen

von ihren Plätzen, die Augen funkelten, die Frauen hingen fast über der Arena, die Nüstern gebläht, mit verzückten Blicken, stumme Schreie auf den Purpurlippen, und ihre weißen Zähne blitzten wie Wolfsgebisse. Ein kurzes, ersticktes, nervöses Weinen, ein schwacher Schrei, einige sinnlose Bravorufe und wieder langes, marterndes Schweigen.

Die Menge war entrückt; gleichsam erstickend an Blut, trunken vor Gier nach Qualen, Wunden und Tod, hingerissen vom Heldentum, folgte sie taumelnd und stumm dem letzten Stadium des Kampfes.

Fuentes hob den Degen, konzentrierte sich, zielte ... Der Stier duckte sich, senkte die Hörner und stieß mit wilder Wucht zu. Der Degen zuckte über seinem Nacken wie ein stiller, gezackter Blitz ... Der Stier erstarrte wie vom Donner gerührt, schreckte zusammen, spie Blut und sank, ohne einen Laut von sich zu geben, tot zu Fuentes' Füßen nieder.

Fuentes zuckte nicht mit der Wimper.

Der Zirkus schäumte wie ein bis in seine Tiefen aufgewühlter Ozean, brausender Jubel stieg auf. Alle wurden von den Plätzen gerissen. Raserei packte die Menge. Es regnete Blumen, und dann ergoß sich ein Hagel, ein Wolkenbruch, eine Sintflut über die Arena: Man schleuderte Hüte, Zigarren, Schirme, ja sogar Schläuche mit Wein, Mantillen, Fächer, Schmuck und Kleidungsstücke. Alles, was man bei der Hand hatte, ergriff man, riß man sich vom Leibe und warf es unter ohrenbetäubendem Geschrei in die Arena.

„Gesegnet sei deine Mutter!"

„Heilig sei dein Geburtstag!"

„Heil dir, Unbesiegbarer!"

Man schrie und weinte vor Freude, man schrie vor grenzenloser Begeisterung und vor Stolz.

Fuentes, einer Siegesgottheit ähnlich, verneigte sich nach allen Seiten mit seinem Degen, der bis zum Stichblatt blutig war. Die Kapelle schmetterte einen Triumphmarsch, übertönte alle Stimmen mit dem Gedröhn der Pauken und dem hellen Klang der Trompeten.

Aber noch immer prasselte der Beifall herab, erschollen Rufe, noch immer flogen Blumen vor die Füße des von Verehrern dicht umringten Espadas, noch immer toste die Menge, die sich nicht beruhigen konnte, wie das stürmisch bewegte Meer.

Das Amphitheater, von der Sonne überflutet, von der Hitze durchglüht, gesättigt vom Geruch des Blutes, flirrte von den verschwimmenden Bewegungen der vielen tausend einzelnen Köpfe, wogte und wallte wie ein Getreidefeld,

über das der Wind hinstreicht. Die Fächer wedelten wieder, einem zahllosen Flügelschwarm gleich, perlendes Lachen ertönte, die stolzen Augen funkelten, die Purpurlippen erglühten, die Stimmen klangen trunken, auf den Gesichtern lag Beglückung, das reine, unverhüllte Glück des Daseins, und sogar die Luft war von dem Hochzeitstaumel der Freude erfüllt. Plötzlich stimmte auf den oberen Rängen eine kraftvolle Stimme ein heiteres Lied an, das sich im raschen Flug erhob, die Arena umkreiste und wie ein Vogel zur Sonne emporstieß:

„Sienta plaza moreno, para yue veas
Pom, pom!"

Das Amphitheater griff das Lied auf und fiel mit mächtiger Stimme ein:

„Pom, pom! Pom, pom!"

Die Mauern erbebten, Oleanderblüten rieselten auf die Köpfe herab wie rosige Hagelkörner.

„Lo que mas se destaca un batallon,
Pom, pom! Pom, pom!"

Alle sangen hingebungsvoll, und das Lied schwoll an, schwang sich wie ein feuriger Sturmwind von Klängen empor, stieg wie ein triumphaler Hymnus des Lebens in die Himmelsbläue hinauf und trieb, eine gewaltige Woge menschlicher Freude, über die unendlichen Weiten des Ozeans.

Nach einer etwas längeren Pause begann der dritte Kampf. Das Amphitheater war noch derart erregt, fieberte noch so stark, daß es sich erst beim Anblick des neuen Stieres leicht beruhigte.

Der Stier sprang mit lustigen Sätzen aus dem Stall, als würde er auf die Weide hinausgelassen. Er war ein wenig länger als seine beiden Vorgänger und falb, mit goldglänzenden Flanken und Beinen. „Cenicero! Cenicero!" rief ihn eine weinerliche Stimme an. Sie wurde von Pfiffen und Geschrei übertönt.

Der Kampf begann in der üblichen Weise, doch immer wieder erklang von der anderen Seite der Arena die weinerliche, klägliche Stimme: „Cenicero! Cenicero!"

Jetzt hatte es der Stier gehört, blieb jäh stehen und antwortete mit langgezogenem Brüllen.

Vergebens reizten ihn die Capeadores, versuchten die Picadores, ihn von der Stelle zu treiben, vergeblich wollte man ihn zum Kampf zwingen. Es war, als wollte er nichts davon wissen; er drehte sich nur nach allen Seiten, lauschte und brüllte.

Die Menge wurde unruhig, tausend Ratschläge, Schreie und Verwünschun-

gen hagelten auf ihn nieder. Tausende haßerfüllte Blicke durchbohrten ihn, zerrissen ihn bei lebendigem Leibe. Ein wunderschönes Mädchen beugte sich aus seiner Loge und rief, die Fäuste geballt:

„Dieses Vieh! Schlagt es doch mit der Peitsche!"

Von vielen Seiten schrie man schon ungeduldig:

„Einen andern Stier! Der taugt nichts! Holt einen anderen her!"

Der Tumult steigerte sich, man warf mit Hüten und Stöcken nach dem Tier, spie Verachtung. Plötzlich schien sich der Stier aber besonnen zu haben – und eine Lawine bricht nicht so schnell herein, wie er sich auf die capas und die Banderilleros stürzte.

Ein Angstschrei entrang sich allen Kehlen.

Die Männer vermochten jedoch zu entwischen; er tobte wie ein Tornado, raste, verfolgte die Männer, zerriß mit den Hörnern die capas, schlitzte die Pferde auf, als wären es leere Blasen, rannte sie nieder, stampfte haßerfüllt auf ihnen herum, machte kehrt und stieß nochmals zu, raste blutbesudelt, wild und mordgierig, mit dumpfem Gestampf durch die Arena und wendete so überraschend, stieß so wuchtig zu, daß die Capeadores und die Banderilleros wie aufgescheuchte Hühner auseinanderstoben. Schließlich begann der Zirkus zu pfeifen und zu höhnen:

„Feiglinge! Kühe wären was für euch! Maultiertreiber! Eseltreiber!"

Da trat ein Banderillero vor, leichenblaß, und schritt dem Stier entgegen, so als ginge er in den sicheren Tod.

Hundertmal warf sich der Banderillero gegen die Hörner des Stiers, und jedesmal verfehlte er ihn, nur mit knapper Not mit dem Leben davonkommend, bis es ihm endlich mit einer verzweifelten Attacke gelang, dem Stier die beiden Fähnchen in den Nacken zu stoßen. Er wurde mit Applaus belohnt, doch der Stier schien jetzt bis zum äußersten gereizt, denn er stürzte sich mit markerschütterndem Gebrüll, blutüberströmt und schäumend, auf den Espada, der gerade heraustrat, so daß dieser dem plötzlichen Stoß kaum ausweichen konnte.

Ein kurzes, heftiges Duell entbrannte.

Der Espada holte aus zu einem furchtbaren Stoß, doch seine Waffe wurde in die Arena geschleudert, und er selber stolperte, von den Hörnern gestreift, zur Seite.

Man reichte ihm einen anderen Degen.

An den Seiten schwenkten die Capeadores ihre Tücher. Aber der Stier ließ sich von den flatternden capas nicht ablenken, beachtete sie überhaupt nicht, sondern griff immer nur mit unbeschreiblicher Wut den Espada an, bestürmte



ihn wie ein Gewitter, fiel ihn mit kurzen Sprüngen so ungestüm an, daß der Mann große Mühe hatte, den Hörnern zu entrinnen.

Totenstill war es während dieses verbissenen Kampfes.

Niemand rührte sich, kein Fächer raschelte, kein Kopf bewegte sich, alles starrte mit angehaltenem Atem in die Arena.

Langsam ging der Espada wieder zum Angriff über. Er war dem Stier bereits so nahe gekommen, daß dieser einen Augenblick anhielt, seinen Rücken wie einen Bogen krümmte und mit gesenkten Hörnern auf ihn losging.

Unheilverkündend blitzte der Degen zum letzten Stoß und . . .

Da ertönte in der schwülen Stille irgendwo in der Nähe das leise, seltsam zu Herzen gehende Läuten eines Glöckchens . . .

Der Espada fiel unwillkürlich auf die Knie und senkte den Degen, und der Stier, als wäre er mitten im Stoß erstarrt, blieb geduckt und angestrengt lauschend stehen, die Hörner nur wenige Zoll von der Brust des Knienden entfernt.

Das Amphitheater war gleichfalls wie gelähmt und verharrte reglos und stumm. Es schien, als wären die Menschen im Angesicht eines Wunders versteinert: die einen mit hoch erhobenen Händen, andere mitten im Atemholen, wieder andere mit weit aufgerissenem Mund. Das rührende, silberne Läuten des Glöckchens kam vom Gang hinter der Barriere und entfernte sich langsam. Ein Priester begab sich mit dem Brot des Herrn zu einem sterbenden Picador.

Eine mystische, furchtsame Erregung befiel alle Herzen. Die Tausende sanken auf die Knie, schlugen sich an die Brust, entblößten die Köpfe, und hier und da hörte man flüsterndes Beten und inbrünstige Seufzer.

Plötzlich ertönte in der andächtigen Stille die weithin vernehmbare zitternde Stimme:

„Cenicero! Cenicero!"

Ein Junge drang durch die Barriere, sprang in die Arena und warf seine Arme um den Hals des Stieres.

„Gnade! Gnade!" rief er aus Leibeskräften.

Die Menschen schnellten hoch.

„Das ist mein Cenicero! Gnade! Gnade!" rief er verzweifelt, halb wahnsinnig und voller Angst. Er umarmte den blutigen Kopf, stellte sich schützend vor ihn und flehte um Gnade. Der Stier leckte den Kopf des Jungen und stöhnte leise.

Ein furchtbarer Tumult erhob sich, alle Arme streckten sich bittend aus, und alle Münder schrien:

„Ein Wunder! Nicht töten! Gnade! Nicht töten!"

Man schenkte dem Stier das Leben.

Unter ohrenbetäubendem Beifall verließen sie gemeinsam die Arena. Der Junge ließ die Hörner seines Freundes nicht los und weinte Freudentränen.

Und hier ihre kurze, wahre und einfache Geschichte.

Sie waren auf der Weide Freunde geworden, hatten Freud und Leid miteinander geteilt, hatten Hitze, Regen und Stürmen gemeinsam getrotzt. In kalten Winternächten kam der Stier an das erloschene Feuer, legte sich in die Asche zu dem Jungen und wärmte ihn mit seinem Körper. Und als er, fünfjährig, in den Tod gehen sollte, ließ der Hirtenjunge alles stehen und liegen und eilte, seinen Freund zu retten.

Das edelmütige Herz des spanischen Volkes bewahrte den Stier vor dem Tode.

Die weiteren Kämpfe verliefen wie üblich, ohne besondere Vorkommnisse.

Alexander I. Kuprin

Smaragd

Der vierjährige Hengst Smaragd, ein stattliches Rennpferd amerikanischen Typs von gleichmäßiger silbern schimmernder stahlgrauer Farbe, wachte in seiner Box wie gewöhnlich um Mitternacht auf. Neben ihm – rechts und links – und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Stallgangs kauten die Pferde alle im gleichen Takt ihr Heu, knirschten behaglich mit den Zähnen und schnaubten von Zeit zu Zeit vor sich hin, um den Staub wegzublasen. In einer Ecke schnarchte auf einem Haufen Stroh der diensthabende Stallknecht. An der Reihenfolge der Tage sowie an besonderen Merkmalen beim Schnarchen erkannte Smaragd, daß es Wassili war – ein junger Bursche, den die Pferde nicht mochten, weil er im Stall übelriechenden Tabak rauchte, oft in angetrunkenem Zustand in die Boxen kam, sie mit dem Knie in den Bauch stieß, mit den Fäusten vor ihren Augen fuchtelte, sie grob an der Halfter riß und dauernd mit unnatürlicher, heiserer und drohender Baßstimme schrie.

Smaragd trat an die Gittertür der Box. Auf der anderen Seite des Stallgangs, Tür gegenüber Tür, lag die Box der jungen schwarzen, noch nicht ganz ausgewachsenen Stute Kokettchen. In der Dunkelheit konnte Smaragd nicht ihren Körper erkennen, doch jedesmal, wenn sie, sich vom Heu losreißend, ihren Kopf umwandte, leuchtete eines ihrer großen Augen für einige Sekunden wie ein hübsches violettschimmerndes Fünkchen auf. Smaragd blähte seine zarten Nüstern, zog in tiefen Zügen die Luft ein und witterte nun den unaufdringlichen, aber kräftigen, erregenden Geruch ihres Fells, worauf er kurz aufwieherte. Die Stute drehte sich schnell um und antwortete mit einem feinen, vibrierenden, freundlichen und einschmeichelnden Wiehern.

Sogleich wurde rechts von Smaragd ein böses, eifersüchtiges Schnauben laut. Dort war Onegin untergebracht, ein alter, störrischer graubrauner Hengst, der hin und wieder noch Rennen in der städtischen Rennbahn lief. Die beiden Pferde waren durch eine leichte Bretterwand getrennt und konnten einander nicht sehen, aber wenn Smaragd das Maul dicht an den Rand der Gittertür legte, spürte er deutlich den warmen Geruch zerkauten Heus, der den heftig atmenden Nüstern Onegins entströmte. Die Ohren flach an den Kopf gelegt und den Hals vorgestreckt, beschnupperten sich die Hengste auf diese Weise eine Weile in der Dunkelheit und wurden immer erboster, bis plötzlich beide zugleich aufkreischten, ein wütendes Gewieher ausstießen und mit den Hinterbeinen ausschlugen.

„Was stellt ihr da an, ihr Teufel?“ rief der Stallknecht verschlafen in dem üblichen drohenden Ton.

Die Pferde sprangen vom Gitter zurück und spitzten die Ohren.

Die beiden Hengste konnten sich schon seit langem nicht leiden, aber neuerdings, nachdem man vor drei Tagen in demselben Stall die graziöse schwarze Stute untergebracht hatte – was gewöhnlich vermieden wird und nur auf den im Getriebe der Rennveranstaltungen entstandenen Platzmangel zurückzuführen war –, verging kein Tag, ohne daß es zwischen ihnen zu heftigen Zusammenstößen kam. Sowohl im Stall als auch auf der Rennbahn und an der Tränke forderten sie einander zum Kampf heraus, obgleich Smaragd im Grunde seines Herzens eine gewisse Furcht vor diesem langen, selbstbewußten Hengst empfand, vor dem ihm anhaftenden scharfen Geruch eines bösen Pferdes, dem großen, wie bei einem Kamel gewölbten Hals, den finster aussehenden, tiefliegenden Augen und besonders vor den starken, harten Knochen, die durch die Jahre, durch viele Rennen und früher ausgetragene Kämpfe gleichsam versteinert waren.

Während Smaragd vor sich selbst so tat, als fürchte er sich nicht im geringsten und als sei überhaupt nichts geschehen, drehte er sich um, steckte den Kopf in die Krippe und wühlte mit seinen weichen, beweglichen und geschmeidigen Lippen im Heu. Nachdem er anfangs nur launisch nach einzelnen Halmen gehascht hatte, kam er beim Kauen bald auf den Geschmack und fing richtig zu fressen an. Gleichzeitig zogen langsam und träge die Gedanken durch seinen Kopf, die mit der Erinnerung an irgendwelche Bilder, Gerüche oder Laute verbunden waren und sogleich wieder für immer in dem dunklen Abgrund verschwanden, der vor und hinter dem gegenwärtigen Augenblick gähnte.

Heu! dachte er und erinnerte sich dabei an den obersten Stallknecht Nasar,

der abends das Heu verteilte. Nasar ist ein guter alter Mann, der immer so anheimelnd nach Schwarzbrot und ein ganz klein wenig nach Schnaps riecht; seine Bewegungen sind weich und nicht hastig, der Hafer und das Heu scheinen an den Tagen, wenn er Dienst hat, schmackhafter zu sein, und es ist angenehm zu hören, wie er, wenn er uns versorgt, halblaut in freundlich-vorwurfsvollem Ton auf die Pferde einredet und dauernd stöhnt. Aber ihm fehlt etwas für die Pferde sehr Wichtiges: beim Anfahren spürt man an der Leine, daß seine Hände unsicher und ungeschickt sind. Wassili fehlt dieses Etwas ebenfalls, und obwohl er schreit und schlägt, wissen sämtliche Pferde, daß er ein Feigling ist, und fürchten ihn nicht. Zu fahren versteht er auch nicht; er zerrt an der Leine und ist aufgeregt. Der dritte Stallknecht, jener mit dem einen Auge, kann es besser als die beiden anderen, aber er liebt die Pferde nicht, er ist grausam und ungeduldig, und seine Hände sind ungelenk, als wären sie aus Holz. Der vierte, Andrijaschka, ist noch ein richtiges Kind; er spielt mit den Pferden wie ein junges Fohlen und küßt sie auch schnell auf die Oberlippe oder zwischen die Nüstern, was komisch und nicht besonders angenehm ist.

Ja, jener große, hagere Mann mit dem gekrümmten Rücken, dem rasierten Gesicht und der goldenen Brille – oh, mit dem ist es etwas ganz anderes! Er gleicht fast einem außergewöhnlichen Pferd, einem klugen, starken und mutigen Pferd. Er ist nie böse, schlägt nie mit der Peitsche, ja schwingt sie nicht einmal, und dennoch, wenn er auf dem Sulky sitzt, ist es ein so schönes, stolzes und angenehm prickelndes Gefühl, sich jeder leisen Bewegung seiner starken, klugen, alles verstehenden Finger zu unterwerfen. Er als einziger ist fähig, einen in jenen glücklichen, harmonischen Zustand zu versetzen, in dem beim schnellen Laufen die ganze Kraft des Körpers angespannt wird, und dann ist einem so lustig zumute und so leicht.

Und im selben Augenblick stellte sich Smaragd im Geiste den kurzen Weg zur Rennbahn vor sowie fast jedes Gebäude und jeden Prellpfosten auf diesem Wege; er sah den Sand auf der Rennstrecke, die Tribüne, die laufenden Pferde, das Grün des Rasens und den gelblichen Schimmer des Bandes am Ziel.

Ihm fiel plötzlich der dreijährige Braune ein, der sich dieser Tage bei der Trainingsarbeit den Fuß verstaucht hatte und nun hinkte. Und während Smaragd an ihn dachte, versuchte er in Gedanken, selbst ein wenig zu hinken.

Ein Büschel Heu, das Smaragd zwischen die Zähne bekommen hatte, zeichnete sich durch einen besonderen, ungewöhnlich feinen Geschmack aus. Er kaute es lange, und als er es heruntergeschluckt hatte, spürte er in seinem Maul noch eine Zeitlang den feinen Duft nach welken Blumen und getrockneten aro-

matischen Gräsern. Eine dunkle, ganz unbestimmte Erinnerung an irgend etwas weit Zurückliegendes zog durch den Kopf des Pferdes. Es war ein Vorgang, der dem mitunter vorkommenden Fall ähnelte, wenn im Gedächtnis eines Rauchers auf der Straße durch einen zufälligen Zug aus der Zigarette für einen kurzen, nicht festzuhaltenden Augenblick irgendein Bild aus der Vergangenheit lebendig wird – ein halbdunkler Korridor mit altertümlichen Tapeten und einer einsamen Kerze auf dem Büfett oder eine weite Landstraße zu nächtlicher Stunde, monotones Schellengeläut und träumerische Versunkenheit oder ein sich in der Ferne als blauer Streifen abzeichnender Wald, Schnee, der die Augen blendet, der Lärm bei einer Treibjagd oder eine ungestüme Ungeduld, die die Knie zittern macht – und dann an der Seele, sie nur leise berührend, traurig und undeutlich die vergessenen Gefühle vorüberziehen, die sie damals erregt haben und die sich jetzt nicht definieren lassen.

Allmählich nahm das kleine dunkle Fenster über der Krippe, das bis jetzt nicht zu sehen gewesen war, eine graue Färbung an und zeichnete sich matt in der Dunkelheit des Stalles ab.

Die Pferde begannen jetzt träger zu kauen und stießen eins nach dem andern schwere, jedoch schwache Seufzer aus. Draußen krähte ein Hahn – hell, munter und schmetternd wie aus einer Trompete. Und noch lange tönte aus allen Richtungen in schneller Folge das Krähen anderer Hähne herüber.

Smaragd ließ den Kopf in die Krippe sinken und bemühte sich immer noch, in seinem Maul den seltsamen Geschmack festzuhalten, zurückzurufen und zu verstärken, der in seinem Gedächtnis jenen feinen, fast physisch empfundenen Nachhall einer unbegreiflichen Erinnerung erzeugt hatte. Doch es gelang ihm nicht, ihn wieder hervorzurufen, und ohne es selbst zu merken, schlummerte er ein.

Sein Körper und seine Beine waren von ausgezeichneter, untadeliger Beschaffenheit, so daß er stets im Stehen schlief, wobei er sich leise hin- und herwiegte. Von Zeit zu Zeit zuckte er zusammen, worauf der feste Schlaf für einige Sekunden durch einen leichten Schlummer abgelöst wurde; während der vorausgegangenen Minuten hatte er jedoch so tief geschlafen, daß sich in dieser kurzen Zeitspanne alle Muskeln, alle Nerven und die Haut ausgeruht hatten und erfrischt waren.

Unmittelbar vor dem Hellwerden träumte er, es sei ein früher Frühlingsmorgen und er befinde sich auf einer duftenden, vom Morgenrot angestrahlten Wiese. Das Gras war so dicht und märchenhaft grün, war vom Morgenhimmel

in ein so zartes Rosa getaucht und ganz mit glitzernden und zitternden Tautröpfchen bedeckt, wie es Menschen und Tiere nur im frühen Kindesalter sehen. In der leichten, dünnen Luft waren alle möglichen Gerüche ungemein deutlich wahrnehmbar. Durch die Kühle des Morgens war der Geruch des Rauches zu spüren, der sich über einem Schornstein im Dorf blau und durchsichtig in die Höhe schlängelte, alle Blumen auf der Wiese dufteten verschiedenartig, und jenseits des Zaunes, auf dem feuchten, von Fahrrinnen durchfurchten Weg, vermischten sich viele Gerüche: es roch nach Menschen, nach Teer, nach Pferdedünger und Staub, nach der kuhwarmen Milch einer vorbeikommenden Herde und nach dem duftenden Harz an den Tannenpfosten des Zaunes.

Als sieben Monate altes Füllen galoppiert Smaragd mit gesenktem Kopf und mit den Hinterbeinen ausschlagend ziellos über die Wiese. Er ist gleichsam aus Luft zusammengesetzt und spürt nicht das Gewicht seines Körpers. Die duftenden weißen Kamillenblümchen eilen unter seinen Füßen nach hinten, immerzu nach hinten. Er galoppiert geradeswegs der Sonne entgegen. Das feuchte Gras peitscht seine Fesseln und seine Knie, kühlt sie und färbt sie dunkel. Der blaue Himmel, das grüne Gras, die goldene Sonne, die herrliche Luft – ein trunkener Rausch der Jugend, der Kraft und des schnellen Laufs!

Doch plötzlich vernimmt er ein kurzes, unruhiges, zärtlich lockendes Wiehern, das ihm so vertraut ist, daß er es stets von weitem unter tausend anderen Stimmen erkennen würde. Er hält in seinem Lauf inne, horcht eine Sekunde lang mit erhobenem Kopf und gespitzten Ohren und antwortet dann mit einem hellen, anhaltenden Gewieher, durch das sein ganzer schlanker, gut gebauter, auf langen Beinen ruhender Körper erschüttert wird, worauf er, den kurzen seidigen Schweif langgestreckt, zur Mutter galoppiert.

Die Mutter, eine ruhige alte, knochige Stute, hebt das feuchte Maul aus dem Gras, beschnüffelt schnell und aufmerksam das Füllen und beginnt sofort wieder zu fressen, als habe sie eine eilige, keinen Aufschub duldende Arbeit zu verrichten. Das Füllen steckt den geschmeidigen Hals unter den Bauch der Mutter, dreht das Maul nach oben und sucht in geübter Weise mit den Lippen zwischen den Hinterbeinen; es findet die warme, geschmeidige Zitze, aus der ihm die süße, leicht säuerlich schmeckende Milch in dünnen Strahlen ins Maul rinnt. Es saugt, saugt und kann sich nicht losreißen, bis die Mutter sich ihrerseits ihm entzieht und so tut, als wolle sie es in die Flanke beißen ...

Im Stall war es inzwischen ganz hell geworden. Ein alter, stinkender, bärtiger Ziegenbock, der bei den Pferden hauste, kam an die Tür, die von innen durch einen Balken versperrt war, und meckerte, wobei er sich nach dem Stall-

knecht umwandte. Wassili, barfuß und sich seinen zottigen Kopf krauend, ging und öffnete ihm. Es war ein kühler Herbstmorgen, die Luft war blau und kräftig. Die rechteckige Türöffnung füllte sich sofort mit dem warmen, aus dem Stall hinausstrebenden Dampf. In den Boxen breitete sich der Geruch nach Reif und abgefallenem Laub aus.

Die Pferde wußten genau, daß gleich der Hafer verteilt werden mußte, und standen, vor Ungeduld leise schnaubend, an den Gittern. Der gierige und launische Onegin schlug mit den Hufen auf den hölzernen Bodenbelag, biß, einer häßlichen Angewohnheit folgend, mit den Vorderzähnen auf die eisenbeschlagene, schon ganz zernagte Kante der Krippe, streckte den Hals vor, zog die Luft ein und rülpste. Smaragd rieb das Maul am Gitter.

Nun kamen auch die anderen Stallknechte – es waren ihrer im ganzen vier –, und sie begannen, den in eiserne Maßbehälter gefüllten Hafer in die Boxen zu bringen. Während Nasar den schweren, raschelnden Hafer in die Krippe Smaragds schüttete, versuchte dieser, mit seinen warmen, bebenden Nüstern mal über die Schultern des alten Stallknechts hinweg, mal unter dessen Armen hindurch an das Futter zu gelangen. Der Stallknecht, den die Ungeduld des sanften Pferdes amüsierte, beeilte sich absichtlich nicht, versperrte die Krippe mit den Ellbogen und brummte gutmütig-grob: „Sieh mal an, dieses gierige Biest ... Weg da, kommst noch zeitig genug ran! He, hol dich ... Stoß mich noch mal mit dem Maul, dann zeige ich dir's aber!"

Von dem kleinen Fenster über der Krippe zog sich schräg nach unten ein breiter, lustiger Sonnenstrahl, in dem, durch die langen Schatten der Gitterstäbe des Fensters zerteilt, Millionen goldener Staubteilchen tanzten.

Smaragd hatte kaum seinen Hafer verzehrt, da wurde er auch schon abgeholt und auf den Hof geführt. Draußen war es wärmer geworden, und die Erde war jetzt etwas lockerer, indes die Wände des Stalles noch weiß von Reif waren. Dem Pferdedünger, der eben aus dem Stall gefegt worden war, entstieg dichter Dampf, und die Sperlinge, die sich auf dem Dünger tummelten, schrien aufgeregt, als ob sie sich untereinander stritten.

Nachdem Smaragd vor der Tür den Kopf gebeugt hatte und vorsichtig über die Schwelle gestiegen war, zog er lange mit Behagen die würzige Luft ein, schüttelte sich dann mit dem ganzen Körper und nieste laut. „Zur Gesundheit!" sagte Nasar völlig ernst. Smaragd kribbelte es in den Beinen. Es verlangte ihn nach heftiger Bewegung und danach, die prickelnde Luft zu empfinden, wenn sie beim schnellen Lauf in die Augen und Nüstern dringt, nach



schnellen Herzschlägen und tiefen Atemzügen. Angebunden am Pfahl, wieherte er, tänzelte mit den Hinterbeinen und schielte mit zur Seite gebogenem Kopf mit seinen großen schwarzen vorstehenden Augen, in denen das Weiße mit roten Äderchen durchzogen war, zu der schwarzen Stute hinüber. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft hob Nasar einen Eimer Wasser in die Höhe und goß es Smaragd vom Kopf bis zum Schweif über den Rücken. Damit war für den Hengst eine ihm schon bekannte, angenehme und belebende Empfindung verbunden, unter der er indessen, weil sie immer unerwartet kam, dennoch jedesmal zusammenschauerte. Nasar brachte noch mehr Wasser und bespritzte damit die Flanken, die Brust und den Bauch des Pferdes. Anschließend strich er jedesmal mit seiner schwieligen Hand fest über das Fell Smaragds, um das Wasser abzudrücken. Wenn Smaragd dann den Kopf umwandte, sah er seine hohe, nach hinten leicht abfallende Kruppe, die sich plötzlich dunkel gefärbt hatte und in der Sonne glänzte und leuchtete.

Es war ein Tag, an dem Rennen stattfinden mußten. Smaragd erkannte das an der nervösen Hast, mit der sich die Stallknechte an den Pferden zu schaffen machten. Einigen Pferden, die sich wegen ihres kurzen Rumpfes mit den Hufeisen die Füße zu verletzen pflegten, wurden Ledergamaschen angelegt; anderen wurden die Beine von den Fesseln bis zu den Sprunggelenken bandagiert, und bei wieder anderen wurden unter der Brust hinter den Vorderbeinen breite, mit Pelz eingefaßte Ellenbogenboots befestigt. Aus der Remise wurden die leichten zweirädrigen Sulkys mit den hohen Sitzen herausgeholt; ihre metallenen Räderspeichen funkelten bei der Bewegung, und die frischlackierte Einfassung der Räder sowie die breiten, gebogenen Scherbäume leuchteten in grellem Rot.

Smaragd war mit einem wollenen Fäustling abgerieben worden, er war bereits völlig trocken und gestriegelt, als der erste Fahrer des Stalls, ein Engländer, erschien. Dieser hochgewachsene, hagere Mann mit der ein wenig gebückten Haltung und den langen Armen wurde von den Pferden und den Menschen gleichermaßen geachtet und gefürchtet. Sein glattrasiertes Gesicht war sonnengebräunt, und den scharfgezeichneten schmalen Lippen war ein spöttischer Zug eigen. Durch die goldgeränderte Brille blickten seine hellen blauen Augen hart und gleichmäßig ruhig. Die in hohen Stiefeln steckenden Beine breit gespreizt und die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, beobachtete er die Vorkehrungen und ließ dabei die Zigarre, an der er kaute, von einem Mundwinkel in den anderen wandern. Er hatte eine graue Joppe mit Pelzkragen an und auf dem Kopf eine schwarze Mütze mit schmalem Rand und langem, eckigem Schirm. Hin und wieder machte er kurze, nachlässig hin-

geworfene Bemerkungen, worauf sich sofort sämtliche Stallknechte und Arbeiter zu ihm umdrehten und die Pferde die Ohren spitzten.

Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er dem Anspannen Smaragds zu, wobei er den ganzen Körper des Pferdes vom Kopf bis zu den Hufen musterte, während Smaragd, der diesen festen, forschenden Blick auf sich ruhen fühlte, stolz den Kopf hob, seinen geschmeidigen Hals halb umwandte und die durchschimmernden Ohren steil aufstellte. Der Fahrer prüfte eigenhändig den festen Sitz des Bauchgurtes, indem er einen Finger zwischen den Gurt und den Körper des Pferdes steckte. Dann wurden den Pferden graue, rotgeränderte Leinenumhänge mit roten Kreisen um die Augenöffnungen und unten mit roten Monogrammen an den Hinterbeinen angelegt. Zwei Stallknechte – Nasar und der Einäugige – nahmen Smaragd von beiden Seiten beim Zaum und gingen mit ihm die wohlbekannte, zur Rennbahn führende gepflasterte Straße hinunter, die rechts und links von einzeln stehenden großen Steinhäusern eingefaßt war. Bis zur Rennbahn war es kaum eine Viertelwerst.

Im Hof der Rennbahn wurden bereits viele Pferde in der Richtung im Kreise herumgeführt, in der sie auf der Rennbahn zu laufen hatten, das heißt in der der Bewegung des Uhrzeigers entgegengesetzten Richtung. Im Innern des Hofes führte man die Begleitpferde herum, mittelgroße Tiere mit kräftigen Beinen und kurzen gestutzten Schweifen. Smaragd erkannte sofort den weißen Hengst, der immer neben ihm lief, und beide Pferde begrüßten einander durch ein leises, freundliches Wiehern.

Auf der Rennbahn ertönte ein Glockenzeichen. Die Stallknechte nahmen Smaragd die Decke ab. Jetzt kam auch der Engländer; er hatte die Peitsche unter die Achsel geklemmt, zog im Gehen die Handschuhe an und kniff unter der Brille die von der Sonne geblendeten Augen zusammen, wobei in seinem Mund die langen gelben Pferdezähne sichtbar wurden. Ein Stallknecht nahm den üppigen, bis an die Fesseln reichenden Schweif Smaragds auf und legte ihn sorgfältig auf den Sitz des Sulkys, so daß sein helles Ende nach hinten herunterhing. Die elastischen Scherbäume federten unter dem Gewicht des Mannes, der den Wagen bestieg. Smaragd schielte nach hinten und sah, daß der Engländer jetzt mit vorgestreckten, über die Scherbäume gelegten Beinen fast unmittelbar hinter seiner Kruppe saß. Der Fahrer nahm ohne Hast die Leine und rief den Stallknechten ein kurzes Wörtchen zu, worauf diese sofort ihre Hände zurückzogen. In seiner Freude über den bevorstehenden Lauf wollte Smaragd schon losstürmen, doch gezügelt von den starken Händen des Fahrers,

erhob er sich lediglich ein wenig auf den Hinterbeinen, schüttelte den Hals und lief in gemessenem Trab durch das zur Rennbahn führende Tor.

An einem Holzzaun entlang zog sich, eine große Ellipse bildend, eine breite Bahn mit gelbem Sand hin, der etwas feucht und hart war, so daß er angenehm unter den Füßen federte, weil er ihren Druck erwiderte. Die scharfen Spuren der Hufe und die gleichmäßigen geraden Streifen, die die Gummireifen der Räder zurückgelassen hatten, zeichneten sich auf dem Weg ab.

An einer Seite erhob sich die Tribüne, ein hohes, etwa zweihundert Pferdelängen breites Holzgebäude, das, von unten ansteigend, bis hinauf zu dem auf schlanken Pfosten ruhenden Dach von einer wogenden und lärmenden Menschenmenge besetzt war.

An einer leichten, kaum merkbaren Bewegung der Leine erkannte Smaragd, daß er seinen Lauf beschleunigen durfte, und schnaubte dankbar. Den vorgestreckten Hals zum linken Scherbaum geneigt und das Maul erhoben, lief er, den Rücken kaum wiegend, in weit ausholendem gleichmäßigem Trab. Da er beim Laufen nicht hastete, entstand trotz der großen Spannweite seiner Schritte nicht der Eindruck eines besonders schnellen Laufs; es schien, als messe das Pferd, ohne sich zu beeilen, mit den geraden Vorderbeinen, die einem Zirkel glichen, den Weg und berühre mit den Hufen kaum die Erde. Dies war die richtige amerikanische Gangart, bei der alles darauf abgestellt ist, dem Pferd das Atmen zu erleichtern und den Gegendruck der Luft soweit wie möglich zu vermindern; alle für den Lauf nicht notwendigen Bewegungen, die mit einer unproduktiven Verausgabung von Kraft verbunden sind, werden weggelassen, und auf die Schönheit der Haltung wird zugunsten der Leichtigkeit, eines möglichst geringen Schweißausbruchs, der langen Atmung und der Energie beim Laufen verzichtet, so daß das Pferd in eine lebende, exakt arbeitende Maschine verwandelt wird.

Jetzt, in einer Pause zwischen zwei Rennen, ließ man die Pferde Schritt laufen, was immer getan wird, um die Tiere wieder zu Atem kommen zu lassen. Im äußeren Kreis liefen alle Pferde in derselben Richtung wie Smaragd, im inneren hingegen in entgegengesetzter Richtung. Ein stattlicher Apfelschimmel mit einer Blesse, ein reinrassiger Orlowtraber mit steilem Hals und schwungvoll gewölbtem Schweif, der an ein Jahrmarktpferd erinnerte, überholte Smaragd. Seine breite, fettig glänzende, vom Schweiß schon ganz dunkel gefärbte Brust bebte beim Laufen, die Flanken waren naß; er warf die Vorderbeine vom Knie abwärts nach den Seiten, und bei jedem Schritt war zu hören, wie seine Milz rumorte. Sodann folgte eine halbblütige braune Stute mit langem,

schlankem Rumpf und dünner dunkler Mähne. Sie war aufs beste nach der gleichen amerikanischen Methode trainiert wie Smaragd. Ihr kurzes, gestriegeltes Fell leuchtete geradezu und wechselte unter der Bewegung der Muskeln die Schattierung. Während sich die beiden Fahrer über irgend etwas unterhielten, liefen die beiden Pferde eine Zeitlang Seite an Seite. Smaragd beschnüffelte die Stute und wollte mir ihr anbändeln, doch der Engländer ließ es nicht zu, und Smaragd fügte sich.

Ihnen entgegen kam in vollem Galopp ein riesiger Rappe gelaufen, der ganz mit Bandagen, Ledergamaschen und Knieschonern bedeckt war. Der linke Scherbaum stand einen halben Arschin weiter vor als der rechte, und von einem über dem Kopf angebrachten Ring führte ein Riemen zu der stählernen Kandare hinunter, die das empfindliche Maul des Pferdes unbarmherzig von oben und von beiden Seiten einzwängte. Smaragd und die Stute blickten sich gleichzeitig nach dem Hengst um und erkannten in ihm sofort einen Traber von außergewöhnlicher Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer, der aber äußerst eigensinnig, bösartig, ehrgeizig und empfindlich war. Hinter dem Rappen lief ein schmucker hellgrauer und geradezu lächerlich kleiner Hengst. Bei flüchtigem Hinsehen konnte man meinen, daß er mit unglaublicher Geschwindigkeit dahinsause, so hurtig stampfte er mit den Hufen auf, so hoch warf er die Vorderbeine in die Höhe, und eine so große Energie und Sachlichkeit drückte sich in dem hübschen kleinen Kopf auf dem gespannten Hals aus. Smaragd streifte den kleinen Hengst nur mit einem verächtlichen Seitenblick und bewegte das eine Ohr in seiner Richtung.

Der fremde Fahrer beendete das Gespräch mit einem kurzen, lauten Auflachen, das so klang, als wiehere er, und gab der Stute freien Lauf. Nachdem sie sich völlig mühelos und ruhig, als hinge die Schnelligkeit ihres Laufs überhaupt nicht von ihr ab, von Smaragd abgesetzt hatte, lief sie, den glänzenden Körper, auf dem sich am Kreuz entlang kaum merkbar der schmale dunkle Riemen abzeichnete, elastisch wiegend, in gestrecktem Galopp die Rennbahn hinunter. Doch sofort wurden Smaragd und auch die Stute von einem feuerroten Traber mit einem großen weißen Fleck auf der Nase, der in vollem Galopp lief, eingeholt und weit zurückgelassen. Er galoppierte in schnellen, weiten Sprüngen, mal ausgestreckt und sich zur Erde neigend, mal so, daß die Vorder- und Hinterbeine in der Luft einander fast berührten. Sein Fahrer saß nicht, sondern lag vielmehr, den ganzen Körper zurückgeworfen, auf dem Sitz und hielt sich nur an der straffgezogenen Leine. Smaragd wurde unruhig und warf sich heftig zur Seite, aber der Engländer zügelte ihn unauffällig, und seine Hände, die so

geschmeidig waren und auf jede Bewegung des Pferdes reagierten, wurden auf einmal hart wie Eisen. Der rote Hengst, der inzwischen eine weitere Runde zurückgelegt hatte, überholte Smaragd vor der Tribüne wieder. Er lief immer noch im Galopp, doch jetzt war er mit Schaum bedeckt, seine Augen waren blutunterlaufen, und er atmete schwer. Der Fahrer hatte sich vorgebeugt und hieb aus voller Kraft mit der Peitsche auf seinen Rücken ein. Schließlich gelang es den Stallknechten, ihm in der Nähe des Tors in den Weg zu springen und die Zügel und den Zaum zu ergreifen. In Schweiß gebadet, außer Atem, zitternd und innerhalb einer Minute eingefallen, wurde der Hengst von der Rennbahn geführt. Smaragd lief noch eine halbe Runde in vollem Trab, bog dann in den Weg ein, der quer über den Rennplatz führte, und trabte durch das Tor in den Hof.

Auf der Rennbahn ertönten einige Male Glockenzeichen. Durch das geöffnete Tor waren hin und wieder die wie ein Blitz vorüberflitzenden Traber zu sehen, woraufhin die Menschen plötzlich zu schreien anfingen und in die Hände klatschten. Smaragd, der von Nasar in einer Reihe mit den übrigen Pferden im Kreise herumgeführt wurde, schüttelte den zur Erde gesenkten Kopf und bewegte die Ohren in den Schutzhüllen. Sein Blut strömte jetzt nach dem Lauf munter und heiß durch die Adern, seine Atemzüge wurden immer tiefer und freier, je mehr sich sein Körper ausruhte und abkühlte, und in allen seinen Muskeln drückte sich der ungeduldige Wunsch aus, wieder zu laufen.

Es verging eine halbe Stunde. Auf der Rennbahn ertönte abermals ein Glockenzeichen. Diesmal bestieg der Engländer den Sulky ohne Handschuhe. Seine Hände, weiß und breit, gleichsam Zauberhände, flößten Smaragd ein Gefühl von Anhänglichkeit und Angst ein. Der Fahrer fuhr langsam auf den Rennplatz hinaus, von dem die Pferde, die sich inzwischen warmgelaufen hatten, eins nach dem anderen in den Hof zurückkehrten. Im Kreise waren jetzt nur noch Smaragd und jener riesige Rappe, der ihm schon vorher begegnet war. Die Tribünen waren von unten bis oben mit einer dichten Menschenmenge gefüllt, und in dieser schwarzen Masse zeichneten sich fröhlich und unregelmäßig unzählige Gesichter und Hände ab, leuchteten bunt durcheinander Sonnenschirme und schmucke Hüte, bewegten sich flatternd die weißen Programme. Als er, allmählich die Geschwindigkeit steigernd, an der Tribüne entlanglief, fühlte Smaragd, daß er von tausend Augen verfolgt wurde, und er wußte genau, daß diese Augen von ihm Schnelligkeit, Anspannung seiner ganzen Kraft und ein stürmisches Klopfen seines Herzens erwarteten – und dieses Wissen verlieh seinen

Muskeln eine beglückende Leichtigkeit und eine elastische Konzentration. Der ihm wohlbekannte weiße Hengst, auf dem ein Junge saß, lief in verhaltenem Galopp rechts neben ihm. In ruhigem, gemessenem Trab, den Körper ganz leicht nach links geneigt, beschrieb Smaragd einen scharfen Bogen und näherte sich dem Pfahl mit dem roten Kreis. Auf dem Rennplatz ertönte ein kurzes Glockenzeichen. Der Engländer setzte sich kaum merkbar auf seinem Sitz zurecht, und seine Hände wurden plötzlich stark. Jetzt lege los, aber schone deine Kraft! Es ist noch nicht soweit! verstand Smaragd, und zum Zeichen, daß er verstanden hatte, wandte er sich für eine Sekunde um und straffte seine dünnen, feinhörigen Ohren. Seitlich, doch etwas hinter ihm, trabte der weiße Hengst. Smaragd hörte seine frischen, gleichmäßigen Atemzüge.

Der rote Pfahl ist passiert, noch eine scharfe Kurve, der Weg liegt jetzt gerade vor ihm, in der Ferne taucht die mit einer schreienden Menschenmenge besetzte zweite Tribüne auf und wird immer größer. Schneller! gestattet der Fahrer. Noch schneller, noch schneller! Smaragd wird etwas unruhig und möchte auf einmal seine ganze Kraft anspannen. Soll ich? denkt er. Nein, es ist noch zu früh, rege dich nicht auf! antworten beschwichtigend die Zauberhände. Später!

Beide Hengste passieren die Startmarken genau im selben Augenblick, aber an den entgegengesetzten Enden des Querweges, der die beiden Tribünen miteinander verbindet. Der leichte Widerstand des straffgezogenen Bandes und sein schnelles Zerreißen veranlassen Smaragd, einen kurzen Moment die Ohren spielen zu lassen, doch dann denkt er nicht mehr daran und wendet seine ganze Aufmerksamkeit den wundervollen Händen zu. Noch ein Weilchen! Ruhe bewahren! Gleichmäßig laufen! befiehlt der Fahrer. Die schwarze, wogende Tribüne schwebt vorüber. Noch einige Dutzend Sachen, und alle vier – Smaragd, der Engländer, der weiße Hengst und der auf ihm reitende Junge, der sich jetzt in den kurzen Steigbügeln erhoben und dicht an den Hals des Pferdes geschmiegt hat –, alle vier vereinigen sich harmonisch zu einem einzigen geschlossenen, schnell dahinjagenden Körper, der von demselben Willen, von derselben Schönheit seiner mächtigen Bewegungen, demselben wie Musik klingenden Rhythmus beseelt ist. Tap-tap-tap-tap! tönt es in gleichmäßigem Takt unter den Füßen Smaragds. Tap-tap-tap-tap! antwortet kurz und scharf der berittene Begleithengst. Noch eine Kurve, und es taucht, schnell näher kommend, die zweite Tribüne auf. Soll ich zulegen? fragt Smaragd. Ja, antworten die Hände, aber ruhig bleiben! Die zweite Tribüne huscht schnell vorüber. Die Menschen schreien irgend etwas. Das lenkt Smaragd ab, er wird unruhig, verliert die Fühlung mit der Leine und macht, für eine Sekunde aus dem allgemeinen

Schritt fallend, mit dem rechten Vorderbein vier eigenwillige Sprünge. Doch sogleich strafft sich die Leine, zerrt schmerzhaft an seinem Maul, zwingt den Hals nach unten und reißt den Kopf nach rechts herum. Ein Galoppieren mit dem rechten Bein ist jetzt unbequem. Smaragd ärgert sich und will den Schritt nicht wechseln, doch der Fahrer nimmt den Moment wahr und bringt ihn durch eine ruhige, gebieterische Bewegung wieder in den richtigen Trab. Die Tribüne liegt weit hinter Smaragd, er läuft wieder im Takt, und die Hände lenken ihn wieder weich und freundschaftlich. Er sieht sein Unrecht ein und möchte die Schnelligkeit verdoppeln. Nein, nein, noch ist es nicht soweit! gibt ihm der Fahrer gutmütig zu verstehen. Es macht nichts, wir werden das schon hinbiegen!

So legt Smaragd in bester Eintracht mit dem Fahrer und ohne die Gangart zu wechseln noch eine und eine halbe Runde zurück. Aber auch der Rappe ist heute vorzüglich in Form, während Smaragd aus dem Takt gefallen ist, ist es ihm gelungen, einen Vorsprung von sechs Pferdelängen zu gewinnen, doch jetzt holt Smaragd das Verlorene wieder auf, und am vorletzten Pfahl ist er dem Rappen um drei und eine Viertelsekunde voraus. Jetzt ist es soweit: Los! befiehlt der Fahrer. Smaragd legt die Ohren an und wirft schnell einen kurzen Blick nach hinten. Das Gesicht des Engländers hat einen harten, entschlossenen, gleichsam zielenden Ausdruck angenommen, die bartlosen Lippen sind zu einer ungeduldigen Grimasse verzogen, so daß die großen gelben, fest zusammengepreßten Zähne zu sehen sind. Gib alles her, was du kannst! befiehlt die Leine in den hoch erhobenen Händen. Noch mehr, noch mehr ...! Und plötzlich schreit der Engländer mit lauter, wie eine Sirene anschwellender Stimme: „Oeeeh!“ – „Ho-ho-ho-ho!“ schreit durchdringend und im Takt der Junge auf dem weißen Begleithengst.

Jetzt hat das Gefühl des Tempos die höchstmögliche Anspannung erreicht und hält sich wie an einem dünnen Haar, das jeden Augenblick zu zerreißen droht. Tap-tap-tap-tap! hallt der Boden gleichmäßig unter den Füßen Smaragds wider. Tap-tarap-tap-tarap! hört man vorn den Galopp des weißen Hengstes, der Smaragd mit sich reißt. Die elastischen Scherbäume wiegen sich im Takt, und im Takt zum Galopp wippt im Sattel auch der Junge auf und nieder, der fast flach auf dem Hals des Pferdes liegt.

Die Luft pfeift Smaragd um die Ohren und kitzelt ihm die Nüstern, die in schneller Folge dicke Dampfwolken ausstoßen. Das Atmen wird ihm schwer, und seine Haut beginnt heiß zu werden. Den ganzen Körper zur Seite gelegt, nach dem Innern des Kreises, nimmt Smaragd die letzte Kurve. Die Tribüne richtet sich wie lebendig vor ihm auf, und ein tausendstimmiges Gebrüll, das ihn

erschreckt, aufregt und erfreut, schallt ihm von ihr entgegen. Smaragd kann den Trab nicht mehr einhalten und schickt sich schon an, in Galopp überzugehen, aber diese erstaunlichen Hände hinter ihm flehen, befehlen und beschwichtigen: Nicht galoppieren, mein Lieber! Nur nicht galoppieren! Ja, so ist's recht, so, so ... Und Smaragd jagt ungestüm an dem Zielpfosten vorbei und zerreißt das Band, ohne es selbst zu merken. Rufe, Lachen und Applaus brausen wie ein Wasserfall von der Tribüne herüber. Die weißen Programme, Sonnenschirme, Spazierstöcke und Hüte tauchen zwischen den sich bewegenden Gesichtern und Händen auf und werden in der Luft geschwenkt. Der Engländer wirft mit lässiger Gebärde die Leine hin. Fertig! Ich danke dir, mein Lieber! entnimmt Smaragd dieser Bewegung, und mit Mühe den schnellen Lauf bremsend, geht er in langsamen Schritt über. Erst in diesem Augenblick, sieben Sekunden später, erreicht der Rappe seinen Zielpfosten auf der gegenüberliegenden Seite.

Der Engländer hebt mühsam die steif gewordenen Beine, springt schwerfällig vom Wagen, nimmt den samtenen Sitz ab und geht mit ihm zur Waage. Die herzueilenden Stallknechte bedecken den heißen Rücken Smaragds mit einer Leinenhülle und führen ihn in den Hof. Hinter sich hört er den anhaltenden Lärm der Menge und ein langes Glockenzeichen aus der Loge der Rennleitung. Gelblicher Schaum fällt aus dem Maul des Pferdes auf die Erde und die Hände der Stallknechte.

Einige Minuten später wird Smaragd, jetzt bereits ausgespannt, wieder vor die Tribüne geführt. Ein großer Mann in langem Mantel und mit einem neuen, glänzenden Hut auf dem Kopf, den Smaragd schon häufig in seinem Stall gesehen hat, klopft ihm den Hals und hält ihm auf der flachen Hand ein Stück Zucker hin. Der Engländer steht ebenfalls in der Menge, lächelt und läßt dabei seine langen Zähne sehen. Smaragd wird die Decke abgenommen, und er wird vor einen Kasten mit drei Beinen gestellt, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt ist, worunter sich ein graugekleideter Herr versteckt hat, der dort irgend etwas macht.

Eine schwarze Masse Menschen kommt jetzt, sich auflösend, von den Tribünen geströmt. Sie umringen Smaragd von allen Seiten, schreien, fuchteln mit den Händen und stecken mit glänzenden Augen ihre erhitzten roten Köpfe zusammen. Sie sind mit irgend etwas unzufrieden, stoßen mit den Fingern gegen die Beine, den Kopf und die Flanken Smaragds und wühlen auf der linken Seite der Kruppe in seinem Fell – dort, wo ihm ein Zeichen eingebrannt ist. Und alle schreien gleichzeitig: „Schiebung! Falsches Pferd! Betrug! Gau-

nerei! Geld zurück!" Smaragd hört diese Worte, versteht sie aber nicht und bewegt unruhig die Ohren. Worüber regen sie sich nur auf? denkt er. Ich bin doch so gut gelaufen! – Da fällt sein Blick für einen Moment auf den Engländer, dessen sonst immer so ruhiges, hartes und ein wenig spöttisches Gesicht jetzt rot vor Zorn ist. Im selben Augenblick ruft er mit hoher gutturaler Stimme irgend etwas, holt schnell mit der Hand aus – und der Schall einer Ohrfeige unterbricht jählings das allgemeine Getöse.

Smaragd wurde nach Hause geführt, bekam drei Stunden später seinen Hafer und sah am Abend, als er am Brunnen getränkt wurde, wie hinter dem Zaun der große gelbe Mond aufstieg, der ihm eine dunkle Angst einflößte.

Hierauf brach eine lange Reihe langweiliger Tage an.

Er wurde weder zur Waage noch zur Trainingsarbeit, noch zum Rennen geführt. Statt dessen wurde er auf den Hof gebracht, wo jeden Tag viele fremde Menschen erschienen; sie untersuchten ihn, befühlten seinen ganzen Körper, steckten ihm die Hand ins Maul, rieben sein Fell mit Bimsstein und schrien sich gegenseitig an.

Dann wurde er eines späten Abends aus dem Stall geholt und geraume Zeit durch lange, leere, gepflasterte Straßen geführt, vorbei an Häusern mit erleuchteten Fenstern. Hierauf kamen der Bahnhof, ein dunkler, klappernder Eisenbahnwagen, Pfiffe von Lokomotiven, das Knirschen von Schienen, ein widerlicher Geruch nach Rauch, der trübe Schein einer schaukelnden Laterne, und Smaragd spürte ein Zittern in den von der langen Fahrt ermüdeten Beinen. Auf einer der Stationen wurde er aus dem Wagen geholt und auf einem unbekannten Weg lange an Dörfern und großen, herbstlich öden Feldern vorbeigeführt, bis endlich ein fremder Stall erreicht war, in den man ihn, getrennt von den übrigen Pferden, einsperrte.

Anfangs dachte er viel an die Rennen, an seinen Engländer, an Nasar, an Wassili und Onegin, von denen er nachts oft träumte, aber mit der Zeit vergaß er das alles. Er wurde vor irgend jemand versteckt gehalten, und sein junger und schöner Körper litt, verzehrte sich und verkümmerte, weil ihm Bewegung fehlte. Immer wieder kamen andere fremde Menschen, die ihn alle abtasteten, an ihm herumzupften und sich wütend untereinander stritten.

Manchmal konnte Smaragd durch die geöffnete Tür die anderen Pferde sehen, die frei herumliefen; dann wieherte er böse und anklagend zu ihnen hinüber. Doch die Tür wurde sogleich wieder geschlossen, und aufs neue zog sich die Zeit langweilig und endlos hin.

Der wichtigste Mann in diesem Stall war ein verschlafen aussehender Mensch mit großem Kopf, feistem Gesicht, kleinen dunklen Augen und einem dünnen schwarzen Schnurrbärtchen. Er schien sich für Smaragd überhaupt nicht zu interessieren, flößte ihm aber eine unerklärliche Angst ein.

Eines Morgens nun, ganz früh, als alle Stallknechte noch schliefen, kam dieser Mann leise, ohne das geringste Geräusch zu machen, auf Zehenspitzen zu Smaragd in den Stall, schüttete ihm eigenhändig Hafer in die Krippe und entfernte sich wieder. Smaragd wunderte sich hierüber ein wenig, begann aber dennoch zu fressen. Der Hafer war süß, hatte jedoch einen bitteren Beigeschmack und brannte auf der Zunge. Merkwürdig! dachte Smaragd. Solchen Hafer habe ich noch nie bekommen! Dann spürte er plötzlich ein leichtes Kneifen im Bauch. Es kam, hörte wieder auf und kam wieder, war jetzt aber stärker als vorher und wurde von Minute zu Minute ärger. Schließlich steigerte sich der Schmerz bis zur Unerträglichkeit. Smaragd stöhnte dumpf. Vor seinen Augen drehten sich flammende Räder, eine plötzliche Schwäche befiel seinen Körper und bedeckte ihn mit Schweiß; seine Beine zitterten, knickten ein, und Smaragd sank zu Boden. Er versuchte wieder aufzustehen, konnte sich jedoch nur auf den Vorderbeinen erheben und kippte dann zur Seite um. In seinem Kopf sauste es, und alles wirbelte durcheinander: Der Engländer schwebte vorüber und fletschte wie ein Pferd seine langen Zähne, Onegin kam mit seinem gewölbten Hals vorbeigelaufen und wieherte laut. Irgendeine unbekannte Macht zog Smaragd ungestüm und erbarmungslos in die Tiefe, in eine dunkle und kalte Grube. Er konnte sich nicht mehr rühren. Sein Hals und die Beine zogen sich plötzlich krampfartig zusammen, sein Rücken wölbte sich; das ganze Fell begann heftig zu zittern und bedeckte sich mit einem scharf riechenden Schaum. Das flackernde gelbe Licht der Laterne blendete Smaragd einen Moment und erlosch zusammen mit seinen Augen. Seine Ohren fingen noch den groben Zuruf einer menschlichen Stimme auf, er fühlte jedoch nicht mehr, daß er mit einem Stiefelabsatz in die Seite gestoßen wurde.

Dann war alles vorüber – für immer.

Bodo Uhse

Tonta

Georg, ein Emigrant, der in Mexiko lebte, stieg, wie es gegen seinen Willen üblich geworden war, am Morgen – es war Februar und in der Frühe noch kühl – die Treppe hinunter, um Brot und Butter zum Frühstück einzukaufen. Seine Augen brannten, denn er hatte nicht genug geschlafen. Trotz seiner Verdrossenheit scherzte er mit dem Knaben, den er auf dem Arme hielt.

„Sieh einmal den schönen Hund, Abel", sagte er, als sie auf dem zweiten Treppenabsatz einer großen Wolfshündin mit langem seidigem Haar begegneten, das rostbraun und schwarz und weißsilbern gefleckt war. Das Kind streckte seine Hände so heftig nach dem Tier aus, daß Georg den Knaben mit der Linken stützen mußte. Er wäre ihm sonst vom Arme gefallen. Die Hündin sah mit großen, bernsteinfarbenen, verwirrt blickenden Augen zu ihnen auf.

Als Georg zurückkehrte, lag die Hündin in unveränderter Haltung auf dem gleichen Platze. Später, auf seinem Wege zur Arbeit – er hatte eine untergeordnete Stellung in einem Exportgeschäft für Silberwaren inne –, begegnete er der Hündin zum dritten Male. Sie hatte sich nun quer über die steinernen Fliesen ausgestreckt, und er mußte über sie hinwegsteigen. Obwohl er es eilig hatte, blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete sie. Ihr Fell glänzte, sie sah gepflegt aus und gehörte ganz gewiß nicht zu den nach Zehntausenden zählenden Hunden, die in Mexikos Straßen ihr eigenes, elend unabhängiges Leben führen. Dennoch machte die Hündin den Eindruck des Verlassenseins, und von neuem fiel Georg der schwermütige, leidende Ausdruck ihrer Augen auf. Man sollte sich um sie kümmern, dachte er und war schon entschlossen, wieder hinaufzusteigen, um Henriette aufzutragen, daß sie dem Hunde etwas Wasser geben

solle. Er tat es dann doch nicht, weil ihm einfiel, daß er spät daran war, und auch darum, weil er nicht wußte, wie Henriette seinen Wunsch aufnehmen würde.

An der Straßenecke kaufte er sich eine Zeitung, preßte sich dann in den überfüllten Autobus, wobei er sich mit einem raschen Griff versicherte, daß die rückwärtige Hosentasche, in der er sein Portemonnaie mit den paar Pesos trug, auch zugeknöpft war.

Bei seiner Heimkehr am Mittag blickte er vergeblich im Treppenhaus nach der Hündin aus. Er fand sie auf der Terrasse seiner Wohnung.

„Ich hätte es mir denken können", sagte er zu Henriette, die in ihren langen mit Farbklecksen bedeckten Hosen auf dem Boden hockte und der Hündin Milch gab. Abel stand auf seinen dicken, unsicheren Beinchen daneben und sah zu.

„Sie lag schon heute morgen auf der Treppe", erklärte Georg, „ich sah sie, als ich das Frühstück einholte."

„Du brauchst mir nicht vorzuhalten, daß du das Frühstück geholt hast", sagte sie. „Es wäre ja auch nicht nötig gewesen."

„Wenn ich es nicht tue ...", begann er und unterbrach sich. „Ich wollte ja auch gar nicht davon reden, ich wollte nur sagen, daß die Hündin auf der Treppe lag. Was willst du nun mit ihr anfangen."

„Wir behalten sie natürlich", sagte Henriette.

„Aber sie gehört sicher jemandem."

„Unsinn", antwortete Henriette. „Sie hat nicht einmal ein Halsband."

„Nun, das ist kein Beweis. Wie ein Straßenhund sieht sie jedenfalls nicht aus. Vielleicht ist sie jemandem davongelaufen, vielleicht ist sie krank."

„Hunger hat sie, das ist alles. Sieh nur, wie sie frißt", sagte Henriette. „Für dich ist immer alles gleich so kompliziert." „Ich suche eben nach den Zusammenhängen", sagte er. Er sah in die grünlich klaren Augen Henriettes und dachte plötzlich: ‚Uns geht auch nichts zum Guten aus.' Er blickte über die flachen Dächer der Stadt nach den schneebedeckten Bergen in der Ferne. Da hatten sie das Kind, lustig, voller Leben, gesund, mit blanken Augen und unverständig plapperndem Mund, eine Freude für jeden, der es sah, nur nicht für sie beide, die sich über nichts freuen konnten. Ihre Herzen standen still, waren verschlossen eins gegenüber dem anderen und beide gegenüber der Welt. So viel geschah, sie lebten abseits. Der Strom der Zeit hatte sie in einen Winkel getrieben, in dem die Wasser mahlend kreisten. Der Schlamm des Alltags lag auf ihnen, und von den Bäumen des Lebens fielen nur welke Blätter der Erinnerung.

‚Man müßte etwas tun', dachte er, ‚ein tätiges Dasein führen; von der Sehnsucht nach der Heimat allein kann man nicht leben.'

„Wie soll der Hund denn heißen?“ fragte Henriette, während sie sich aufrichtete. Ihr überschmales braunhäutiges Gesicht kehrte sich ihm zu.

„Du gibst ihr schon einen Namen?“ verwunderte er sich, den Blick auf ihren halboffenen Mund gerichtet. „Ruf sie Tonta – die Törin.“

„Nein“, sagte Henriette. „Was ist das für ein Name!“

„Tonta –“, wiederholte Georg. „Klingt es nicht schön, geradezu zärtlich? – Und sehr vernünftig scheint sie sich ja auch nicht zu benehmen.“

Auch das sagte er trocken, spöttelnd und doch mit einem Ton wehmütigen Bedauerns. Er spürte Mitleid mit Henriette, obwohl die Kälte, das Nichtverstehen, das Einander-den-Rücken-Zukehren, ach, dieses völlige Fehlschlagen seiner Ehe ihm zum Symbol geworden war für die Verfehltheit seines Daseins. Er lebte wie ein Spieler, der eine verlorene Partie mit kläglichem Anstand zu Ende führt.

„Tonta“, rief er die Hündin und bemerkte die tiefe Unruhe in ihren bernsteinfarbenen Augen, den Ausdruck eines geheimen Schmerzes, der ihn erschütterte.

Die Hündin blieb mehrere Tage scheu und ängstlich und alle Zeit sehr seltsam in ihrem Wesen. So rechtfertigte sie den schmeichelnd bösen Namen, den ihr Georg gegeben hatte. Oft, wenn man sie in ruhevollem Schlaf glaubte, sprang sie unvermittelt auf und lief zur Tür. Sie scharrte und jaulte dort, bis man ihr auftat. Dann stürzte sie so hastig davon, daß sie einmal Roberto umrannte, den kurzbeinigen krummen Hauswächter, Veteran aus den mexikanischen Revolutionskriegen. Klagend erschien er bei Georg, zeigte ihm die Schrammen und blauen Flecke, die er bei seinem Sturz auf der Treppe davongetragen hatte.

„In der Hausordnung ist es verboten, daß die Mieter Hunde halten“, erklärte er Georg, der ihn mit einem Glas Tequila und ein paar Pesos versöhnte. Übrigens blieb es nicht bei diesem einen Glas. Georg nötigte Roberto, sich an den Tisch zu setzen, den Henriette – wie auch die auf dem Marktplatz so billig gekauften Stühle – mit roter Lackfarbe gestrichen hatte.

„Unser Haushalt ist bescheiden, wir sind keine reichen Leute“, entschuldigte er sich bei dem Hauswart, der von Emiliano Zapata zu sprechen begann, in dessen Bauernheer er zehn Jahre, von 1910 bis zum Verrat von Chinamecca, gekämpft hatte.

Tonta fügte sich in den Haushalt ein, war folgsam, dankbar für jedes gute Wort und ließ sich von dem Kleinen, der begeistert von dem neuen Spielgefährten war, alles gefallen. Dann aber wieder blieb sie für Stunden, oft für halbe Tage fort. Kehrte sie später ermattet und durstig zurück, war sie von besonderer Anschmiegsamkeit, zutraulich und voller Bedürfnis nach Zärtlichkeit.

Georg, an den sie sich besonders angeschlossen hatte, beobachtete sie mit Sorge. Ihm schien, als versuche sie in diesen rasenden Läufen einem Dämon zu entrinnen, der von ihr Besitz ergriffen hatte. Es beunruhigte ihn, daß sie, wenn er mit ihr spielte, plötzlich das Spiel abbrach und sich mißtrauisch und furchtsam in eine Ecke verkroch. Manchmal setzte sie sich des Abends in der Mitte des Zimmers nieder, hob ihren schönen Kopf und brach in ein klagendes Jaulen aus. Mit liebender Wachsamkeit, besorgt und voller Zuneigung nahm sich Georg der Hündin an. Sie durfte nun mitgehen, wenn er mit dem Knaben in den Park ging, und das tat er fast regelmäßig jeden Nachmittag, sobald er aus dem Geschäft gekommen war, obwohl ursprünglich zwischen Henriette und ihm vereinbart war, daß diese Stunde ihm für seine Arbeit gehöre, für sein umständliches, langsames Schreiben. Aber Henriette, die häufig abends ausging, litt unter der dünnen Höhenluft und konnte sich nicht um den Jungen kümmern.

Bei diesen Spaziergängen erregten die drei ein gewisses Aufsehen: der Vater mit dem schmalen, verkniffenen Mund und dem müden Schritt des Herzkranken, der großäugige, lebenszugewandte Knabe und die Hündin Tonta. Georg bemerkte, daß die Leute ihnen nachsahen. Einmal, sie waren schon auf das Schloß Chapeltepec gestiegen, in dem Maximilian und Carlotta den Wahn ihrer Kaisermacht erlebt hatten und sich die unverschämten Anzüglichkeiten des Generals Bazaine über ihre kinderlose Ehe hatten anhören müssen, wurde Georg von einem Mann angesprochen.

Er bot eine beträchtliche Summe für den Hund. Georg hatte zwar gerade wieder einmal kein Geld in dieser Zeit, dennoch lehnte er ab, ohne zu überlegen, und er tat es in schroffer, herausfordernder Art. Das Angebot des Fremden kränkte ihn. ‚Man sieht mir wohl an, daß es mir nicht gut geht', dachte er und wurde sich seiner schäbigen Kleidung, der hängenden, bauschigen Hose, der ausgefransten Ärmel seines Jacketts bewußt. Nein, nein, er wollte sich nicht von der Hündin trennen, zu der er sich gerade um ihrer Absonderlichkeit, um ihres gestörten Wesens willen besonders hingezogen fühlte.

Wenige Tage nach dieser ärgerlichen Begegnung mit dem Unbekannten auf dem Schloßhofe bemerkte Georg, als er mit Abel auf einer Wiese des Parks Ball spielte, wie ein halbwüchsiger Bursche in blauem Overall sich mit der Hündin anzufreunden suchte. Der Junge hatte ein dunkles, kluges Gesicht mit brennenden Augen. Er lockte die Hündin mit halblauten schmeichelnden Worten, die Georg nicht verstand. Er streichelte sie, bot ihr ein Stück Brot an, lief spielend neben ihr her. Als er im Laufe des Spiels an den Rand der Wiese gelangt war, holte er rasch einen Strick aus der Tasche und knüpfte ihn an das



Halsband, das Georg erst vor wenigen Tagen gekauft hatte. Georg ließ den Kleinen, den der schwere Ball gerade umgestoßen hatte, weinend im Gras sitzen und lief der Hündin nach, die mit dem Burschen bereits unter den Bäumen verschwunden war. Er holte die beiden ohne Mühe ein, denn Tonta, die nicht gewöhnt war, an der Leine geführt zu werden, leistete knurrend Widerstand. Beim Anblick Georgs ließ der Bursche den Strick fahren und wollte sich davonmachen, aber Georg erwischte ihn am Ärmel seines ausgewaschenen, zerrissenen Hemdes.

Das Gesicht des jungen Indios verschloß sich, als Georg ihn auszufragen begann. Es dauerte lange Zeit, bis er schließlich unter Tränen bekannte, ein Fremder habe ihm Tonta gezeigt und ihm eine Belohnung versprochen, falls er ihm den Hund bringen würde. Der Fremde warte auf einer Bank in der Nähe des Musikpavillons.

Diese Auskunft gab der Bursche unwillig, halb abgewandt und wie bereit, jeden Augenblick davonzulaufen.

„Nun lassen Sie mich gehen", brummte er dann, „schließlich habe ich Ihnen nichts getan."

„Nun", sagte Georg, „dein Geld sollst du auf jeden Fall bekommen." Und er reichte ihm einen Peso. Die Finger der noch kindlichen Hand griffen erst zögernd zu, dann krallten sie sich fest um die Münze. Jetzt war der Bursche auch bereit, Georg an den Platz zu führen, wo ihn der Fremde erwartete. Georg mußte erst Abel von der Wiese abholen, und als sie sich zu viert dem Musikpavillon näherten, dunkelte es schon unter den großen, moosbewachsenen Bäumen. Bei ihrem Kommen erhob sich der Mann von einer der Bänke und ging rasch davon. Georg hatte den Eindruck, daß es der Fremde war, der ihn auf dem Schloßhof angesprochen hatte. Er war sehr erregt über diesen Entführungsversuch.

Er erzählte Henriette davon, als er heimkam. Sie hatte gerade gebadet, stand hochbeinig in Büstenhalter und seidenem Höschen vor dem Spiegel und war dabei, die langen schwarzen Haare aufzustecken. Auf dem Stuhl lag das Kleid. Sie wollte am Abend ausgehen.

„Willst du heute nicht einmal mitkommen?" fragte sie.

Georg brummte: „Was soll ich da? Ich langweile mich nur."

Er liebte diese Gesellschaften nicht, an denen Henriette so viel Vergnügen fand. Amerikanische Touristen und junge Mexikaner trafen sich da in einer unnatürlichen, erzwungenen Boheme-Atmosphäre. Man trank Coca-Cola mit Rum, redete über Kunst und Politik und tanzte zur Musik des Radios oder eines Grammophons.

„Wenigstens einmal", sagte Henriette.

„Nein, nein", sagte Georg. „Das ist nichts für mich."

Henriette blickte im Spiegel nach ihm. „Du bist komisch", sagte sie, „auf die Hündin paßt du auf. Die läßt du dir nicht wegholen. Deine Frau aber . . ." Sie sprach nicht zu Ende. Ihre Lippen hielten ein paar Haarnadeln fest, während sie mit beiden Händen das Haar aus dem Nacken zum Scheitel strich.

‚Ist es schon soweit?' fragte sich Georg erschrocken. Flüchtig betrachtete er sein graues, faltiges Gesicht im Spiegel, dann zuckte er – sein eigenes Verwundern bespöttelnd – mit den Schultern. Natürlich war es soweit. Schon seit langem hätte er sich darüber Rechenschaft geben sollen. Sie gingen beide ihre Wege, und diese Wege führten auseinander.

Georg hatte in seinem Leben viel beobachtet und selten gehandelt. Vieles war durch seine Hände gegangen, wenig davon hatte er festgehalten. Er war es gewöhnt, was geschah, als ein Faktum hinzunehmen. Er hatte keine Antwort für Henriette, deren goldbraune Schultern leuchtend aus dem schwarzen Unterkleid hervorsahen. Mit jedem Schritt ließen ihre hohen Absätze ein hartes, hochmütiges Klopfen hören.

Georg verließ den Raum, ohne sie zu beachten, und zog sachte die Tür hinter sich zu. Im Wohnzimmer, wo auch der kleine wackelige Schreibmaschinentisch stand, an dem er zu arbeiten pflegte, kramte er erst eine Weile in seinen Papieren herum, bevor er sich niedersetzte. Es klingelte, und Henriette rief ihm rasch zu: „Laß dich nicht stören, es ist für mich."

Im leichten Mantel, ein buntes Tuch um den Kopf, durchquerte sie das Zimmer. Er hörte noch ihre Schritte auf der Terrasse, dann fiel die Tür zum Treppenhaus hinter ihr ins Schloß. ‚Sie hätte sich wenigstens von mir verabschieden können', dachte er. Und er ärgerte sich: ‚Wozu fragt sie erst, ob ich mitkommen will, wenn sie sich schon jemanden bestellt hat, der sie abholt?'

Mit der Arbeit wollte es zuerst nicht recht vorwärtsgehen, er brauchte lange, bis er den Faden der Erzählung wieder aufnehmen konnte, und gerade als er soweit war und die ersten Sätze geschrieben hatte, wachte Abel weinend in seinem Bettchen auf.

Mit einem gefalteten Zeitungsblatt ging Georg in das Schlafzimmer des Kleinen, entzündete das Licht, kletterte auf einen Stuhl, um nach den Moskitos zu jagen, die als schwarze kleine Flecke um die Lampe herum an der weißen Decke saßen. Er tröstete den Jungen mit ein paar spanischen Worten und sang ihm halblaut ein deutsches Schlaflied, bis er des Kindes leise, regelmäßige Atemzüge hörte.

Er setzte sich nun wieder an den Schreibtisch und blieb eine Weile ungestört. Ganz seinen Gedanken hingegeben, beachtete er nicht weiter, daß Tonta aus dem Schlafe auffuhr und zu ihm trottete. Bittend legte sie ihren schönen Hundekopf auf seine Knie. Er griff achtlos in ihr weiches Fell, seine Finger spielten mit dem seidigen Haar. Als er einmal – über eine Satzkonstruktion grübelnd – zu ihr niederblickte, bemerkte er die flackernde Angst im unruhevollen Blick der Hündin. Aber noch immer war er voll mit seiner Arbeit beschäftigt, und er hatte sich auch im Laufe der Zeit so sehr an Tontas Eigenheiten gewöhnt, daß ihm diese Beobachtung zunächst gar nicht recht zu Bewußtsein kam. Erst als Tonta in irren, sehnsüchtigen Tönen zu heulen begann, wurde er stutzig. Er stellte einen Napf mit Wasser vor sie, dann holte er Milch aus der Küche, doch drehte sie den Kopf fort und weigerte sich zu trinken. Dabei war ihre Nase so trocken und heiß, daß sie sich wie Schorf anfühlte. Die Hündin begann nun mit gesenktem Kopf im Zimmer hin und her zu laufen. Bald legte sie sich hier, bald dort nieder, um nach kurzen Augenblicken wie von einer tiefen Angst getrieben von neuem aufzufahren.

Von dieser Unruhe des Tieres wurde nun auch Georg ergriffen. Er ging zum Telefon, versuchte einen Tierarzt zu erreichen. Seine Anrufe blieben ohne Antwort.

Wie konnte es auch anders sein! Er erinnerte sich, was für Umstände es damals gekostet hatte, einen Arzt zu finden, als der Junge nachts von einem Skorpion gebissen war. Georg sah ein, daß er keine fremde Hilfe für Tonta finden werde. Behutsam deckte er sie mit einer Sarape, einer braun-weißen gewebten Wolldecke, zu, und ihm schien nach einer Weile, daß sich die Hündin besser fühle, jedenfalls atmete sie etwas ruhiger, und das Zucken, das von Zeit zu Zeit ihren Körper durchlief, ließ nach.

Von neuem setzte er sich zur Arbeit nieder. Die Winternächte in Mexiko sind kühl. Ihn fror jetzt, während er auf der harten hölzernen Bank vor seiner Schreibmaschine saß, und seine Finger waren steif, so daß er oft die falschen Tasten anschlug. „Kurz ist das Leben, lang ist die Kunst." Was mochte Goethe damit gemeint haben? Jedenfalls ließ sich das Leben nicht in der Hast durch die Kunst einfangen.

Georg blickte auf die Tasten seiner Schreibmaschine, auf deren Rändern sich das Licht spiegelte. Er hatte auch seine Gedanken nicht recht beisammen. Zu nah war er den Dingen seiner Umgebung, zu fern den Dingen, von denen er aussagen wollte.

Er hörte, wie der Junge in seinem Zimmer leise im Schlaf sprach, steckte sich

eine Zigarette an und trat auf die Terrasse. Die Nacht war klar. Schneegeruch hing in der Luft. Auf den regelmäßigen, starren Formen der Kakteen lag blaues Mondlicht. Über der Stadt glühte der Widerschein ihrer tausend Lichter. Eine späte Straßenbahn rasselte lärmend durch die Straßen. ‚Da hab' ich nun Weib und Kind und Hund', dachte Georg, ‚und ich bin doch sehr allein. Von der Not meines Herzens weiß nur ich. Niemand nimmt daran teil.' Er überlegte, daß es für Henriette wohl Zeit sei, heimzukehren. ‚Wo treibt sie sich nur so lange herum?' fragte er sich und war verwundert über seine Eifersucht. Rasch drehte er sich um und ging ins Zimmer, Schutz suchend wollte er sich von neuem an seine Schreibmaschine setzen.

Da kroch Tonta auf allen vieren unter der Decke hervor, stieß liegend noch ein paar kurze klagende Laute aus und sprang mit steifen Beinen auf, die plötzlich dürr geworden waren. Sie hatte etwas Hölzernes an sich, nur die Augen, große goldschimmernde Tränen, schienen voller Leben. Georg rief sie an. Aber sie hörte ihn nicht. Ihre schönen spitzen Ohren hingen trübselig herab.

Als Georg, zärtliche Worte flüsternd, auf sie zuging, wich sie zurück, scheu und ärgerlich zugleich, den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Sie erkannte ihn nicht mehr. Fast flehend wiederholte er ihren Namen: „Tonta, arme Tonta!"

‚Hätte ich sie doch nur nicht so genannt', dachte er dabei, nicht frei von abergläubischem Erschrecken, mit diesem Namen das Böse erst heraufbeschworen zu haben.

Die Hündin trottete steifbeinig im Zimmer hin und her, schneller wurden ihre eckigen Bewegungen, immer eiliger ihr blind hastender Lauf. Sie stieß gegen den Tisch, riß den Stuhl um, auf den Georg seine Papiere gelegt hatte, rannte in vollem Lauf mit dem Kopf gegen die Wand, sprang auf die Bank, die dröhnend umfiel.

Mit hängenden Armen stand Georg in der Mitte des Zimmers und sah entsetzt dem Treiben des Tieres zu. Er wollte die über den Fußboden verstreuten Manuskripte aufsammeln und bückte sich schon, als er den Jungen entdeckte. Der Lärm hatte ihn geweckt. Nun stand er in der kurzen Jacke des Schlafanzuges mit nacktem, rundem Bäuchlein auf schwankenden Beinen in der Tür des Schlafzimmers. Die kleinen Hände klammerten sich an den Pfosten, der weichlippige Mund war geöffnet. In den Augen spiegelte sich furchtsames Erstaunen.

Mit zwei Schritten war Georg bei ihm, hob ihn auf den Arm und sprach lachend auf ihn ein: „Ja, unsere Tonta! Verdient sie ihren Namen nicht zu

Recht? Mitten in der Nacht fängt sie an zu spielen. Und wie! Alles hat sie umgeschmissen, die Dumme! Leg dich nur wieder ins Bettchen. Schlaf! Ich werde sie hinauslassen."

Der Junge antwortete nicht. Um seinen Mund spielte ein zaghaftes Lächeln. Aber in den schlaftrunkenen blauen Augen, mit denen er Georg fest ansah, als er aus dessen Arm wieder in die Kissen glitt, stand noch immer der Schreck.

Für kurze Zeit noch blieb Georg auf dem harten Gestänge des eisernen Bettes sitzen, lauschte auf die unruhigen, jagenden Schritte der Hündin im Nebenzimmer, auf ihren hechelnden Atem, auf die schweren, dumpfen Schläge, mit denen der Kopf des Hundes gegen die Wände prallte. Sacht löste er dann die kleinen Kinderhände von seinem Arm.

Bei der Rückkehr ins Wohnzimmer fand er die Hündin in der Mitte des Raumes aufrecht sitzend. Weiße Speichelfäden tropften aus den Winkeln ihrer schmalen Schnauze. Doch bemerkte Georg, daß sie seinen Bewegungen mit ihrem Blick folgte. So faßte er wieder ein wenig Hoffnung. Er nahm den Topf mit Milch und schob ihn ihr zu.

Wie unter einem Schlag zuckte Tonta zusammen, ihre Haare sträubten sich, gepeinigt, in tiefster Not sprang sie zurück. Besorgt um den Schlaf des Kleinen öffnete Georg die Tür zur Terrasse. Da rief ihn Roberto an, der in Hemd und Hose, eine Sarape über den Kopf gezogen, an der Brüstung des flachen Daches stand. Er wohnte dort oben in einer der Kammern für die Hausmädchen.

„Was ist denn los? Ich wollte gerade zu Ihnen kommen. Die Leute im Haus beschweren sich über den Lärm."

Bevor Georg antworten konnte, stürzte Tonta in geradem Lauf aus dem Zimmer auf die Terrasse und rannte mit gesenktem Kopf gegen die Brüstung.

„Da, sehen Sie doch!" rief Georg zu Roberto hinauf. „So geht das nun schon die ganze Zeit . . ." Seine Stimme wurde unsicher, und er unterbrach sich, dabei war er dankbar über Robertos Auftauchen.

„Es ist erst ein paar Tage her, daß Ihr Hund mich beinahe gebissen hätte", sagte Roberto vorwurfsvoll und warnte: „Geben Sie nur acht, daß er Sie nicht erwischt."

„Aber er tut mir ja nichts – schauen Sie nur!"

Tonta lief auf der langen Terrasse hin und her. Immer wieder schlug ihr Kopf gegen die Mauer.

„Auf alle Fälle werfe ich Ihnen einen Sack herunter", entschied Roberto. „Den können Sie sich um den Arm wickeln."

„Wie kann ich dem Tier nur helfen?"

„Da gibt's nur eine Hilfe. – Mein Gott, ich hab' das so oft gesehen. Immerhin können Sie mal die Funkstreife anrufen. Vielleicht holen die das Tier ab."

Das war wenigstens ein Vorschlag. Aber der Beamte in der Zentrale fragte nur kurz zurück: „Hat der Hund jemanden gebissen?"

„Noch nicht . . ."

„Dann sind wir nicht zuständig. Wenden Sie sich an das Institut zur Tollwutbekämpfung."

„Jetzt, um drei Uhr nachts?"

„Die öffnen so gegen zehn." Damit beendete der Mann das Gespräch.

Als Georg wieder auf die Terrasse trat, irrte die Hündin fast kriechend mit hängendem Schweif und eingeknickten Beinen im Kreis umher.

„Ich kann es nicht mehr mit ansehen", sagte Georg zu Roberto.

„Ich werde sie auf die Straße führen. Vielleicht finde ich einen Polizisten oder einen Nachtwächter."

„Das Tier wird Sie beißen", warnte Roberto von neuem.

„Wollen Sie rauchen? – Hier!" Georg warf ihm eine Zigarette zu. Aufblikkend sah er über dem dunklen Gesicht Robertos den weiten samtleuchtenden Himmel Mexikos mit der strahlenden Fülle der Sterne. Man glaubte, sie mit der Hand greifen zu können, dachte er.

„Ich komme 'runter", sagte Roberto. „Wir nehmen sie mit zwei kurzen Strikken in die Mitte. Dann kann nichts passieren. Einen Augenblick nur, bis ich die Sandalen angezogen habe."

Tonta hatte ihren Lauf unterbrochen. Sie atmete heftig mit offener Schnauze, die spitze Zunge hing über die weißen Zähne. Sie setzte sich, hob den Kopf und begann zu winseln.

Noch einmal rief Georg sie an. Sie blickte sich nicht nach ihm um. Der kurzbeinige Roberto tauchte wieder auf dem Dache auf und warf zwei kaum meterlange Stricke und einen Sack herab.

„Machen Sie die Stricke am Halsband fest. Ich bin gleich bei Ihnen."

All diese Vorbereitungen machten Georg nun doch unsicher. Nur zögernd näherte er sich dem Hunde. Tonta schien ihn nicht zu bemerken, sie rührte sich nicht. Während er die Knoten knüpfte, klang weiter ihr schmerzvolles Lied.

Streichelnd fuhr Georg noch einmal über den schönen Kopf. Die Hündin wandte sich ihm mit langsamer Bewegung zu, dann schnappte sie müde, ohne große Kraft, nach seiner Hand. Er spürte den schwachen Biß ihrer Zähne auf

dem Handrücken. Er hatte kaum Zeit zu erschrecken, da ließ sie ihn schon wieder gehen. Auf der Wunde zeigten sich nur ein, zwei Blutstropfen, die Georg rasch mit dem Taschentuch auftupfte, denn schon klopfte Roberto an der Tür.

Jeder einen Strick in der Hand, führten sie Tonta zur Treppe. Wie von Furien gejagt, stürzte die Hündin die Stufen in haltlosem Lauf hinab und riß die beiden Männer hinter sich her. Auf der Straße trottete sie ergeben mit hängendem Kopf und gesenktem Schweif zwischen ihnen dahin.

‚Ich hätte einen Zettel für Henriette schreiben sollen', dachte Georg, und er machte sich Sorgen um den Kleinen, den er allein zurückgelassen hatte.

Sie begegneten niemandem auf der Straße, niemandem auch auf der breiten Avenida mit den schwerfällig sich wölbenden Bogen des Aquädukts, dessen Mauern, in den Zeiten der spanischen Herrschaft errichtet, jetzt zu zerfallen begannen.

„Auf diesem Wege sind wir damals gekommen. Freilich sah alles anders aus. Ich war noch nie in einer Stadt gewesen", sagte Roberto und erzählte mit vor Müdigkeit zitternder Stimme vom Einmarsch des Bauernheeres im Herbst des Jahres 1914.

So gelangten sie an den Eingang des großen Parks. Im Renaissancebrunnen, an dem einst der Aquädukt endete, rauschte das Wasser. Georg, der der Erzählung Robertos nicht gefolgt war, wollte Tonta an den Rand des Brunnens führen, aber kaum hatte die Hündin die Feuchtigkeit gewittert, da stemmte sie die Füße fest gegen den Boden und ließ sich nicht weiterziehen.

„Wir können nicht ewig so herumlaufen, Señor Georg", begann Roberto, als sie das schmiedeeiserne Tor des Parks durchschritten hatten und gewahrten, wie sich der Himmel über den dunklen Kronen der Bäume grün färbte. „Es wird hell, und für das, was wir vorhatten, ist es nun schon zu spät."

„Aber was sollen wir tun?" fragte Georg.

Roberto hob die Schultern unter dem Dreieck seiner Sarape. Er hatte einen kleinen runden Schädel und einen schmalen Hals wie von Leder. Suchend blickte er sich um. Es sah aus, als streckte eine Schildkröte den Kopf aus dem Panzer. „Das beste ist", riet er, „wir binden den Hund hier an einen Baum. Dann sind Sie ihn los. Sonst läßt sich ja doch nichts machen."

Er war ein alter Mann und hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Jetzt war er müde und hörte nur unwillig auf Georg, der sich ereiferte. „Nein, hören Sie, Roberto, das geht wirklich nicht. Sie wird den Strick durchbeißen und Unheil anrichten. Und man kann sie auch nicht so leiden lassen!"

Auf dem Berge wurde die Silhouette des Schlosses von Chapeltepec sichtbar.

Roberto sagte: „Auf halber Höhe ist eine Wache. Aber ob die uns helfen..."

Sie gingen über den taufeuchten Rasen der Wiese, auf der Georg am Vortage noch mit Abel gespielt hatte, er erinnerte sich des Jungen, der Tonta hatte entführen wollen. Dann kamen sie an dem Musikpavillon vorbei, in dessen Schatten täglich eine kleine Truppe zum Schlag von Trommeln dressierte Hunde und Äffchen in lächerlichen Kostümen vorführte. Der Kleine liebte das Schauspiel. Kurz vor dem See bogen sie ab. Die gewaltigen Stämme der Ahuehuetebäume – der Legende nach von den ersten Mayafürsten gepflanzt – drängten sich um sie. Von den weit ausladenden Ästen hingen schwere Zöpfe graugrünen Mooses herab.

Der Weg führte sie dann bergan. Roberto begann heftiger zu atmen, und da die Hündin wieder unruhig wurde, ermahnte er Georg, sich mehr auf der Seite zu halten, so daß Tonta in ihrer Mitte zwischen den beiden straff gespannten Stricken laufen mußte.

Als sie um ein Gebüsch bogen, erhob sich vor ihnen ein einstöckiger, grauer, fensterloser Steinbau. Aus der geöffneten Tür drang der Geruch von Kaffee und heißen Tortillas, und Rauch stieg aus dem Schornstein in den glasklaren Himmel. Vor dem Häuschen stand ein Soldat, das Gewehr am Riemen über der Schulter, das braune Gesicht vom Stahlhelm beschattet.

„Die Schloßwache – mit ihm müssen Sie reden", flüsterte Roberto.

Georg blieb stehen, er fühlte, wie seine Augen brannten, und meinte auch nicht einen Schritt mehr tun zu können. Aber nun half nichts mehr. Bittend wandte er sich an den Soldaten: „Perdone me..." Er wies auf Tonta, erzählte ihre Geschichte.

Zunächst rührte sich nichts im flachen Bauerngesicht des Soldaten, das von der Nachtwache mit olivfarbigen Schatten gezeichnet war. Georg wurde mutlos. ‚Versteht er mich denn nicht?' fragte er sich und fühlte sich plötzlich unsicher in der fremden Sprache, die er doch leidlich zu beherrschen glaubte.

Da endlich wandte der Posten den Kopf und rief mit rauher Stimme ein paar unverständliche Worte.

In der dunklen Türöffnung erschien daraufhin ein alter Mann, dessen grauer Schnauzbart zerfranst über die rissigen Lippen hing. Sein Uniformrock mit den Rangabzeichen des Unteroffiziers war nicht zugeknöpft, auf der runzligen Haut der Brust hing ein ovales silbernes Medaillon. Seine Pupillen waren von strahlendem Schwarz, das Weiß des Auges blendend wie Elfenbein, doch die Lider, die zwinkernd sich öffneten und wieder schlossen, waren rot und entzündet. Er gewahrte sofort den Geldschein, den Georg aus der Tasche gekramt hatte

und jetzt in der Hand hielt. Sein Blick glitt zu Tonta hinüber, die zitternd im hohen Grase stand.

„Welch ein Jammer! So ein schönes Tier!" sagte er.

Auch Georg sah zu Tonta hinüber und bemerkte nun erst, daß Roberto sich auf seinen Sandalen lautlos davongeschlichen hatte.

Der Cabo trat noch einmal in das Häuschen zurück und kam gleich darauf mit seiner Pistole wieder.

„Wissen Sie auch mit so einem Ding umzugehen?" fragte er.

„Doch . . .", sagte Georg. „Ja . . ."

Ihm blieb keine Zeit zu überlegen. Der Unteroffizier hatte ihm die Waffe zugeschoben. Jetzt wog sie schwer in seiner Hand – eine deutsche Armeepistole alten Modells. Der Teufel sollte wissen, auf welchen Wegen so etwas hierhergekommen war. Vor zwei Jahrzehnten hatte man Georg gegen seinen Willen an einer solchen Waffe ausgebildet. In den letzten Monaten vor seiner Flucht aus Deutschland – das war nun schon ein Jahrzehnt her – war eine gleiche Waffe seine Begleiterin gewesen, weil er sich nicht lebend hatte fangen lassen wollen. Und später hatte er sie in Spanien getragen. Wie viele Erinnerungen doch weckte das Ding mit dem geriffelten hölzernen Schaft, mit dem blauschwarzen stählernen Lauf, mit den acht Schuß im Ladestreifen.

Der Cabo war auf die Schwelle zurückgetreten, lehnte sich mit dem Ellbogen gegen den Türpfosten und steckte nachlässig Georgs Geldschein in die obere Jackentasche.

Noch einmal nickte Georg ihm zu, und sie sahen sich in die Augen. Es war ein Blick sachlichen, nüchtern trüben Einverständnisses, den die beiden Männer wechselten, die nichts miteinander verband als die Vertrautheit mit der gleichen Waffe.

Georg ließ den rechten Arm hängen und schob mit einer mechanischen Bewegung des Daumens den Sicherungsflügel nach vorn, während er sich Tonta näherte.

Die Hündin hatte sich gesetzt, stemmte die Vorderbeine fest auf den Boden und hatte den schmalen Kopf erhoben. In ihren gläsernen Augen spiegelte sich das Licht des neuen Tages, das von der Höhe des Berges herabströmte. Wie grünes Gold strahlten die Blätter der Bäume, silbern leuchtete der Tau auf den Gräsern, und die Ziegel des Wachhauses brannten mit roten Feuern.

Georg sah den Nacken des Hundes dicht vor sich, rostbraun, weiß und schwarz geflammt, mit dem langen, weichen Haar, über das er so oft seine Hände liebkosend hatte gleiten lassen. Er hob langsam den Arm, spürte, wie

sein Herz schlug und daß seine Hand zitterte, und er glaubte den wachen Blick aus des Cabos schwarzen Augen auf sich zu fühlen.

‚Daß ich das tun muß', klagte er bei sich und begriff, daß er nicht länger zögern dürfe. Ein wenig noch hob er den schwarzen Lauf der Pistole bis dicht hinter das unruhig zuckende Ohr der Hündin. Er zwang die Hand zur Ruhe, krümmte den Zeigefinger, bis er am Druckpunkt den Widerstand spürte, dann drückte er ab.

Er sah die Flamme. In seinen Ohren dröhnte der Schuß.

Die Hündin wurde hochgerissen und zu Boden geschleudert. Sie lag im Gras, reglos wie im tiefsten Schlaf.

Vom See her, wo der Tiergarten war, klang als Echo auf den Schuß das langgezogene, klagend zornige Geheul der Raubtiere.

„Tonta", stammelte Georg flüsternd. „Tonta!"

Der Cabo war neben ihn getreten und wand ihm die Waffe aus der Hand. „Und das Fell? Überlassen Sie es uns?" fragte er.

Aber Georg konnte nicht antworten. Er preßte sein Gesicht in den angewinkelten Arm und ging, ohne sich umzuwenden, mit schwankenden Schritten den Berg hinab, am See entlang, an dessen Ufer die breiten Ruderboote lagen, durch den Schatten der sagenumwobenen vielhundertjährigen Bäume.

Zu Haus blickte er kurz in das Zimmer Abels, der ruhig atmend in seinem Bett schlief. Dann legte er sich nieder, blieb aber wach. Die Morgenhelle drang durch die billigen, dünnen Vorhänge, und wenn er die Augen schloß, sah er Tonta vor sich, das Licht des neuen Tages in den Augen und hinter ihrem Ohr den schwarzen Lauf der Pistole.

Er war noch immer wach, als Henriette kam, die gar nicht müde war nach der durchtanzten Nacht, sondern heiter und zärtlich erregt.

Sie plapperte vor sich hin, erzählte von Leuten, die sie getroffen hatte, der und der hätte ihm sicher auch gefallen.

„Diesmal hättest du mitkommen sollen. José hatte wunderbare Tanzplatten mitgebracht. Wir haben viel gelacht. Es war wirklich nett."

Schwatzend zog sie sich aus und ließ die Kleider auf den Boden fallen. Sie dehnte sich im Bett und kuschelte sich wohlig an ihn.

„Wärst du doch nicht solch ein Bär!"

Dann fiel ihr ein: „Wo ist eigentlich Tonta? Ich hab' sie gar nicht gesehen, als ich zurückkam."

Da erzählte Georg, was vorgefallen war. Er machte es kurz. Er sprach rasch mit belegter, ärgerlicher Stimme und nachlässig, wie man auf eine unbe-

queme Frage nach gleichgültigen Dingen antwortet. Er sah sie nicht an, sondern blickte zur Decke auf. Während er sprach, fühlte er, wie ihr Körper neben ihm hölzern und steif wurde.

Als er geendet hatte, fragte sie tonlos: „Das hast du getan? – Du hast sie wirklich erschossen?"

Mit heftiger Bewegung riß sie sich von ihm los.

„Rühr mich nicht an", rief sie, „rühr mich nicht an mit deinen Händen!"

Jetzt erst erinnerte sich Georg wieder daran, daß Tonta ihn gebissen hatte. ‚Ich werde zum Arzt gehen müssen', dachte er und betrachtete mit brennenden Augen die kleinen Wundmale auf seinem Handrücken. Davon zu sprechen hatte er vergessen.

Konstantin Paustowski

Der Räuberkater

Wir waren verzweifelt. Wir wußten nicht, wie wir diesen rothaarigen Kater fassen sollten. Er plünderte uns jede Nacht. Er wußte sich so geschickt zu verstecken, daß keiner von uns ihn je richtig zu Gesicht bekommen hatte. Erst nach einer Woche gelang es endlich, festzustellen, daß der Kater ein zerrissenes Ohr hatte und daß ihm ein Stück seines verdreckten Schwanzes fehlte.

Dieser Kater hatte jegliche Gewissensskrupel überwunden, dieser Kater war ein Vagabund und ein Gangster. Hinter seinem Rücken nannte man ihn den „Räuber".

Er stahl alles: Fisch, Fleisch, saure Sahne, Brot. Einmal hatte er im Schuppen sogar die Blechbüchse mit Regenwürmern aufgestöbert. Er hat den Inhalt natürlich nicht gefressen, aber die Hühner kamen an die Blechbüchse gelaufen und pickten unseren ganzen Vorrat an Ködern auf.

Dann lagen die vollgefressenen Hühner in der Sonne und stöhnten. Wir gingen schimpfend um sie herum, aber das Angeln war nun mal unterbrochen.

Fast einen Monat hatten wir gebraucht, um den rothaarigen Kater aufzuspüren.

Die Dorfjungen halfen uns dabei. Eines Tages kamen sie atemlos angelaufen und erzählten, daß der Kater in der Frühe geduckt durch die Gemüsegärten geflitzt sei, eine Schnur mit aufgereihten Barschen zwischen den Zähnen.

Wir stürzten in den Keller und stellten fest, daß die Schnur mit den zehn fetten Barschen, die wir in der Prorwa gefangen hatten, tatsächlich fehlte.

Das war schon kein Diebstahl mehr, das war glatter Raub am hellichten Tage. Wir schworen, den Kater zu fangen und ihn für seine Gangsterstückchen durchzuwalken.



Wir stellten ihn noch am gleichen Abend. Er stahl vom Tisch ein Stück Leberwurst und kletterte damit auf eine Birke.

Wir rüttelten an der Birke. Der Kater ließ die Wurst fallen, und sie fiel Ruwim auf den Kopf. Der Kater schaute wild auf uns herab und schrie drohend.

Doch da es kein Entrinnen für ihn gab, entschloß er sich zu einer Verzweiflungstat. Mit einem fürchterlichen Geheul stürzte er sich von der Birke herab, fiel auf die Erde, federte hoch wie ein Fußball und raste unters Haus.

Das Haus war klein. Es stand in einem verwilderten Garten. Jede Nacht weckte uns das Klopfen der wilden Äpfel, die von den Zweigen auf das Blätterdach fielen.

Das Haus war angefüllt mit Angelruten, Schrot, Äpfeln und trockenen Blättern. Wir übernachteten nur darin. Die Tage verbrachten wir vom Morgengrauen bis zur Dunkelheit an den Ufern der zahllosen Flüsse und Seen. Dort fischten wir und machten ein Lagerfeuer an den dichtbewachsenen Ufern.

Um an die Ufer der Seen zu gelangen, mußte man sich erst schmale Pfade durch das hohe duftende Gras bahnen. Blumenkronen wippten über unseren Köpfen, und auf unsere Schultern rieselte gelber Blütenstaub.

Abends kehrten wir zurück, zerkratzt von Disteln, müde, sonnenverbrannt, mit einem Bündel silbriger Fische – und regelmäßig empfing uns der Bericht von einer neuen Schandtat des rothaarigen Katers.

Doch nun war der Räuber endlich gestellt. Er verkroch sich in den schmalen Gang unter dem Haus, der keinen zweiten Ausgang hatte.

Wir versperrten den Zugang mit einem alten Fischnetz und warteten. Doch der Kater kam nicht. Er heulte widerwärtig wie ein unterirdischer Geist, heulte unausgesetzt und ohne jedes Anzeichen von Ermüdung.

Es verging eine Stunde, eine zweite, eine dritte ... Es war Zeit, schlafen zu gehen, doch der Kater heulte und schimpfte unter dem Haus, und das ging uns auf die Nerven.

So wurde also Lenka geholt, der Sohn des Dorfschusters. Lenka war berühmt wegen seiner Furchtlosigkeit und Geschicklichkeit. Er wurde beauftragt, den Kater hervorzuholen.

Lenka nahm eine seidene Angelschnur, band sie um den Schwanz einer am Tage gefangenen Plötze und schob den Köder unter das Netz in den unterirdischen Gang.

Das Geheul verstummte sofort. Wir hörten ein Schnalzen und ein Zuschnappen von Raubtierkiefern – der Kater hatte den Fischkopf mit seinen Zähnen gepackt. Er verbiß sich krampfhaft. Lenka zog an der Schnur. Der Kater

stemmte sich verzweifelt, doch Lenka war stärker, außerdem wollte der Kater den schönen Fisch nicht fahrenlassen.

Eine Minute später erschien der Kopf mit der Plötze im Maul in der Öffnung des Ganges.

Lenka packte ihn am Kragen und hielt ihn hoch. Zum erstenmal konnten wir ihn ordentlich betrachten.

Der Kater hatte die Augen geschlossen und die Ohren angelegt. Den Schwanz zog er für alle Fälle ein. Er erwies sich trotz der ständigen Räubereien als ein recht magerer, flegelhafter, feurigroter Geselle mit weißen Flecken am Bauch.

Nach gründlicher Besichtigung fragte Ruwim nachdenklich:

„Was tun wir nun mit ihm?"

„Verprügeln!" sagte ich.

„Nützt nichts", meinte Lenka. „Der hat von klein auf solchen Charakter."

Der Kater wartete mit zugekniffenen Augen.

Da mischte sich der Bub ein. Er mischte sich überhaupt gern in die Gespräche Erwachsener ein und hatte schon manchen Verweis dafür einstecken müssen. Er war schon schlafen gegangen, jetzt rief er von innen:

„Man soll ihm ordentlich zu essen geben!"

Wir befolgten diesen Rat, schleppten den Kater in den Schuppen und setzten ihm ein herrliches Abendessen vor: Schweinebraten, Barschsülze, Quarkküchlein und saure Sahne.

Der Kater fraß über eine Stunde. Dann trat er wankend aus dem Schuppen, setzte sich auf die Schwelle und wusch sich, während seine frechen grünen Augen uns und die niedrigen Sterne musterten.

Nach dem Waschen prustete er lange und rieb seinen Kopf an den Dielenbrettern. Dies war offenbar ein Ausdruck der Fröhlichkeit. Wir befürchteten, daß er sich die ganzen Nackenhaare abschubben würde.

Dann legte er sich auf den Rücken, erwischte seinen Schwanz, kaute daran, spuckte ihn wieder aus, streckte sich lang am Ofen hin und begann friedlich zu schnarchen.

Von dem Tage an wurde er bei uns heimisch und hörte auf zu stehlen.

Am nächsten Morgen vollbrachte er sogar eine überraschende und edle Tat.

Hühner waren auf den Gartentisch geklettert und hatten unter gegenseitigem Schubsen und Schimpfen den Buchweizenbrei von den Tellern zu picken begonnen.

Zitternd vor Empörung schlich sich der Kater heran und sprang mit triumphierendem Geheul auf den Tisch.



Die Hühner flogen mit entsetztem Gegacker hoch, warfen den Krug mit Milch um und rasten in den Garten, daß die Federn nur so stiebten.

Allen voran lief mit lautem Gackern der langbeinige, dumme Hahn, genannt der „Schreihals“.

Der Kater rannte auf drei Pfoten hinter ihm her, während er mit der vierten auf ihn einschlug. Staub und Flaum wirbelten um den Hahn, und in seinem Innern gluckerte und dröhnte es bei jedem Schlag, als schlüge der Kater auf einen Gummiball ein.

Danach lag der Hahn einige Minuten besinnungslos mit verdrehten Augen da und stöhnte. Er wurde mit kaltem Wasser übergossen und kam dann wieder zu sich.

Von da an trauten sich die Hühner nicht mehr zu stehlen. Wenn sie den Kater sahen, verkrochen sie sich mit ängstlichem Piepsen und gegenseitigem Puffen unters Haus.

Der Kater ging im Hause und im Garten umher, als wäre er der Hausherr und Wächter. Er rieb seinen Kopf an unseren Beinen. Er forderte Dankbarkeit und hinterließ auf unseren Hosen Büschel roter Haare.

Wir änderten seinen Namen von „Räuber“ in „Milizionär“. Ruwim behauptete zwar, dies wäre nicht ganz angängig, doch sind wir überzeugt, daß die Milizionäre uns darum nicht böse sein werden.

Mark Twain

Der berühmte Springfrosch von Calaveras

Ein Freund aus dem Osten hatte mich brieflich gebeten, doch einmal den gutmütigen, redseligen alten Simon Wheeler aufzusuchen und mich bei ihm nach einem Freunde meines Freundes zu erkundigen, einem *Leonidas* W. Smiley. Was dabei herauskam, werde ich gleich berichten. Ich habe ja den stillen Verdacht, dieser *Leonidas* W. Smiley ist eine Erfindung, und mein Freund hat nie einen solchen Mann gekannt; er spekulierte nur darauf, wenn ich den alten Wheeler nach ihm fragte, würde der an seinen berüchtigten *Jim* Smiley erinnert werden, sofort loslegen und mich zu Tode anöden mit irgendeiner vertrackten Geschichte über diesen Kerl, die ich dann des langen und breiten verpaßt bekäme, ohne das mindeste damit anfangen zu können. Wenn mein Freund diese Absicht hatte, dann kann er tatsächlich einen vollen Erfolg verzeichnen.

In der alten baufälligen Kneipe in Angels früherem Bergwerkslager fand ich Simon Wheeler, der in der Schenkstube am Ofen behaglich döste. Ich stellte fest, daß er dick war und eine Glatze hatte. Seine ruhige Miene zeigte gewinnende Sanftmut und Unkompliziertheit. Er schreckte auf und bot mir einen guten Tag. Ich erläuterte ihm, daß mich ein Freund beauftragt habe, mich nach einem lieben Kameraden seiner Jugendjahre zu erkundigen. Dieser Mann hieße Leonidas W. Smiley, Pfarrer Leonidas W. Smiley, und er sei ein junger Künder des Evangeliums gewesen. Soweit meinem Freund bekannt, habe er auch eine Zeitlang in Angels Lager gelebt. Ich fügte hinzu, sollte Wheeler mir irgend etwas über diesen Pfarrer Leonidas W. Smiley berichten können, so wäre ich ihm zu großem Dank verpflichtet.



Simon Wheeler drängte mich in eine Ecke, verbarrikadierte mich dort mit seinem Stuhl und hieß mich Platz nehmen. Dann leierte er die eintönige Erzählung herunter, die hier folgt. Er lächelte dabei nicht ein einziges Mal, er runzelte die Stirn nicht, er hob die Stimme nicht einmal, sondern sprach in dem gleichen sanft dahinplätschernden Tonfall, den er im ersten Satz angeschlagen hatte. Nie verriet er auch nur eine Spur von Anteilnahme. Aber durch die ganze endlose Geschichte zog sich ein eindrucksvoller Ernst und eine Aufrichtigkeit, die mir unmißverständlich bewies, daß er selbst seine Erzählung keineswegs lächerlich oder spaßig fand. Ihm war sie wichtig, und in den beiden Helden sah er Männer von unübertroffener, genialer Gerissenheit. Ich fand es hochgradig albern, wie der Mann da ein so närrisches Garn friedlich dahinspann, ohne ein einziges Mal zu lächeln. Wie ich schon sagte, bat ich ihn, mir zu erzählen, was er von Pfarrer *Leonidas* W. Smiley wußte, und er antwortete wie folgt. Ich ließ ihn auf seine Art erzählen und unterbrach ihn nicht.

„Da war hier mal einer, der hieß *Jim* Smiley. Das war im Winter neunundvierzig oder im Frühling fünfzig, so genau weiß ich das nicht mehr. Aber eins von beiden war's; denn ich besinne mich, daß der große Graben noch nicht fertig war, als er zum erstenmal im Lager auftauchte. Jedenfalls war er der komischste Kauz hier. Unentwegt wettete er auf alles und jedes, wenn er nur wen fand, der auf der Gegenseite mithielt. Fand er den nicht, dann wechselte er die Seite. Was dem andern in den Kram paßte, war ihm auch recht. Hauptsache, er bekam seine Wette, dann war er zufrieden. Dabei hatte er auch Dusel, Mordsdusel – er gewann fast jedesmal. Immer war er aufgelegt und lauerte auf eine Gelegenheit. Man konnte reden, von was man wollte, der Kerl bot sofort eine Wette an und stellte sich selbst auf jede Seite, die gewünscht wurde, das sagte ich Ihnen ja schon. Fand ein Pferderennen statt, dann war er danach entweder freudig erregt oder völlig niedergeschmettert. Er wettete bei einem Hundekampf. Er wettete bei einem Katzenkampf. Er wettete bei einem Hahnenkampf. Ja, wenn zwei Vögel auf einem Zaun saßen, wettete er mit Ihnen, welcher zuerst fortfliegen würde. An jedem Lagergottesdienst nahm er unweigerlich teil und setzte auf Pfarrer Walker, den er für den besten Bußprediger hier hielt – das war er übrigens auch und ein guter Mensch noch dazu. Er brauchte nur zu sehen, daß ein Krabbelkäfer seine Beine irgendwo in Bewegung setzte, schon wettete er mit Ihnen, wie lange er brauchen würde, um zu seinem Ziel zu kommen. Wenn Sie mitmachten, dann wäre er dem Käfer bis Mexiko hinterhergelaufen, nur um 'rauszubekommen, wohin er krabbelte und wie lange er unterwegs war. Viele von den Burschen hier kannten diesen Smi-

ley und könnten Ihnen von ihm erzählen. Ja, ihm war alles gleich, er wettete auf alles und jedes, so verrückt war der Kerl. Einmal war Pfarrer Walkers Frau lange schwerkrank und schon fast aufgegeben. Eines Morgens aber kam der Pfarrer ins Lager, und Smiley fragte ihn, wie es seiner Frau ginge. Es ginge ihr wesentlich besser – Dank sei dem Herrn in seiner unermeßlichen Güte –, und wenn sie weiter so gute Fortschritte mache, würde sie es mit Gottes Hilfe überstehen. Ohne sich zu besinnen, sagte Smiley: ‚Gut, ich wette zweieinhalb Dollar, daß sie nicht durchkommt!'

Dieser Smiley hatte einen Gaul – die Burschen nannten ihn den Viertelstundengaul, aber nur im Spaß, verstehn Sie; denn natürlich war er schneller. Mit diesem Pferd machte Smiley Geld, obwohl das Vieh langsam war und ständig Asthma, Kolik, Auszehrung oder so was hatte. Man gab dem Gaul zwei- bis dreihundert Yard vor und überholte ihn dann auf der Strecke. Aber jedesmal gegen Ende des Rennens wurde das Vieh aufgeregt und rapplig, tänzelte, spreizte die Beine und warf sie munter um sich, mal in die Luft, mal seitwärts in die Hürden – kurz, es wirbelte einen Mordsstaub auf und machte einen Höllenlärm mit seinem Husten, Niesen und Schnaufen. Und dann ging es jedesmal mit einer Kopflänge Vorsprung durchs Ziel, soweit man das genau feststellen konnte.

Smiley hatte auch eine kleine Bulldogge. Wenn Sie die sahen, hätten Sie keinen Pfifferling dafür gegeben und gemeint, der Köter sei nur dazu geschaffen, 'rumzustreunen, bissig auszusehen oder auf die nächste Gelegenheit zum Stehlen zu warten. Aber sobald Geld auf ihn gesetzt wurde, war der Hund wie ausgewechselt. Sein Unterkiefer stand dann wie das Vorschiff eines Dampfers vor, er bleckte die Zähne, daß sie wie Weißglut im Schmelzofen glänzten. Mochte ein anderer Hund ihn packen, ihn hetzen und beißen oder zwei- bis dreimal hinter sich schleudern, Andrew Jackson – so hieß der Köter nämlich –, Andrew Jackson focht das nicht an, er war es offensichtlich zufrieden und hatte nichts anderes erwartet. Mittlerweile wurden die Wetten verdoppelt und noch mal verdoppelt, bis auf der Gegenseite alles Geld bis zum letzten Heller gesetzt war. Da plötzlich schnappte Andrew Jackson den anderen Hund genau an der Hinterpfote und hing sich daran. Er biß nicht zu, verstehen Sie, sondern schnappte nur zu und hielt fest, bis man den Schwamm hochwarf, und wenn das ein Jahr gedauert hätte. Smiley gewann immer mit diesem Köter, bis er ihn einmal einem Hund gegenüberstellte, der keine Hinterbeine hatte, weil sie ihm von der Kreissäge abgeschnitten worden waren. Als der Kampf seine Zeit gedauert hatte und alles Geld gesetzt war, tat Andrew den Schnapper nach seinem Hauptangriffs-

punkt. Sofort merkte er, daß man ihn 'reingelegt hatte und der andre Hund ihm nun sozusagen das Wasser abgrub. Erst schien er überrascht zu sein, dann ließ er den Schwanz hängen und machte keinen Versuch mehr, zu gewinnen. Er wurde übel zugerichtet. Da sah er Smiley an mit einem Blick, als wollte er sagen, sein Herz sei gebrochen, und das sei einzig Smileys Schuld, weil er ihm einen Hund ohne Hinterbeine gegenübergestellt hatte, nach denen er hätte schnappen können, wo das doch seine größte Sicherheit im Kampf war. Dann hinkte er ein Stück weg, legte sich hin und starb. Er war wirklich ein guter Köter, dieser Andrew Jackson, und er hätte sich einen Namen gemacht, wenn er am Leben geblieben wäre; denn er hatte das Zeug dazu, er war genial – mir ist das klar, er selbst hatte ja nicht viel Gelegenheit, es zu beweisen. Aber es ist sonnenklar, ein Hund kann solche Kämpfe unter diesen Bedingungen nie gewinnen, wenn er kein Talent dazu hat. Mich macht es immer ganz traurig, wenn ich an Andrew Jacksons letzten Kampf und sein Ende denke.

Ja also, dieser Smiley hatte auch Rattenfängerhunde, Kampfhähne, Kater und lauter solches Viehzeug. Nie war man vor ihm sicher, mit nichts konnte man ihm kommen, worauf er einem nicht die Wette halten konnte. Eines Tages fing er einen Frosch, nahm ihn mit nach Hause und behauptete, er könne ihn dressieren. Drei Monate lang hockte er nur in seinem Hinterhof, um dem Frosch das Springen beizubringen. Und er brachte es ihm bei, da können Sie jede Wette darauf eingehn! Er gab ihm von hinten einen kleinen Schubs, und im nächsten Augenblick wirbelte der Frosch wie ein Pfannkuchen durch die Luft. Hatte er einen guten Start gehabt, dann schlug er ein oder zwei Purzelbäume und landete wie eine Katze wieder auf allen vieren. Durch die Fliegenjagd brachte ihn Smiley so in Form und hielt ihn in ständiger Übung, daß der Frosch jede Fliege ergatterte, die er überhaupt entdecken konnte. Smiley behauptete, ein Frosch brauche nur Dressur, dann könne er so ziemlich alles – und damit hat er recht. Ganz bestimmt, ich habe selbst gesehen, wie er Daniel Webster hier auf den Fußboden setzte – der Frosch hieß Daniel Webster – und dann laut rief: ‚Fliegen, Daniel, Fliegen!' Und schwups sprang der Frosch hoch in die Luft, schnappte eine Fliege von der Theke hier und plumpste wie ein Klumpen Dreck wieder auf die Erde. Dort kratzte er sich mit dem Hinterbein so gelassen den Kopf, als hätte er keine Ahnung, daß er mehr geleistet hatte als ein gewöhnlicher Frosch. Sie haben bestimmt nie einen so bescheidenen und unaufdringlichen Frosch gesehen, der dabei so begabt war. Ging es dann gar ins Springen auf ebener Fläche, so schaffte er eine größere Strecke als jeder andere Frosch seiner Art, den Sie kennen. Weitsprung war seine besondere

Stärke, müssen Sie wissen. Kam es dazu, dann setzte Smiley auf ihn, solange er nur einen Heller hatte. Er war mächtig stolz auf seinen Frosch, und dazu hatte er auch allen Grund. Jeder, der in der Welt herumgekommen war, bestätigte ihm, der Frosch wäre allen anderen über, die er je gesehen hätte.

Also gut. Smiley hielt das Tier in einem kleinen Holzkäfig, und manchmal holte er ihn herunter und lauerte auf eine Wette. Eines Tages traf ihn ein Kerl – er war fremd im Lager, verstehn Sie – mit seinem Käfig und fragte: ‚Was haben Sie denn da in der Schachtel?'

Und Smiley antwortete scheinbar völlig gleichgültig: ‚Könnte ein Papagei sein oder ein Kanarienvogel, ist es aber nicht – ist nur ein Frosch.'

Und der Kerl nahm den Kasten, besah ihn genau, drehte ihn nach allen Seiten und meinte: ‚Hm. Stimmt. Aber wozu taugt der da drin denn?' – ‚Nun', erwiderte Smiley leichthin und harmlos, ‚wenn ich mir ein Urteil erlauben kann, dann taugt er zu einem: Er ist jedem Frosch im Bezirk von Calaveras im Springen über.'

Der Kerl griff wieder nach dem Käfig, sah sich den Frosch noch einmal lange und genau an, gibt ihm dann Smiley zurück und sagt bedächtig: ‚Hm. Ich kann nichts finden, was diesen Frosch von anderen Fröschen unterscheidet.'

‚Das mag schon sein', entgegnet Smiley. ‚Vielleicht verstehn Sie was von Fröschen, vielleicht auch nicht. Vielleicht haben Sie Erfahrungen damit, vielleicht sind Sie auch nur Amateur. Wie dem auch sei, ich habe meine Überzeugung, und ich wette vierzig Dollar, daß er weiter springt als jeder andere Frosch in Calaveras.'

Der Fremde überlegte kurz und sagte dann fast traurig: ‚Ich bin leider fremd hier und habe keinen Frosch. Aber wenn ich einen hätte, würde ich die Wette halten.'

Da sagt nun Smiley: ‚Das kriegen wir hin, das kriegen wir hin. Wenn Sie mal einen Augenblick meinen Käfig halten wollen, hole ich Ihnen einen Frosch!' Also nahm der Kerl den Kasten, legte seine vierzig Dollar neben die von Smiley, setzte sich hin und wartete.

Da saß er nun lange Zeit und sinnierte und grübelte. Schließlich nahm er den Frosch heraus, sperrte ihm das Maul auf und löffelte ihm Schrotkügelchen ein, daß er bis zur Halskrause voll war. Dann setzte er ihn auf den Boden. Smiley ging inzwischen zum Sumpf, patschte lange im Schlamm umher und fing schließlich einen Frosch. Den trug er ins Lager und gab ihn dem Fremden mit den Worten: ‚Also, wenn Sie mitmachen, dann setzen Sie ihn neben Daniel, daß seine Vorderfüße auf gleicher Linie mit denen von Daniel stehen. Ich gebe dann



den Start.' Und dann: ,Eins – zwei – drei – Sprung!' Und beide schubsten die Frösche von hinten. Der neue Frosch sprang los, aber Daniel machte nur einen Versuch, hob dann die Schultern – so – wie ein Franzose, aber es half nichts, er kam nicht hoch. Er saß fest wie ein Amboß und konnte sich nicht rühren, gerad als wäre er im Boden verankert. Smiley war sprachlos und mißmutig dazu, aber er hatte natürlich keine Ahnung, was eigentlich los war.

Der Kerl nahm das Geld und brach auf. In der Tür zeigte er mit dem Daumen über die Achsel auf Daniel – so – und sagte wieder sehr bedächtig: ,Also, ich kann nichts finden, was diesen Frosch von anderen Fröschen unterscheidet!'

Smiley kratzte sich den Kopf und sah lange auf Daniel herab. Schließlich sagte er: ,Ich möchte bloß wissen, was in der Welt dem Frosch fehlt, mit dem muß was los sein, er kommt mir irgendwie mächtig dick vor.' Und er ergriff Daniel in der Nackenhaut, hob ihn hoch und rief: ,Also, mich soll der Affe lausen, wenn der nicht fünf Pfund wiegt!' Damit stellte er den Frosch auf den Kopf, und der spuckte zwei Handvoll Schrot aus. Nun ging Smiley ein Licht auf, und er tobte. Er setzte den Frosch hin, rannte dem Kerl nach, aber erwischte ihn nicht.

Und . . ."

In diesem Augenblick hörte sich Simon Wheeler aus dem Vorgarten beim Namen rufen und stand auf, um nachzusehen, was los war. Unterwegs drehte er sich noch einmal zu mir um und sagte: „Bleiben Sie ruhig dort sitzen, fremder Herr, und ruhn Sie sich aus. Ich bin gleich wieder da."

Aber Sie gestatten mir die Ansicht, daß eine Fortsetzung der Geschichte des unternehmungslustigen Vagabunden *Jim* Smiley mir nicht sonderlich viel Auskunft über den Pfarrer *Leonidas* W. Smiley gegeben hätte. Also machte ich mich aus dem Staube.

An der Tür traf ich mit dem gemütlichen Wheeler zusammen, der gerade zurückkehrte. Er hielt mich am Rockzipfel fest und fing wieder an: „Also, dieser Smiley hatte eine gelbe Kuh mit nur einem Auge, die hatte keinen Schwanz, sondern nur so'n kleinen Stummel wie eine Banane, und . . ."

„Zum Teufel mit Smiley und seiner verflixten Kuh!" murmelte ich gutmütig, sagte dem Alten auf Wiedersehn und ging.

Anton Tschechow

Weißstirnchen

Die hungrige Wölfin erhob sich, um auf die Jagd zu gehen. Ihre drei Jungen schliefen fest zu einem Knäuel zusammengedrängt und wärmten einander. Sie beleckte sie und lief fort.

Es war bereits März, aber in den Nächten krachten die Bäume noch vor Kälte wie im Dezember. Man brauchte nur die Zunge herauszustrecken, und gleich begann der Frost sie kräftig zu zwicken. Die Wölfin war entkräftet und voller Mißtrauen; beim geringsten Geräusch fuhr sie zusammen. Sie dachte immer daran, daß in ihrer Abwesenheit jemand den Jungen etwas tun könne. Der Geruch von Menschen- und Pferdespuren, Baumstümpfe, aufgeschichtetes Holz und der dunkle mit Mist bestreute Weg erschreckten sie; es kam ihr vor, als ob in der Dunkelheit hinter den Bäumen Menschen stünden und irgendwo hinter dem Walde Hunde heulten.

Sie war nicht mehr jung; ihr Geruchssinn war so schwach geworden, daß sie eine Fuchsspur für eine Hundespur halten und manchmal sogar in ihrer unsicheren Witterung den Weg verlieren konnte, was ihr in der Jugend niemals geschehen war. Wegen ihrer Schwäche machte sie nicht mehr auf Kälber und große Hammel Jagd wie früher; um Stuten mit ihren Füllen machte sie einen großen Bogen und nährte sich nur noch von Aas. Frisches Fleisch bekam sie sehr selten zu fressen, höchstens im Frühjahr, wenn sie eine Häsin aufstöberte und ihre Jungen verzehrte oder wenn sie sich in einen Viehstall einschleichen konnte, wo kleine Lämmer waren.

Etwa vier Werst von ihrer Höhle entfernt war an der Poststraße ein Wintergehöft. Hier lebte der Wächter Ignat, ein alter siebzigjähriger Mann, der im-

merfort hustete und mit sich selbst sprach. In der Regel schlief er des Nachts. Am Tage durchstreifte er mit seiner einläufigen Flinte den Wald und pfiff nach den Hasen. Früher war er vermutlich Lokomotivführer gewesen, denn jedesmal, ehe er stehenblieb, rief er: „Maschine stopp!" und ehe er weiterging: „Volldampf!" Bei ihm befand sich eine riesige schwarze, rasselose Hündin namens Arapka. Wenn die zu weit vorauslief, rief er ihr zu: „Gegendampf!" Bisweilen sang er. Dabei schwankte er heftig und fiel oft hin (die Wölfin meinte, das käme vom Winde); dann rief er: „Entgleist!" Die Wölfin entsann sich, daß im Sommer und im Herbst bei diesem Wintergehöft ein Bock und zwei junge Schafe geweidet hatten, und als sie kürzlich einmal vorbeigelaufen war, hatte sie im Stall deutlich Schafe blöken hören. Und während sie jetzt an das Gehöft heranschlich, erwog sie, daß es bereits März sei, und daß jetzt unbedingt Lämmchen im Stall sein müßten. Der Hunger quälte sie; sie stellte sich mit Gier vor, daß sie ein Lämmchen fräße, und bei diesen Gedanken klapperten ihr die Zähne, und die Augen leuchteten in der Dunkelheit wie zwei Funken.

Das Haus Ignats, seine Scheune, sein Viehstall und Brunnen waren von hohen Schneebergen umgeben. Es herrschte tiefe Stille. Arapka schlief wahrscheinlich in der Scheune.

Die Wölfin kletterte über einen Schneehaufen auf den Stall und fing an, mit Pfoten und Schnauze das Strohdach auseinanderzuzerren. Das Stroh war faul und morsch, so daß die Wölfin beinahe durchgebrochen wäre; plötzlich drang ihr der warme Geruch von Mist und Schafsmilch in die Nase. Ein Lämmchen, das die Kälte verspürte, begann unten sanft zu blöken. Die Wölfin sprang durch das Loch und fiel mit den Vorderpfoten und der Brust auf etwas Weiches, Warmes, wahrscheinlich ein Schaf. In diesem Augenblick fing im Stall plötzlich etwas zu winseln, zu bellen und mit einem feinen Stimmchen zu heulen an; die Schafe stürzten angstvoll zur Seite; die Wölfin erschrak, faßte das erste beste, was ihr vor die Zähne kam und stürzte hinaus . . .

Mit angespannten Kräften sprang sie davon. Im gleichen Augenblicke heulte Arapka, die den Wolf gewittert hatte, wütend auf. Die aufgeschreckten Hühner im Winterstall gackerten, und Ignat trat auf die Treppe hinaus und schrie: „Volldampf! Signal!"

Er pfiff wie eine Maschine und machte dann Ho-ho-ho-ho! – Und das Waldecho wiederholte diesen ganzen Lärm.

Als nach und nach alles wieder still geworden, beruhigte sich die Wölfin etwas und begann zu merken, daß die Beute, die sie im Maule trug und durch den Schnee schleppte, schwerer und wohl auch fester war, als die Lämmchen



zu dieser Jahreszeit zu sein pflegten; sie roch eigentlich auch anders und gab dazu so seltsame Laute von sich ... Die Wölfin blieb stehen und legte ihre Beute auf den Schnee um auszuruhen und wollte zu fressen beginnen – plötzlich fuhr sie voller Abscheu zurück: Es war kein Lämmchen, sondern ein schwarzer junger Hund mit großem Kopf und hohen Beinen, von einer großen Rasse und mit demselben weißen Fleck auf der ganzen Stirn wie Arapka. Nach seinem Benehmen zu urteilen, war das ein gewöhnlicher grober Dorfköter. Er beleckte seinen zerdrückten und verwundeten Rücken, wedelte, als wäre nichts geschehen, mit dem Schwanz und bellte die Wölfin an. Sie knurrte wie ein Hund und lief von ihm weg. Er hinter ihr her. Sie sah sich um und klappte mit den Zähnen; er blieb unschlüssig stehen, kam zur Überzeugung, daß sie mit ihm spiele, streckte seine Schnauze in Richtung des Winterstalles aus und begann laut und fröhlich zu bellen, so als ob er seine Mutter Arapka auffordere, mit ihm und der Wölfin zu spielen.

Es wurde hell, und als die Wölfin durch den dichten Espenstand heimwärts schlich, war bereits jedes Bäumchen deutlich sichtbar; die Birkhühner erwachten, und oft flatterten schöne Birkhähne auf, beunruhigt durch die unbesorgten Sprünge und das Bellen des Hündchens.

„Warum läuft er nur hinter mir her?" dachte ärgerlich die Wölfin. „Er will wohl, daß ich ihn auffresse."

Sie wohnte mit ihren Jungen in einem flachen Erdloch. Vor etwa drei Jahren war während eines heftigen Sturmes eine hohe alte Fichte samt den Wurzeln ausgerissen worden, und so hatte sich diese Höhle gebildet. Jetzt lagen auf ihrem Boden alte Blätter und Moos, auch Knochen und Kalbshörner, mit denen die Wolfsjungen spielten. Sie waren bereits wach, und alle drei, die einander sehr ähnlich sahen, standen am Rande ihrer Höhle nebeneinander da und wedelten mit den Schwänzchen, als sie die zurückkehrende Mutter erblickten. Das Hündchen blieb, als es sie erblickte, in einiger Entfernung stehen und betrachtete sie lange. Als es merkte, daß auch sie ihn aufmerksam betrachteten, begann es sie ärgerlich wie Fremde anzubellen.

Es war bereits taghell geworden. Die Sonne war aufgegangen, und ringsumher blitzte der Schnee. Aber das Hündchen stand immer noch abseits und bellte. Die Wolfsjungen saugten an ihrer Mutter und stießen sie mit ihren Pfötchen in den leeren Bauch, während sie an einem kahlen weißen Pferdeknochen nagte. Der Hunger quälte sie, der Kopf tat ihr weh von dem Hundegebell, und sie wollte am liebsten über den ungebetenen Gast herfallen und ihn zerreißen.

Endlich war der junge Hund müde und heiser geworden; da er sah, daß man keine Angst vor ihm hatte und ihn nicht einmal beachtete, begann er, bald sich niederduckend, bald vorspringend sich vorsichtig den Wolfsjungen zu nähern. Jetzt, bei Tageslicht, konnte man ihn gut betrachten ... Er hatte eine große weiße Stirn, und auf der Stirn einen Buckel, wie ihn sehr dumme Hunde haben; seine Augen waren klein, blau, matt, und der Ausdruck der ganzen Schnauze war ungewöhnlich dumm. Er kam an die Wolfsjungen heran, streckte seine breiten Vorderpfoten aus, legte die Schnauze darauf und begann:

„Mnja, mnja ... hga ... nga – nga – nga ...!"

Die Wolfsjungen verstanden ihn nicht, wedelten aber mit den Schwänzen. Da schlug der junge Hund einen Wolfsjungen mit der Pfote auf den großen Kopf. Der junge Wolf schlug ihn ebenfalls mit der Pfote über den Kopf. Der Hund stellte sich schräg vor ihn hin, sah ihn, mit dem Schwanze wedelnd, schielend an, sprang dann plötzlich auf und machte einige Runden auf dem gefrorenen Schnee. Die jungen Wölfe jagten hinter ihm her, er fiel auf den Rücken und streckte die Beine in die Luft, zu dreien fielen sie über ihn her und begannen, vor Vergnügen winselnd, ihn nicht eben schmerzhaft, sondern im Scherze zu beißen. Die Krähen saßen auf der hohen Kiefer, schauten auf den Kampf herab und waren höchst beunruhigt. Es ging laut und lustig zu. Die Sonne wärmte schon frühlingsmäßig, und die Birkhähne, die wiederholt die sturmgefällte Fichte überflogen, sahen beim Flimmern der Sonne smaragdgrün aus.

Im allgemeinen lehren die Wölfinnen ihre Jungen die Jagd, indem sie sie mit dem Beutetier spielen lassen; als sie jetzt sah, wie die Wolfsjungen auf dem gefrorenen Schnee hinter dem Hunde herjagten und mit ihm rangen, dachte die Wölfin: „Mögen sie sich nur üben."

Als die kleinen Wölfe genug gespielt hatten, gingen sie in die Höhle und legten sich schlafen. Der junge Hund heulte etwas vor Hunger, dann streckte er sich ebenfalls in der Sonne aus. Als sie aufwachten, begannen sie wieder zu spielen.

Den ganzen Tag und Abend mußte die Wölfin daran denken, wie in vergangener Nacht das Lämmchen im Stall geblökt und wie es nach Schafsmilch gerochen hatte; vor Hunger schlugen ihr die Zähne aufeinander, und sie hörte nicht auf, an dem alten Knochen gierig herumzubeißen, indem sie sich vorstellte, es sei ein Lämmchen. Die Wolfsjungen saugten an ihr, und das Hündchen, das fressen wollte, lief dauernd umher und beschnüffelte den Schnee!

„Ich will ihn doch auffressen ...", beschloß die Wölfin.

Sie ging auf ihn zu, aber er leckte ihre Schnauze und begann zu winseln; denn er dachte, sie wolle mit ihm spielen. In früheren Zeiten hatte sie Hunde

gefressen. Aber von dem Hündchen ging ein gar zu starker Hundegeruch aus, und in ihrem geschwächten Zustand konnte sie diesen Geruch nicht vertragen; ihr wurde schlecht, und sie ging weg ...

In der Nacht wurde es kalt. Dem Hündchen wurde es langweilig, und es lief nach Hause zurück.

Als ihre Jungen fest eingeschlafen waren, begab sich die Wölfin wieder auf die Jagd; wie in der vergangenen Nacht stutzte sie beim geringsten Geräusch, und die Baumstümpfe, das Holz, die dunklen, einzeln stehenden Wacholdersträucher, die von weitem wie Menschen aussahen, erschreckten sie. Sie lief abseits vom Wege über den gefrorenen Schnee. Plötzlich tauchte vorn etwas Dunkles auf ... Sie sicherte mit Augen und Ohren: in der Tat lief da vorne etwas, und man konnte sogar einzelne Tritte unterscheiden. War es ein Dachs? Vorsichtig, kaum atmend, sich immer weiter seitwärts haltend, überholte sie den dunklen Fleck; sie sah zurück und erkannte ihn. Es war das Hündchen mit der weißen Stirn, das ohne Hast, im Schritt nach Hause in den Winterstall zurückkehrte.

„Daß er mich nur nicht noch einmal narrt!" dachte die Wölfin und lief rasch voraus.

Das Gehöft war bald erreicht. Wieder kletterte sie über den Schneehaufen auf das Stalldach. Das gestrige Loch war schon mit Sommerstroh zugedeckt, und zwei neue Stangen steckten im Dach. Die Wölfin begann eifrig mit den Füßen und der Schnauze zu arbeiten, wobei sie sich jeden Augenblick umsah, ob nicht etwa das Hündchen komme. Kaum aber schlug ihr der Geruch von warmem Dunst und Mist entgegen, als sie schon ein freudiges, lautes Bellen hinter sich hörte. Der junge Hund war nachgekommen ... Er sprang zur Wölfin auf das Dach, dann durch das Loch hinab und begann, da er sich nun zu Hause, im Warmen fühlte und seine Schafe erkannte, noch lauter zu bellen ... Arapka erwachte in der Scheune und heulte den Wolf witternd auf; die Hühner begannen zu gackern, und als sich auf der Treppe Ignat mit seiner einläufigen Flinte zeigte, war die aufs äußerste erschrockene Wölfin schon weit vom Gehöft weg.

„Fuit!" pfiff Ignat. „Fuit! Los mit Volldampf!"

Er drückte den Hahn ab, die Flinte versagte; er drückte noch einmal – die Flinte versagte wieder; er drückte zum dritten Male ab – eine riesige Feuergarbe stob aus dem Lauf, und „Bu! bu!" ein betäubender Donner ertönte. Das Gewehr schlug heftig zurück; er nahm es in die eine Hand, ein Beil in die andere, und ging, nach der Ursache des Lärmes zu schauen ...



Nach einer kleinen Weile kehrte er in seine Hütte zurück.

„Was war los?" fragte mit heiserer Stimme der Pilgersmann, der bei ihm nächtigte und vom Lärm aufgeschreckt worden war.

„Es ist nichts ...", antwortete Ignat. „Nicht der Rede wert. Unser Weißstirnchen hat sich angewöhnt, mit den Schafen im Warmen zu schlafen. Nur hat er nicht soviel Verstand, durch die Türe zu gehen, sondern will durchaus durchs Dach. Kürzlich hat er es nachts aufgerissen und ist spazieren gegangen, der Lump, und nun ist er zurückgekommen und hat sich wieder durchs Dach gewühlt."

„So 'n Dummkopf!"

„Ja, dem fehlt wohl eine Schraube im Kopf. Ich kann Dummköpfe auf den Tod nicht ausstehn!" seufzte Ignat und kletterte auf den Ofen.

„Nun, frommer Mann, es ist noch zu früh um aufzustehen, wir wollen mit Volldampf weiterschlafen ..."

Am Morgen aber rief er Weißstirnchen zu sich heran, zog ihn schmerzhaft an den Ohren und sagte, während er ihn mit einer Rute züchtigte, einmal über das andere:

„Geh durch die Tür! Geh durch die Tür! Geh durch die Tür!"

Jerome K. Jerome

Thomas Henrys Entartung

Die respektabelste Katze, die ich jemals kennengelernt habe, war Thomas Henry. Sein ursprünglicher Name war Thomas, aber es schien geradezu albern, ihn so zu nennen. Die Familie von Hawarden hätte ebensogut daran denken können, Mr. Gladstone mit „Bill" anzureden. Er kam zu uns aus dem Reformklub, durch Vermittlung des Fleischers, und sobald ich ihn sah, war mir klar, daß unter allen Londoner Klubs dies der einzige war, aus dem er kommen konnte. Ein Dunstkreis von gediegener Würde und versteinertem Konservatismus haftete ihm an. Warum er den Klub verlassen hatte, kann ich nach dieser langen Zeit nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, aber ich vermute, es war die Folge eines Streites mit dem neuen Küchenchef, einer anmaßenden Person, der den ganzen Herd für sich beanspruchte. Der Fleischer, der von dem Zwist hörte und uns als katzenlose Familie kannte, schlug einen Ausweg aus der Sackgasse vor, der von der Katze und von dem Koch gleich freudig begrüßt wurde. Ich nehme an, daß der Abschied zwischen beiden sehr formell war. Jedenfalls traf Thomas in einer für uns günstigen Stimmung ein.

Meine Frau meinte, sobald sie ihn sah, Henry sei als Name noch passender für ihn. Mich dünkte die Vereinigung beider noch angemessener, und demgemäß wurde er in der Stille des häuslichen Kreises Thomas Henry getauft. Wenn wir mit Freunden von ihm sprachen, nannten wir ihn Thomas Henry Wohlgeboren.

Er freundete sich mit uns in seiner ruhigen, zurückhaltenden Weise an. Er erkor ausgerechnet meinen Sessel für sich und hielt an ihm fest. Eine gewöhnliche Katze hätte ich hinausexpediert, aber Thomas Henry war nicht die Katze,

die man fortjagen konnte. Hätte ich ihm klargemacht, daß ich seine Anwesenheit in meinem Sessel mißbilligte, so hätte er mich angesehen wie etwa die Königin Viktoria, wenn diese gnädige Lady mich freundschaftlich besucht und ich ihr mitgeteilt hätte, sie möge besser an einem anderen Nachmittag wiederkommen. Er wäre aufgestanden und weggegangen, aber er hätte nie wieder mit mir gesprochen, solange wir unter demselben Dache lebten.

Damals wohnte eine Dame bei uns – sie ist jetzt noch da, aber sie ist inzwischen älter geworden und besitzt mehr Einsicht – die keine Achtung vor Katzen hatte. Ihre Schlußfolgerung war: Da der Schwanz der Katze aufrecht steht und einem bequem an die Hand reicht, so ist er der natürliche Griff, an dem man eine Katze aufhebt. Sie war ferner in dem Irrtum befangen, das richtige Verfahren, eine Katze zu füttern, sei, ihr Sachen ins Maul zu stopfen, und ihr höchster Genuß eine Ausfahrt in einem Puppenwagen. Ich fürchtete mich vor Thomas Henrys erster Begegnung mit dieser Dame. Ich hatte Angst, daß sie ihm eine falsche Vorstellung von unserer Familie gäbe und daß wir in seinen Augen einbüßen würden.

Aber ich hätte mir alle Sorgen ersparen können. Thomas Henry hatte etwas an sich, das Dreistigkeit hemmte und Vertraulichkeit dämpfte. Sein Verhalten ihr gegenüber war freundlich, aber entschlossen. Zögernd und mit einer neugebacknen Achtung vor Katzen streckte sie furchtsam ihre Hand nach seinem Schwanze aus. Er schlug ihn sanft auf die andere Seite und blickte sie an. Es war weder ein zorniger noch ein beleidigter Blick. Es war der Ausdruck, mit dem Salomo das Entgegenkommen der Königin von Saba aufgenommen haben mag. Er drückte Herablassung aus, verbunden mit edler Zurückhaltung.

Er war wirklich eine außerordentlich feine Katze. Einer meiner Freunde, der an die Lehre von der Seelenwanderung glaubt, war überzeugt, er sei Lord Chesterfield gewesen. Er schrie niemals, wenn er Hunger hatte, wie andere Katzen. Er saß bei den Mahlzeiten neben mir und wartete, bis er bedient wurde. Er fraß nur das Knöchelende einer Hammelkeule und guckte übergares Rindfleisch überhaupt nicht an. Einer unserer Gäste bot ihm einmal ein Stück Knorpel an. Er sagte nichts, aber er verließ still das Zimmer, und wir sahen ihn nicht wieder, bis unser Freund abgereist war.

Doch jeder hat seinen Kaufpreis; und Thomas Henrys Kaufpreis war Entenbraten. Sein Verhalten angesichts eines Entenbratens wurde eine psychologische Offenbarung für mich. Es zeigte mir die niedrigere und mehr animalische Seite seiner Natur. In Gegenwart eines Entenbratens wurde Thomas Henry schlicht und einfach eine Katze, beherrscht von den wilden Gelüsten ihrer Rasse. Seine



Würde fiel von ihm ab wie ein Mantel. Er lechzte nach Entenbraten, er kroch vor ihm auf dem Bauch. Ich bin überzeugt, für Entenbraten hätte er sich dem Teufel verkauft.

Wir vermieden selbstverständlich dieses Gericht. Es war schmerzlich, den Charakter einer Katze so völlig entwürdigt zu sehen. Außerdem gab sein Betragen, wenn Entenbraten auf dem Tische stand, den Kindern ein schlechtes Beispiel.

Er war eine Leuchte unter allen Katzen der Nachbarschaft. Man hätte die Uhr nach ihm stellen können. Nach dem Essen unternahm er unabänderlich einen halbstündigen Gesundheitsbummel auf dem Platz. Punkt zehn Uhr nachts kehrte er an die Hoftür zurück, und um elf Uhr schlief er bereits in meinem Sessel. Er befreundete sich nicht mit anderen Katzen. Er fand kein Gefallen am Raufen. Ich zweifle, daß er – selbst in seiner Jugend – jemals geliebt hat. Seine Natur war zu kalt und verschlossen dazu; weibliche Gesellschaft betrachtete er mit äußerster Gleichgültigkeit.

So führte er den ganzen Winter über ein tadelloses Leben. Im Sommer nahmen wir ihn mit aufs Land. Wir dachten, der Luftwechsel würde ihm guttun; und er wurde auch wirklich dick. Ach, armer Thomas Henry – das Land wurde sein Verderben! Was den Wechsel hervorbrachte, kann ich nicht sagen – vielleicht war die Luft zu kräftigend. Er glitt den moralischen Abhang mit furchtbarer Geschwindigkeit hinab. In der ersten Nacht blieb er bis elf Uhr aus. In der zweiten kam er überhaupt nicht heim. In der dritten Nacht kam er früh um sechs Uhr zurück und brachte nur die Hälfte seines Kopfschmuckes wieder mit. Natürlich war eine Dame im Spiel – dem Radau nach zu schließen, der die ganze Nacht hindurch zu hören gewesen war, müssen es eigentlich ein Dutzend gewesen sein. Es war jedenfalls eine schöne Katze, und sie begann ihn auch tagsüber zu besuchen. Dann suchten ihn Herren-Katzen auf, die beleidigt worden waren, und forderten Genugtuung – die Thomas Henry, das muß man ihm lassen, stets bereitwillig gab.

Die Dorfjungen lungerten den ganzen Tag umher und beobachteten die Raufereien. Zornige Hausfrauen stürzten fortwährend in unsere Küche, um tote Katzen auf den Tisch zu schleudern und den Himmel und mich um Gerechtigkeit anzurufen. Unsere Küche wurde ein wahres Leichenhaus für Katzen, und ich mußte einen neuen Küchentisch kaufen. Die Köchin sagte, es würde ihre Arbeit vereinfachen, wenn sie einen Tisch ausschließlich für sich hätte. Sie sagte, es mache sie ganz verwirrt, so viele tote Katzen unter ihren Braten und Gemüsen herumliegen zu haben. Sie war beständig in Angst, einen Fehlgriff zu tun.

So wurde der alte Tisch unter das Fenster gestellt und den Katzen gewidmet. Von da an erlaubte sie niemandem mehr, eine Katze – und war sie noch so tot – auf ihren Tisch zu bringen.

„Was soll ich mit ihr machen?" hörte ich sie einmal eine aufgeregte Dame fragen. „Sie braten?"

„Es ist meine Katze", sagte die Dame, „jawohl, wirklich!"

„Ich mache heute aber keine Katzenpastete", antwortete unsere Köchin. „Legen Sie sie auf den richtigen Tisch, das hier ist *mein* Tisch!"

Zuerst war Justitia in der Regel mit einer halben Krone zufrieden. Aber im Laufe der Zeit stieg der Kurs für Katzen. Ich hatte Katzen bisher als eine billige Ware betrachtet und war nun überrascht über den Wert, den man ihnen beimaß. Ich begann ernstlich an Katzenzucht als ein einträgliches Gewerbe zu denken. Nach den im Dorfe gängigen Preisen hätte ich ein Einkommen von Tausenden gehabt.

„Sehen Sie, was Ihr Vieh angerichtet hat!" sagte ein wütendes Frauenzimmer, das mich während des Essens hatte herausrufen lassen.

Ich sah hin. Thomas Henry hatte ein räudiges, abgemagertes Tier fertiggemacht, das weit glücklicher tot als lebendig sein mußte. Hätte das arme Geschöpf mir gehört, so hätte ich ihm gedankt. Aber manche Leute wissen nicht, was für sie gut ist.

„Ich hätte diese Katze nicht für fünf Pfund verkauft", sagte die Dame.

„Das ist Ansichtssache", erwiderte ich. „Aber ich persönlich bin der Meinung, es wäre unklug gewesen, ein solches Angebot auszuschlagen. So wie das Tier beschaffen ist, sehe ich mich nicht veranlaßt, Ihnen mehr als einen Schilling zu geben. Wenn Sie glauben, Sie fahren anderswo besser, so gehen Sie nur dorthin."

„Sie war mehr ein Christ als eine Katze", sagte die Dame.

„Ich nehme keine toten Christen", antwortete ich standhaft, „und selbst wenn ich es täte, würde ich Ihnen für ein derartiges Exemplar nicht mehr als einen Schilling geben. Sie mögen sie als Christ oder als Katze betrachten – aber in beiden Fällen ist sie nicht mehr als einen Schilling wert."

Wir einigten uns schließlich auf achtzehn Pence.

Die Menge der Katzen, mit denen Thomas Henry fertig zu werden verstand, überraschte mich. Ein reines Gemetzel schien unter den Katzen vor sich zu gehen.

Als ich eines Abends in die Küche kam – ich hatte mir angewöhnt, sie jeden Abend aufzusuchen, um die tägliche Lieferung an toten Katzen zu besichtigen –, fand ich unter anderen eine auffällig gezeichnete, schwarz und gelb gefleckte Katze auf dem Tische liegen.

„Diese Katze ist einen halben Sovereign wert“, sagte der Besitzer, der Bier trinkend dabeistand. „Ihre Katze hat sie getötet“, fuhr der Mann fort. „Es ist eine Sünde und Schande!“

„Meine Katze hat sie dreimal getötet“, erwiderte ich. „Am Sonnabend wurde sie als Mrs. Hedgers Katze getötet – am Montag brachte Mrs. Myer sie. Ich war am Montag nicht ganz sicher, aber ich hatte meinen Verdacht und machte mir Notizen. Jetzt erkenne ich sie wieder. Ich rate Ihnen, begraben Sie sie, bevor sie eine Seuche hervorruft. Mir ist es gleich, wie viele Leben eine Katze hat – ich zahle nur für eins.“

Wir gaben Thomas Henry alle Gelegenheit, sich zu bessern, aber er sank immer tiefer. Er fügte seinen anderen Verbrechen noch Wilddieberei und Hühnerdiebstahl hinzu, und ich bekam es satt, für seine Laster zu zahlen.

Ich beriet mich mit dem Gärtner. Und der Gärtner sagte, er hätte schon früher Katzen auf solche Wege geraten sehen.

„Wissen Sie ein Mittel dagegen?“ fragte ich.

„Na ja“, erwiderte der Gärtner, „ich habe gehört, daß eine Dosis Ziegelstein und Teich im allgemeinen recht gut ist.“

„Wir wollen ihn mit dieser Dosis noch vor dem Schlafengehen behandeln“, antwortete ich.

Der Gärtner verabreichte sie, und wir hatten keine weitere Not mit ihm.

Armer Thomas Henry! Uns wurde vorgeführt, wie der Ruf der Achtbarkeit bloß von der Abwesenheit der Versuchung abhängt. Im Dunstkreis des Reformklubs geboren und erzogen – welcher Gentleman könnte da mißraten? Es tat mir leid um Thomas Henry, und ich glaube seitdem nicht mehr an den moralischen Einfluß des Landlebens.

Ejnar Mikkelsen

Wettlauf mit dem Bären

Jugend und Leichtsinn trieben uns über die leuchtend weißen Sunde und Straßen zwischen den Kaiser-Franz-Joseph-Inseln dort hoch oben im Norden – sprudelnder Lebensmut und sehnsüchtiger Abenteuerdrang, und lachend und jubelnd glitten wir über das Eis und den festgestampften Schnee.

Und es war Frühling in der Luft.

Nicht ganz drei Wochen waren es her, daß die ganze Schar oben auf dem Gipfel eines Berges gestanden hatte – zur Mittagszeit –, gespannt, den ersten Schimmer der Sonne aufzufangen, die, wie uns dünkte, über ein Jahr im Winterschlaf gelegen. Ja, es waren nur drei Wochen her, seit wir dort oben gestanden hatten – schweigend und überwältigt von der üppigen Farbenpracht, die sich um uns entfaltete und den mattweißen Schneeflächen und dem düsteren Felsgestein Schönheit und Leben verlieh.

Wir sahen die Gipfel der Berge sich schwach rosa färben, sobald die Mittagsstunden sich näherten, und sahen den Himmel in flammendem Schein erglühen und die mattrosa Farbe sich die Hänge hinunter vertiefen, sahen die öde, ausdruckslose Schnee-Ebene zu unseren Füßen die gleiche Farbenpracht annehmen, und dann kam plötzlich Leben hinein – es wuchsen Schneebänke hervor, tiefe Löcher zeigten sich, wo wir in dem schattenlosen Winterwetter den Schnee für eben gehalten hatten; das Land erhielt besonderes Gepräge – so wie es in dem rosa Schimmer gebadet vor uns lag.

Höher stieg die Sonne. Es brannte ein Feuer im Süden unten, knallgelb, und ein Lichtbündel stieg hoch über den leicht dunstigen Horizont empor. Immer höher kam die Sonne, ein Schimmer, ein Sonnenstrahl, und lange, unendlich

lange Schlagschatten sprangen plötzlich aus dem rosafarbenen Land hervor. Oben auf dem Berge, wo wir standen, schien die Sonne auf uns – zum erstenmal nach vier Monaten –, jetzt waren wir nicht länger schattenlos, nein, wir hatten Schatten, ansehnliche Schatten, die nach Norden zeigten, weit hin, auf das Ziel hin, das wir uns gesteckt – auf den Nordpol hin.

Schweigend standen wir da und schauten auf die Pracht, wir sahen die rosa Farbe verblassen und von grellem Weiß abgelöst, wir sahen den Schnee sich beleben, so daß er leuchtete und schimmerte, als wäre er mit unzähligen Diamanten übersät – da brach es los, ein jubelnder Lobgesang erklang von der Schar junger Leute: ‚Ehre der Sonne – die Sonne ist da, die herrliche Sonne. Du Frühlingskünderin, du verjagst den Winter, du bringst Licht über das Land und Botschaft von warmen Gegenden, du bringst alles, wovon wir in den drückenden Wintermonaten geträumt – nun schlägt die Stunde der Erlösung, bald sausen wir davon auf unsern Schlitten, hoch oben in den Norden, auf unbetretenen Wegen, erhellt von dir.'

Und lachend, singend, jubelnd gleiten wir auf unsern Schneeschuhen den Berg hinunter, ins Tal zur Küste hinunter, zu unserm Schiff, unserm Heim, das, mit Wimpeln und Flaggen geschmückt, der Sonne auf seine Art Willkommen bot.

Jetzt sind wir unterwegs, gen Norden, wir legen Depots an für die lange Frühlingsreise und sind noch nicht so lange Schlitten gefahren, daß es eintönig wirkt; noch läßt das Neue und unsere unbändige Kraft und unser Lebensmut alle Kälte und alles Unangenehme der Provianttransporte vergessen.

Wir haben unsere Schlitten auf dem Eise gelöscht und machen uns nun auf den Heimweg auf festgetretener Spur. Wir singen und lachen, uns ist so froh und leicht ums Herz, wo die schwere Bürde des langen Winters jetzt von uns genommen ist – wir rufen einander zu, wir jodeln und lauschen auf das Echo von den Bergen, eilen heim zum Schiff und unserm Nachtmahl, jeder liegt auf seinem Schlitten, starrt, von der leuchtenden warmen Sonne durchwärmt, zum azurblauen Himmel empor, wir fliegen über das Land, von zehn oder elf Hunden gezogen, die mit erhobenem Schwanz, bellend und kläffend, mit funkelnden Augen, die Zunge lang aus dem Halse, außer sich vor Freude dahinjagen.

Ich fahre im ersten Schlitten, und da mein Leithund gut der Spur zu folgen weiß, überlasse ich die ganze Geschichte ihm, das Wetter ist zu schön, und ich bin zu faul, etwas anderes zu tun, als ab und zu ein mächtiges Gebrüll auszustoßen, einen anfeuernden Ruf, der meine Hunde zu immer rascherem Laufen anspornt, zu lauterem Gebell, sie heulen vor Freude über die rasche Fahrt.

Es geht so schnell, wie es überhaupt möglich ist, ich denke allmählich, ob es nicht vielleicht klüger wäre, langsamer zu fahren – namentlich da die ganze Führung den Hunden überlassen ist –, und vermeide es daher, sie mit Worten aufzumuntern, es ist jetzt nichts zu hören als das vergnügte Bellen der Hunde.

Plötzlich aber verstummen alle. Herrlich, denke ich, dieses Geheul anzuhören ist eigentlich kein Vergnügen – ach, wie gut hat man es hier oben doch; ob man wohl ein wenig schlafen könnte? – da – ja, zu sagen, daß ich auffuhr, wäre allzu milde gesprochen, mir fehlen die Worte, die Bewegung zu schildern, die ich plötzlich ausführte – doch da – wenn jemand aus einer Kanone abgeschossen in den Weltraum fliegt, macht er etwa dieselbe Bewegung wie ich hier –, plötzlich fühle ich einen fürchterlichen Ruck des Schlittens, ich werde hoch in die Luft und seitwärts hinausgeschleudert, während die Stille von einem elfstimmigen Hundegeheul unterbrochen wird. Ihr Götter, welch ein Spektakel – und er wird durch mich nicht geringer, denn es sind keine Schmeichelworte, die ich rufe, während ich, mit der linken Hand festhängend, mit einer Geschwindigkeit über den harten Schnee geschleift werde, dich mich noch schaudern macht.

Und doch geht es immer noch rascher. Die Hunde heulen, bellen, kläffen, und ich fluche, stoße die gottlosesten Flüche aus, die ich kenne, wobei ich versuche, wieder in den Schlitten hineinzugelangen – aber es geht immer schneller, noch schneller als zuvor. „Halt, Hunde, ihr elendes Gesindel, ihr Teufelsbrut, so haltet doch, halt!"

Schließlich komme ich doch auf den Schlitten, wo ich mich festhake, so gut ich es gelernt habe. Ich erhole mich etwas von dem Schreck und beginne dann, alle meine Glieder zu recken und zu strecken, um zu untersuchen, ob sie noch heil sind; aber es ist alles in Ordnung, nun kann ich mich ruhig umschauen.

Ich fahre über eine ebene Schneefläche, und als ich mich nach meinen Kameraden umschaue, sehe ich sie weit hinter mir – sie folgten der Spur, die wir verlassen hatten.

Gott weiß, was in meine Hunde gefahren ist, denke ich, denn es geht immer schneller, immer noch schneller, der Schnee fliegt von den Schlittenkufen zur Seite, und vor mir habe ich einen Wald von elf buschigen Hundeschwänzen, die zitternd vor Spannung gerade in die Höhe stehen. Sicher haben die Tiere irgend etwas entdeckt, was mir noch verborgen ist; aber was es auch sein mag, es nimmt die Hunde so völlig in Anspruch, daß sie meiner wohlgemeinten Drohung gegenüber, es ihnen schrecklich heimzuzahlen, wenn ich erst wieder das Kommando über mein Gespann habe, ganz taub bleiben.

Bis dahin aber muß ich mit. Na, sie kommen wohl noch zur Vernunft, denk'

ich, es ist besser, du bleibst, wo du bist, denn ein Vergnügen ist es ja nicht, zu Fuß nach Hause zu traben; so hänge ich denn fest, so gut ich es vermag, und denke darüber nach, was das alles wohl zu bedeuten habe.

Immer wilder wird die Fahrt. Die Hunde jagen dahin, die Schnauzen am Boden, sie laufen wie nie zuvor; aber ich war jung, war vergnügt und hatte den Frühling im Blut, eigentlich ist es herrlich, so rasch zu fahren. Meine Mütze hatte ich verloren, der Wind streicht durch das flatternde Haar, und Schneegestiebe peitscht mein Gesicht – doch nun bin ich angefeuert, angesteckt von meinen Hunden, ebenso toll wie sie, ich finde es prächtig, so aufs Geratewohl wie der Sturmwind dahinzusausen über die weite Ebene.

Plötzlich aber entdecke ich den Grund der atemlosen Jagd der Hunde. Vor uns, wohl drei-, vierhundert Meter weiter, läuft etwas – etwas Gelblichweißes. Ich beschatte die Augen mit der Hand – was mochte es nur sein? Ein Hund? Nein, dazu ist es zu groß, was also? Ein Wolf? – Auch nicht, das ist kein Wolfsgalopp dort vor uns, dieser watschelnde, aber schnelle Lauf – doch nein, sieh, sollte das etwa – „Hei, Hunde, lauft zu, so rasch ihr könnt – da ist ein Bär vor uns!"

So jagen wir denn dahin, es singt unter den Kufen, die Hunde winseln laut vor Spannung, und ihre Flanken gehen wie die Blasebälge; ich heule wie ein Wilder und schwinge meine Peitsche, die durch die Luft saust und anfeuernd auf die Hunderücken fällt – weiter, weiter, rasch, lauft, lauft, als wäre der Teufel hinter uns her!

Aber der Bär läuft ebenfalls, er hat es wohl eilig. Er schlenkert mit seinen langen Beinen, dreht den Kopf unruhig hin und her, das schwere, unbeholfene Tier läuft halb, halb springt es über den Schnee, ganz von Sinnen vor Schreck über das heulende Ungeheuer dort hinter ihm – „Lauft, Hunde, lauft, es gibt Bärenfleisch da vorn", und pfeifend saust die Peitsche über den galoppierenden Tieren.

Die Entfernung zwischen uns hat sich auf hundert Meter verringert, es sieht aus, als würden wir in dem Wettlauf um Leben und Tod gewinnen – es handelt sich natürlich um das Leben des Bären, es fällt mir nicht ein zu denken, daß es anders sein könnte – so sind wir arroganten Menschen, ja, er muß sterben, ich sehe sein Fell schon in Mutters Wohnstube –: „Hei, ihr Hunde, weiter, rascher, rascher, jetzt haben wir ihn bald."

Balancierend, so gut ich kann, auf dem leichten Schlitten, der wie ein Ball über die Unebenheiten des Schnees fliegt, einen Strick um das linke Handgelenk gewickelt, stehe ich vornübergebeugt auf dem Schlitten und schwinge meine Peitsche. – Nur noch fünfzig Meter bis zum Bären, und es werden immer weniger,

die Hunde sind aber auch halbtot von dem schnellen Laufen. – „Na, Hunde, einen Anlauf noch, dann besorge ich das übrige, lauft, lauft wie der Teufel!“

Wir sind in sicherer Schußweite, ich kann jetzt jeden Augenblick erwarten, daß der Bär sich umwenden und das elende Gewürm zermalmen werde, das ihn da verfolgt, mit einem Schlag seiner mächtigen Tatzen zermalmen werde – und das kühlt ab, ich bin nicht mehr so übermütig – es ist ja mein erster Bär –, nun ist es wohl Zeit, die Büchse bereitzuhalten, denke ich.

Ich winde den Strick um den Leib, ich brauche ja beide Hände, um die Flinte zu handhaben, und beuge mich vor, sie aus dem Schlitten zu nehmen – da – ja, weshalb es leugnen – läuft es mir eisig kalt über den Rücken, es prickelt auf dem Haarboden, ich glaube bestimmt, daß mir das Haar zu Berge steht, und kalter Schweiß rinnt mir von der Stirn: „Hei, Hunde, halt, halt, zum Teufel, die Flinte ist weg!“

Die Hunde aber verlassen sich auf mich – auf die Unüberwindlichkeit des Menschen, heulend geht es weiter über den Schnee, es will mir scheinen, als sei die Entfernung plötzlich furchtbar kurz geworden. – „Halt, Hunde, so haltet doch an! Nun ist es genug des Spiels!“

Allein, es geht mit gleicher Schnelligkeit weiter, eher noch schneller als vorher. Die Hunde *wollen* den Bären haben. „Na, meinetwegen denn, ihr dummen Tiere, so fahrt zur Hölle, ich komme aber nicht mit – lebt wohl!“ Doch ehe ich noch Zeit habe, mich loszubinden und vom Schlitten zu springen, sehe ich etwas, das mich vollends lähmt – vor mir läuft der Bär davon, plötzlich aber sehe ich ihn einen Purzelbaum schießen, und er verschwindet – ist von der Oberfläche der Erde verschwunden, und an seiner Stelle wird ein gähnendes Loch sichtbar. Ich heule wie ein Wahnsinniger, ich schließe die Augen: „Lebewohl, Welt, nun sehe ich dich niemals mehr!“

Die nächste Sekunde ist fürchterlich – ich sehe das Loch auf uns zufliegen – und dann verschwindet der Schnee plötzlich – von einem leeren dunkeln Raum abgelöst. Heulen und Winseln von Mensch und Tier, dann sinke ich rasch, entsetzlich rasch – bis Hunde und Schlitten und Mann und alles miteinander in einem Bündel gegen etwas aufstößt, das härter ist als alles, das ich je gefühlt.

Es ist also vorbei, denke ich, du bist schon so gut wie tot, es ist zu Ende mit dem Reisen für dich, und dann schüttele ich Schnee und Schlittentrümmer von mir, erhebe mich verzagt und sehe mich kleinlaut um.

Zuerst blicke ich nach oben, das ist ja der Weg, den ich heruntergekommen war, und dort liegt wohl auch die Hoffnung auf Rettung – doch die war schon vorher gering gewesen und wird noch geringer bei dem Anblick, der sich mir



bietet –, eine Schneedecke, von ihrem eigenen Gewicht herabgedrückt und mit langen Eiszapfen behängt, ganze fünfzehn Fuß über meinem Kopf. Es ist dunkel, wo wir stehen, aber keine gewöhnliche Dunkelheit, Schwarz in Schwarz, nein, hier, wo das Licht durch eine dicke Schicht von Schnee dringt, ist die Luft blau, alles ist blau, ein Blau in allen Schattierungen, vom hellsten bis zum dunkelsten – ja, beinahe schwärzesten Blau. Nur an einer Stelle ist Tageslicht – ein Sonnenstrahl, klein und dünn, fand den Weg durch das Loch, das wir gemacht, als wir hinunterfielen, zu uns herunter – ich folge ihm mit den Augen und erstarre – er fällt auf den Kopf des Bären, auf einen aufgesperrten Rachen, auf leuchtend weiße Zähne, auf rote Gaumen, von denen der Speichel rinnt, und – beinahe das Schlimmste – auf die kleinen, stechenden Augen.

Sie starren mich an, stier und unverwandt – hypnotisiert sehe ich auf sie hin, sie sind kaum ein Dutzend Fuß von mir entfernt. Es kostet mich eine Willensanstrengung, den Blick von dem leuchtenden Kopf des Bären abzuwenden und ihn auf seinen Körper zu richten, der sich dunkel und undeutlich gegen den eisblauen Hintergrund abzeichnet.

Ich sehe mich in unserm Gefängnis um. Der Boden ist ziemlich eben, aber unendlich glatt, das reinste Eis, und die Seiten sind ebenfalls Eis, blank und glatt, ohne eine Unebenheit, ohne einen Riß, fünfzehn Fuß hoch.

Nun weiß ich, wo ich bin – in der Eile hatte ich nicht beachtet, daß ich auf die Eisdecke gekommen war, die alle Franz-Joseph-Inseln begräbt – und dort war ich in einen Eisbrunnen gefallen, der, vom Wasser ausgehöhlt, jetzt mit Schnee bedeckt war, gefangen zusammen mit dem Bären und mit meinen Hunden, ohne Waffe, völlig wehrlos.

Die Hunde drängen sich dicht an mich, sie vertrauen wohl bis zuletzt der Unüberwindlichkeit des Menschen; sie zittern vor Entsetzen, und mitunter heulen sie alle laut – übrigens jammern wir alle, jeder in seiner Sprache, ich rufe laut um Hilfe – das ist ja Brauch bei den Menschen, selbst wenn man weiß, daß es keine Hilfe gibt. Die Hunde heulen, und der Bär brummt tief, ein reizendes Orchester, bebend vor Schreck.

Die erste halbe Stunde schreie ich, von meinen Hunden kräftig unterstützt, dann aber gebe ich es auf, es hilft ja doch nichts, zu heulen, und es tut mir im Halse weh.

Jetzt aber wird es ganz unerträglich, denn da ich nicht mehr weiterschreie, stürmen die Gedanken auf mich ein, fürchterliche Gedanken, die mir vorher nicht eingefallen sind – was wird geschehen, wenn der Bär hungrig wird?

Die Hunde zwar, es sind elf, werden eine Weile vorhalten, aber wenn sie

aufgefressen sind, was dann? Dann stehst du dem Bären allein gegenüber – und der Bär ist der Stärkere! Ein Schlag von ihm, und ich bin erledigt, der letzte Akt kann beginnen, wenigstens mein letzter Akt, darüber hinaus hat ja auch niemand Interesse für mich, doch er kann schlimm genug werden, denn der Bär wird darin eine Mahlzeit an mir haben.

Mir schaudert, es durchzuckt mich eisig, mir ist, als höre und fühle ich schon die Knochen unter den starken Zähnen des Bären knacken, meine den warmen Atem des Bären im Gesicht zu fühlen und zu merken, wie er sich auf mich legt, um besser fressen zu können. Es sind fürchterliche Gedanken, nicht zu ertragen – ich heule daher wieder. Vor Schreck? – jawohl, ob nicht jeder, außer denen, die vor Entsetzen stumm geworden wären, ebenso laut geheult hätte wie ich?

Lange stehen wir völlig reglos da, wie versteinert, ich wenigstens will keinen Anlaß zu Katastrophen geben – plötzlich aber fahre ich zusammen – der Bär rührt sich, Herr des Himmels, nun kommt die Bestie!

Aber nein, der Schreck war unnötig, er macht nicht Ernst mit der Drohung, er ändert nur seine Stellung, ist es wohl müde, so lange still auf einem Fleck zu sitzen. Wieder stehen wir regungslos einander gegenüber, heulen und brummen wie zuvor. Allmählich gewöhnen wir uns beinahe an die Gesellschaft von einander, und die Vierfüßler wenigstens beruhigen sich nach und nach. Der Bär brummt nur dann und wann, doch es genügt vollkommen, es klingt nicht gut in dem kleinen, eingeschlossenen Raum; die Hunde haben sich niedergelegt, winseln nur hin und wieder, aber wir alle achten doch auf den Bären, so gut wir es in dem blauenden Licht können, die Hunde fahren bei der geringsten Bewegung auf, und ich zucke zusammen.

Der Bär verhält sich übrigens auch nicht ruhig, er starrt uns ebenfalls unverwandt an, und wenn wir am lautesten heulen und der Hundehaufen allzu lebhaft wird, so schleicht sich etwas wie Furcht in die Augen des Bären, ihm ist sicher auch bange.

Aber was hat der Bär nur, weshalb sitzt er so da und wittert mit der Schnauze hoch zum Himmel hinaus, weshalb bewegt seine schwarze Nasenspitze sich und weshalb bläht er die Nüstern so auf – sind das vielleicht die Vorbereitungen zu –?

Jetzt legt er die Ohren zurück, und nun erhebt er sich wahrhaftig auf die Hinterbeine, er streckt seine mächtigen Vordertatzen in die Luft und versucht, sich mit den Klauen an einer kleinen Unebenheit im Eise festzuhaken. Du willst wohl hinauf, denke ich und wünsche ihm innig, daß es gelingen möchte, aber

nein, es gelingt nicht, er kann sich eben vom Boden erheben, dann fällt er wieder herunter und versucht es an einer andern Stelle aufs neue.

Der Bär hat uns offenbar vergessen. Er versucht immer wieder hinaufzuklettern, geht um den ganzen Eisbrunnen herum, langsam, ohne Hast, bedächtig und ausdauernd. Nur einmal hält er inne, und zwar als er an die Stelle kommt, wo wir gestanden hatten, dort liegt ja unser Schlittengerät, das muß untersucht werden. Mit den Tatzen wühlt er in dem Haufen, beißt ein bißchen hinein und schnüffelt an allem – es riecht ja nach uns – aber wir waren fort, geflohen, wir stehen an der entgegengesetzten Seite des Brunnen und passen gut auf, denn jedesmal, wenn der Bär einen Schritt macht, rücken wir auch weiter – ich möchte ihm ja so ungern in den Weg kommen und ihn an meine Existenz erinnern.

Was mochte der Bär nur wittern? Meine Hunde fangen nun auch an, die Ohren zu spitzen, sie werden übermütig und stoßen ein kleines, gereiztes Gebell aus, während sie kleine Ausfälle gegen den Bären unternehmen, aber die Lage hat sich auch mächtig zu unseren Gunsten verändert – ich höre Stimmen, meine Kameraden hatten entdeckt, daß ich verschwunden war, und kamen wohl, nachzusehen, worauf ich verfallen war.

„Hallo, Kameraden, Hilfe, er frißt mich", heule ich in die Luft hinauf, aber so schlimm ist es nun doch nicht, der Bär hat wohl an anderes zu denken, der Arme, er ist drauf und dran, vor Schreck aus der Haut zu fahren, und würde sicher keiner Katze etwas anhaben, aber es konnte ja nichts schaden, meine Kameraden anzufeuern. Übrigens könnte im letzten Augenblick auch noch etwas passieren, denn der Bär ist wie toll vor Entsetzen und beginnt, rund um den Brunnen zu gehen und sich dicht an das Eis zu drücken. Und wir müssen ihn uns ja vom Leibe halten, daher führen wir uns auf wie Zirkustiere, deren einziges Ziel ist, eins hinter dem andern, immer in der gleichen Entfernung dahinzujagen.

Aber Hilfe ist bei der Hand, es sind deutlich Schritte zu vernehmen, und sie rufen oben, daß es eine Freude ist, sie zu hören. Jetzt sind sie da – ein Kopf wird über dem Rand des Brunnens sichtbar: „Alle Wetter, Kameraden, er spielt Haschen mit dem Bären!"

Viele Köpfe werden sichtbar über dem Rand und viele Flintenläufe mit ihnen, das stärkt den Mut, ich werde ganz zuversichtlich, aber dennoch – ein Fehlschuß, so etwas ist ja schon vorgekommen: „Hört, Burschen, schießt um Himmels willen nicht auf mich!"

Der Bär weiß wohl, daß es schlimm um ihn steht, er rührt sich nicht, starrt auf die vielen Köpfe am Rande des Brunnens, und da er ja all unsere Bewegung diktiert, stehen wir ebenfalls still. Ich falte die Hände vor Spannung, wenn sie

ihn nur gleich töten möchten – verwunden sie ihn nur, so ist es mein sicherer Tod. Jetzt gilt es, ich höre das scharfe Knacken vieler Hähne – so, Bär, nun bete dein Vaterunser – aber die Schüsse, eine ganze Kanonade, reißen mich aus meinen Betrachtungen – der Bär sinkt zusammen, ohne einen Laut, nun liegt er da, ein mächtiger Haufen, tot, fertig, ich aber tanze um ihn herum und singe laut vor Freude: „Bär, Bär, wir Menschen sind doch die Herren der Tiere, Bär, Bär. Deine Sagenhaftigkeit ist aus."

Wir ziehen erst die Hunde herauf, dann den Bären, er ist sehr schwer, zuletzt kommt die Reihe an mich; viele Hände helfen mir, ich setze mich nieder und blinzele in die Sonne, während meine Kameraden schweigend umherstehen. Dann öffne ich den Mund und erzähle ihnen meine Bärengeschichte, aber sie sind gar nicht freundlich, sind sogar böse, denn sie sind weit vom Wege abgekommen, sie sind hungrig und haben kein tröstendes oder lobendes Wort für mich – sie sind sehr kurz angebunden, ja – soll ich es sagen? –, was sie mir zuriefen, der ich mich doch als Held des Tages fühlte, war nicht sehr schmeichelhaft, es muntert mich nicht auf, zu erzählen. „Idiot", sagten sie. Weiter nichts. – Nur Idiot.

Marie von Ebner-Eschenbach

Krambambuli

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Dinge und Wesen. *Liebe,* die echte, unvergängliche, die lernt er – wenn überhaupt – nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb, und unvergeßlich ist ihm nur einer gewesen – der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshaus „Zum Löwen" in Wischau von einem vazierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem spärlichem Barte. Der Jägerrock, vermutlich ein Überrest aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte und daß er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem



Vazierenden fleißig ein. – Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden – der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurechtkommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Kondition, in der er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten, und nicht viel dicker waren als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! Dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vazierenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?" – „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli", lautete die Antwort. – „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst du gehen? Vorwärts!" – Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren – der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf dem zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!" und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte aber sich immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt, mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor Krambambuli, halb totgeprügelt, nach jedem Fluchtversuch mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache", heißt es von

andern intelligenten Hunden – dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessiert einen Jäger im lebendigen Zustande gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt *mit* dem Krambambuli sprach er *von* dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten hatte, und als die gute, schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . .", setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen und sind überzeugt, mit nichts anderm soviel Ehre einlegen zu können, wie mit dem Krambambuli." – „Ja, ja, lieber Hopp." Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse *bleibt,* nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen *kann,* sich bei den Versuchen, es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst – dann ist er *mir* nichts mehr wert."

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tiere. Vergeblich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Er biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter und – viel hat der Hund eines Jägers

ohnehin nicht zuzusetzen – kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilens von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen, unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarock mit dem Doktor und mit dem Verwalter, Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollte er melden: „Präsent!" Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?" richtete der Hund sich würde- und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten:

„Es geht ihm gut!"

Um dieselbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung, eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben" nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgendeiner übelberüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen waren, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgendeinem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu anderer Zeit geschehen wäre und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Unter-

gebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid" vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, ab und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in Körbe, die schon mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Laub gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschundenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbleute er eigenhändig die beiden Weiber. In einer von ihnen erkannte Hopp die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben" bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell – tot. Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Geröll, geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem

dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen ebensolchen als Bandelier um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: „Was hat denn der Hund?"

Krambambuli beschnüffelte den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung ...

„Herein", ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an und – wie der Jäger sich auszudrücken pflegte – *sagt* ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? ... O lieber Herr, schau doch! Riech doch! O Herr, komm! Daher komm! ..." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegenzulassen und seiner Wege – das heißt in dem Falle recte zu Gericht – zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag und auch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, ehe er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund", spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der

unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? – Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja! Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt ... Ich, hoho! ... Ich werd meinen Hund hineinbringen in die Geschichte ... Das könnt mir einfallen!" Er beugt sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: „Was macht denn mein Krambambuli?" bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells herum. Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas andres gedacht als an seine Rache und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg ein, quer durch den Wald gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho, dachte Hopp, wart Kerl, wenn du's bist, trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich, Gottes Wunder! – durch den Zaun der „Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hingen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion gewesen, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt. Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satz springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer ... All ihr Heiligen – ein sauberes Feuer! Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lang mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt – sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus, denkt der Alte. Doch nein – er ist heil, sein Hut nur fliegt, von Schroten durchlöchert, ins Gras.

Der andere hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche...

„Pack an!" ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!" Und:

„Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!" lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller – ach, mit altbekannter Stimme...

Der Hund aber – –

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis – in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht kehrt, der „Gelbe" pfeift, und der Hund macht wieder kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt...

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es – seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt – mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch der „Gelbe" hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütz fehlt.

Warum? Weil er – vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen – gezuckt hat im Augenblick des Losdrückens. „Bestie!" zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, für wen *das* Blei gehört?"

„Ich kann es mir denken."

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Canaille!"

„Ja, Herr, jawohl."

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir."

„Begreiflich, Herr", und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hund viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andre, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgt ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund." – „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen", antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. – Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen war und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Totenkammer, in der der „Gelbe" lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hause!" – Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon, wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück harten Brotes, an dem es nagte. Das Kind blieb starr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes



unverwandt und sehnsüchtig betrachtend – der Treueste der Treuen, herrenlos! Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bett. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster – der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben, und wieder fand er sie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei . . . Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. – Ich hol ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, befahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Haus trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Jäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken, intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam . . .“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad um den Hund.“

Clarín

Leb wohl, Lämmchen!

Sie waren drei, immer dieselben drei: Rosa, Pinín und Lämmchen.

Die Wiese am Somonte war ein dreieckiger Zwickel grünen Samts, wie ein Wandbehang die grüne Lehne des Hügels abwärts fallend. Eine ihrer Ecken, die untere, wurde von der Eisenbahnlinie Oviedo–Gijón abgestumpft. Ein Telegraphenmast, wie eine siegreiche Standarte dort aufgepflanzt, verkörperte mit seinen weißen „Glocken" und den parallelen Drähten nach rechts und links für Rosa und Pinín die weite, unbekannte, geheimnisvolle, furchterregende, ewig im Dunkel bleibende Welt. Nach langem Überlegen, und als er den Mast tagaus, tagein ruhig, harmlos, gemütlich dastehen sah, offensichtlich bestrebt, sich auf dem Dorf einzugewöhnen und soweit wie möglich einem dürren Baum ähnlich zu werden, wagte sich Pinín an ihn heran, trieb die Vermessenheit auf die Spitze, umklammerte das Holz und kletterte bis dicht unter die Drähte. Aber nie gelangte er so weit, das Porzellan darüber zu berühren, weil es ihn an die Tassen erinnerte, die er im Pfarrhaus von Puno gesehen hatte. Als er sich dem heiligen Mysterium so nahe sah, überkam ihn lähmende Ehrfurcht, und er ließ sich schleunigst hinunterrutschen, bis seine Füße auf das Gras stießen.

Rosa, die nicht so wagemutig, aber dem Unbekannten viel stärker verfallen, begnügte sich damit, das Ohr an den Telegraphenmast zu legen, und lauschte minutenlang, ja ganze Viertelstunden dem schaurigen metallischen Summen, das der Wind durch die Berührung mit dem Draht in dem trockenen Fichtenstamm hervorrief. Dieses Summen, mitunter durchdringend wie die Schwingungen einer Stimmgabel, die einem, ans Ohr gehalten, mit ihrem betäubenden Getön fast den Atem benahm, waren für Rosa die „Schriftstücke", die da oben entlang-

wanderten, die „Briefe", die man sich durch Drähte schrieb; die unverständliche Sprache, in der das Unbekannte mit dem Unbekannten redete. Sie war nicht neugierig, zu verstehen, was die von so weit weg denen am anderen Ende der Welt sagten. Was kümmerte sie das? Ihr Interesse galt dem Geräusch, dem Geräusch an sich wegen seines Klanges und seines Geheimnisses.

Lämmchen, viel gesetzter als ihre beiden Gefährten, freilich verhältnismäßig in viel reiferen Jahren, enthielt sich jeder Annäherung an die zivilisierte Welt und betrachtete den Telegraphenmast von weitem als das, was er für sie tatsächlich war: als ein totes, nutzloses Ding, das nicht einmal zum Sichkratzen taugte.

Lämmchen war eine Kuh, die schon ein langes Leben hinter sich hatte. Stundenlang lag sie da, denn sie war im Weiden erfahren, wußte die Zeit zu nutzen, sann mehr als daß sie fraß, genoß die Freude eines Lebens in Frieden unter dem grauen, stillen Himmel ihres Landes, wie jemand, der seine Seele speist, denn auch die Tiere haben ja eine. Und wenn es keine Entweihung wäre, könnte man sagen, daß die Gedanken der Kuhmatrone, mit Erfahrung gesättigt, den verhaltensten und lehrhaftesten Oden Horaz' soweit wie nur möglich gleichen mußten.

Sie nahm an den Spielen der kleinen Hirten, die mit ihrer Beaufsichtigung betraut waren, wie eine Großmutter teil. Wenn sie gekonnt hätte, sie hätte gelächelt bei dem Gedanken, daß Rosa und Pinín den Auftrag hatten, darüber zu wachen, daß sie, daß das Lämmchen auf der Wiese nicht über die Stränge schlug, nicht auf den Bahndamm kletterte und nicht auf die Nachbaräcker sprang. Was sollte sie springen! Was sollte sie klettern!

Von Zeit zu Zeit ein bißchen fressen, nicht viel und jeden Tag weniger, doch aufmerksam, ohne die Zeit mit Kopfheben aus alberner Neugier zu vergeuden, zielbewußt die besten Bissen aussuchen und sich danach behaglich auf seine vier Buchstaben niederlassen und entweder das Futter wiederkäuen oder die Wonne, daß einem nichts abging, die bloße Freude, daß man lebte, zu genießen: das war's, was sie zu tun hatte. Alles übrige waren gefährliche Abenteuer. Sie entsann sich schon nicht mehr, wann sie der Hafer gestochen hatte.

Der Xatu (der Stier), die verrückten Sprünge quer über die Wiesen . . . das lag alles so weit!

Dieser Frieden war nur in jenen Tagen der Prüfung gestört worden, als die Eisenbahn in Betrieb genommen wurde. Als Lämmchen zum erstenmal den Zug vorbeifahren sah, geriet sie außer sich. Sie sprang am höchsten Ende des Somonte über den Weidezaun, rannte über fremde Äcker, und der Schreck saß

ihr noch viele Tage in den Gliedern. Er kehrte, mehr oder weniger heftig, jedesmal wieder, wenn die Lokomotive unten auf dem Bahndamm auftauchte. Nach und nach gewöhnte sie sich an das harmlose Getöse. Als sie zu der Überzeugung gelangte, daß es eine Gefahr war, die vorbeiging, eine Katastrophe, die drohte, ohne einzutreten, beschränkte sie ihre Vorsichtsmaßnahmen darauf, auf die Beine zu springen und das furchtbare Ungeheuer mit erhobenem Kopf gerade anzublicken; noch später tat sie nichts weiter, als es mit Widerwillen und Mißtrauen anzustieren, ohne aufzuspringen; zu guter Letzt schenkte sie dem Zug gar keinen Blick mehr.

In Pinín und Rosa rief die neue Eisenbahn angenehmere und anhaltendere Eindrücke hervor. Wenn es zu Anfang eine wilde, ein wenig mit abergläubischer Furcht gemischte Freude war, ein Nervenkitzel, der sie zu Schreien, Körperverrenkungen, zu wirren Gebärdenspielen veranlaßte, wurde es später eine friedliche, sanfte Erholung, die sich mehrere Male am Tag aufs neue einstellte. Es dauerte lange, bis diese Erregung beim Betrachten des schwindelerregenden, vom Windesbrausen begleiteten Vorbeidonnerns der großen Eisenschlange abklang, die in ihrem Innern soviel Lärm und so viele verschiedenartige, unbekannte, fremde Leute barg.

Aber Telegraph, Eisenbahn, das alles hatte nicht viel auf sich; ein flüchtiges Ereignis, das in dem Meer von Einsamkeit rings um die Wiese am Somonte unterging. Von hier aus war keine menschliche Behausung zu sehen; hierher drangen, außer wenn der Zug vorbeifuhr, keine Geräusche der Welt.

Endlose Vormittage, manchmal unter den Strahlen der Sonne, dem Gesumm der Insekten. Die Kuh und die Kinder warteten, daß Mittag herankam, um nach Hause zu gehen. Und darauf ewige Nachmittage voll süßer, stiller Trauer wieder auf der Wiese, bis die Nacht mit dem stummen Zeugen des Abendsterns in der Höhe hereinbrach. Die Wolken trieben oben dahin, die Schatten der Bäume und der Felszacken auf dem Kamm und in der Schlucht wurden länger, die Vögel gingen schlafen, ein paar Sterne leuchteten auf, wo der blaue Himmel am finstersten war, und Pinín und Rosa, das Zwillingspärchen, die Kinder Antón de Chintas, schwiegen, die Seele von der süßen, verträumten Ruhe der feierlichen, ernsten Natur durchdrungen, stundenlang nach ihren nie sehr lärmenden Spielen, an Lämmchen gekuschelt, die das erhabene Schweigen dann und wann mit einem weichen Ton der trägen Kuhglocke begleitete.

Dieses Schweigen, diese müßige Ruhe barg Bindungen der Liebe. Die beiden Geschwister hingen aneinander wie zwei Hälften einer grünen Frucht, durch das gleiche Leben vereint und sich dessen, was in ihnen verschieden war, was



sie trennte, kaum bewußt. Pinín und Rosa liebten Lämmchen, die große, gelbbraune Großmutterkuh, deren Nacken einer Wiege glich. Einen Dichter hätte Lämmchen an die Zavala des Ramajana, die heilige Kuh, erinnert. Sie hatte in der Behäbigkeit ihrer Formen, in der feierlichen Gelassenheit ihrer gemessenen, edlen Bewegungen die Umrisse und Züge eines gestürzten, entthronten Götterbildes, das sich mit seinem Los abfindet und lieber eine richtige Kuh als ein falscher Gott ist. Soweit diese Dinge spürbar sind, kann man von Lämmchen sagen, daß sie die Zwillinge, deren Obhut sie anvertraut war, ebenfalls liebte.

Sie ging nie sehr aus sich heraus, aber die Geduld, mit der sie die Kinder gewähren ließ, wenn sie ihnen bei ihren Spielen als Kissen, als Versteck, als Reittier und für andere Dinge diente, die die Phantasie der Hirten ersann, bewies ohne Worte die Zuneigung des friedfertigen, versonnenen Tieres.

In schweren Zeiten hatten Pinín und Rosa Lämmchen alle nur mögliche Sorge und Pflege angedeihen lassen. Antón de Chinta hatte die Wiese am Somonte nicht immer besessen. Diese Wohltat war verhältnismäßig neuen Datums. Vor Jahren mußte Lämmchen „auf den Anger gehen", das heißt auf gut Glück in den Straßen und Gassen, auf den kahlgefressenen Gemeindewiesen, die genausoviel von einer Landstraße wie von einer Weide hatten, ihr Futter suchen. In solchen Tagen des Mangels führten Pinín und Rosa sie auf die besten Hügel, zu den ruhigsten und am wenigsten abgeweideten Stellen und ersparten ihr die tausend Unbilden, denen die armen Tiere ausgesetzt sind, die sich ihre Nahrung unter den Wechselfällen einer Landstraße suchen müssen.

In den Hungertagen im Stall, wenn das Heu knapp wurde und kein Maisstroh da war, um der Kuh ein warmes Lager aufzuschütten, verdankte Lämmchen Rosa und Pinín tausend Einfälle, die ihre Not linderten. Und erst die heroischen Zeiten des Kalbens und der Aufzucht, wenn der unvermeidliche Kampf zwischen der Ernährung und Pflege des Kälbchens und den Interessen der Chintas entbrannte, der darauf hinauslief, der armen Mutter alle Milch aus dem Euter zu rauben, die nicht für das Weiterleben des Kalbes wirklich unbedingt nötig war. Rosa und Pinín standen in diesem Zwiespalt immer auf seiten Lämmchens und banden, sooft sich eine Gelegenheit dazu bot, heimlich das Kälbchen los, das blind und wie von Sinnen, überall mit dem Kopf anrennend, losstürmte und den Schutz der Mutter suchte, die es unter ihrem Leib barg, dankbar und betulich den Kopf wandte und auf ihre Weise sagte: „Lasset die Kindlein und Kälbchen zu mir kommen."

Diese Erinnerungen, diese Bindungen gehören zu denen, die man nie vergißt.

Zu all dem kommt noch hinzu, daß Lämmchen die gutmütigste Seele von Kuh auf der Welt war. Wenn sie neben irgendeiner Gefährtin ins Joch gespannt wurde, fügte sie sich willig in den Seitenbug, wußte sie ihren Willen dem fremden unterzuordnen, und man sah sie stundenlang mit gebeugtem Nacken und verdrehtem Kopf in unbequemer Haltung stehend wachen, während die zweite auf der Erde schlief.

Antón de Chinta sah ein, daß er für immer zur Armut verdammt sei, als er die Unmöglichkeit erkannte, jenen goldenen Traum von einem eigenen Hof mit wenigstens zwei Paar Ochsen wahr zu machen. Er brachte es durch tausend Kunststücke im Sparen, die Meere von Schweiß und ein Fegefeuer an Entbehrungen waren, zur ersten Kuh, zu Lämmchen. Weiter kam er nicht. Bevor er die zweite kaufen konnte, sah er sich genötigt, um dem Grundherrn, dem Besitzer des Gehöfts, das er in Pacht hatte, gewisse Rückstände zu bezahlen, Lämmchen, sein ein und alles, den Liebling seiner Kinder, auf den Markt zu bringen. Die Frau war gestorben, als sie Lämmchen zwei Jahre im Haus hatten. Der Stall und das Ehebett befanden sich Wand an Wand, wenn man ein Geflecht aus Kastanienzweigen und Maisstengeln so nennen kann. Die Chinta, eine Muse der Sparsamkeit in dieser erbärmlichen Heimstatt, war gestorben, den Blick durch einen Spalt in der rissigen Scheidewand aus Astwerk auf die Kuh gerichtet, die sie ihrer Familie als die Rettung wies.

Hütet sie, sie ist euer Unterhalt! scheinen die Augen der armen Verscheidenden zu sagen, die, von Hunger und Arbeit entkräftet, starb.

Die Liebe der Zwillinge hatte sich ganz auf Lämmchen übertragen; die Mutterliebe, die der Vater nicht zu ersetzen vermag, gab ihnen jetzt die Wärme der Kuh und des Stalles und die Wiese oben am Somonte.

All das begriff Antón verworren auf seine Weise. Kein Wort von dem notwendigen Verkauf zu den Kindern. Eines Samstags im Juli machte sich Antón bei Tagesanbruch auf den Weg nach Gijón und trieb Lämmchen, ohne weiteren Schmuck als das Halsband für die Glocke, vor sich her. Pinín und Rosa schliefen. Sonst mußte man sie mit dem Stock aus dem Bett holen. Der Vater ließ sie schlafen. Als sie aufwachten, war Lämmchen weg.

„Sicherlich hat sie Papa zum Xatu, zum Stier, gebracht."

Was anderes kam ihnen gar nicht in den Sinn. Pinín und Rosa waren der Ansicht, die Kuh gehe nur widerwillig dorthin; sie meinten, daß sie keine Kinder mehr haben wolle, weil sie am Ende alle schnell verlor, ohne zu wissen, wie und wann.

Bei Einbruch der Dunkelheit traten Antón und Lämmchen mürrisch, müde und staubbedeckt durchs Tor. Der Vater gab keine Erklärungen, aber die Kinder errieten die Gefahr.

Er hatte nicht verkauft, weil keiner an den Preis heranwollte, den er sich in den Kopf gesetzt hatte. Er war übermäßig: eine Spitzfindigkeit der Liebe. Er verlangte viel für die Kuh, damit ja niemand auf den Gedanken kam, sie zu nehmen. Die herangetreten waren, ihr Glück zu versuchen, hatten sich schnell wieder entfernt und verwünschten den Mann, der mit bösen, herausfordernden Augen diejenigen anstarrte, die darauf zu bestehen wagten, sich dem festen Preis zu nähern, hinter dem er sich verschanzte. Bis zur letzten Minute des Markttages stand Antón de Chinta auf dem Viehmarkt und ließ dem Schicksal seinen Lauf.

Es soll nicht heißen, daß ich nicht verkaufen will, dachte er. Aber sie wollen mir für Lämmchen nicht bezahlen, was sie wert ist.

Schließlich machte er sich aufatmend, wenn nicht gar zufrieden und bis zu einem gewissen Grad getröstet, auf den Heimweg, die Landstraße nach Candás entlang, mitten im Gewühl und Lärm von Schweinen und Jungstieren, Ochsen und Kühen, die die Bauern aus zahlreichen Dörfern der Umgebung mit mehr oder weniger Mühe nach Hause trieben, je nachdem, wie die Beziehungen zwischen Herr und Tier von alters her waren.

Beim Natoyo, der Weggabelung, war de Chinta noch einmal der Gefahr nahe, Lämmchen loszuwerden. Ein Bauer aus Carrió, der den ganzen Tag um ihn herumgestrichen war und ihm nur ein paar Pesos weniger geboten hatte, als er verlangte, unternahm, schon ein bißchen angesäuselt, einen letzten Angriff.

Der aus Carrió ging, zwischen Geiz und dem eigensinnigen Wunsch, die Kuh zu kriegen, hin und her gerissen, mit dem Preis höher und höher. Antón blieb wie ein Fels. Sie waren, mitten auf der Straße stehend und den Schritt verhaltend, schon drauf und dran, einzuschlagen ... Zum Schluß war der Geiz stärker. Ein lächerlicher Fünfziger trennte sie wie ein Abgrund. Die Hände fielen herab, jeder ging seiner Wege: Antón durch eine Gasse, die ihn zwischen noch nicht erblühtem Geißblatt und in Blüte stehenden Brombeeren nach Hause führte.

Von dem Tag an, da sie die Gefahr erahnt hatten, ließ es Pinín und Rosa keine Ruhe mehr. Eine halbe Woche später erschien auf Antóns Hof der Verwalter, ein Bauer aus demselben Dorf, der keinen Spaß verstand und mit den rückständigen Pächtern kein Erbarmen kannte. Antón verfärbte sich, als er ihm mit Vom-Hof-Setzen drohte.

Der Herr warte nicht länger. Schön, er werde die Kuh zu einem Schleuderpreis verkaufen, für ein Butterbrot. Er müsse zahlen, oder man werde ihn auf die Straße werfen.

Am Samstag darauf begleitete Pinín seinen Vater zum Markt. Der Junge betrachtete entsetzt die Schlachtviehaufkäufer, die Tyrannen des Marktes. Lämmchen wurde zu ihrem richtigen Preis von einem Mann aus Kastilien erworben. Man machte ihr ein Zeichen ins Fell, und sie kehrte, bereits veräußert, fremd und trübsinnig mit ihrer Glocke bimmelnd, in ihren Stall nach Puno zurück. Antón de Chinta schweigend und Pinín mit faustgroßen Augen marschierten hinterdrein. Als Rosa von dem Verkauf hörte, schlang sie ihre Arme um Lämmchens Hals, die den Kopf zu den Liebkosungen wie unters Joch neigte.

Nun ist sie dahingegangen, die Alte, dachte Antón, der Menschenscheue, mit gebrochenem Herzen.

Sie ist ein Tier, aber meine Kinder hatten keine Mutter und keine Großmutter außer ihr.

In diesen Tagen war die Stille auf der Weide am grünen Somonte grabeshaft. Lämmchen, die nichts von ihrem Schicksal ahnte, ruhte und graste wie immer, sub specie aeternitatis, wie sie auch noch eine Minute, bevor sie der brutale Keulenschlag tot niederstreckte, ruhen und fressen würde. Doch Rosa und Pinín lagen untröstlich im Gras, das hinfort überflüssig war. Voll Groll musterten sie die vorbeifahrenden Züge und die Telegraphendrähte. Die unbekannte Welt, so weit von ihnen nach der einen wie der anderen Seite, war's, die ihnen ihr Lämmchen wegholte.

Am Freitag, bei Einbruch der Dunkelheit, hieß es Abschied nehmen. Ein Beauftragter des Aufkäufers aus Kastilien kam das Rind holen. Er legte das Geld auf den Tisch. Antón und der Agent nahmen einen Schluck, und Lämmchen wurde nach Hause geholt. Antón hatte die Flasche ausgetrunken, er war aufgekratzt; das Gewicht des Geldes in der Tasche regte ihn ebenfalls an. Er wollte sich betäuben, redete wie ein Wasserfall, pries die Vorzüge der Kuh. Der andere lächelte, denn Antóns Lobgesänge waren fehl am Platze. Daß die Kuh soundso viele Liter Milch gab? Daß sie fromm unter dem Joch, stark unter der Last war? Na und, wo sie in ein paar Tagen zu Beefsteaks und anderen saftigen Bissen verarbeitet werden sollte? Antón mochte sich das nicht ausmalen. Er stellte sie sich lebend, arbeitend, einem anderen Bauern dienend vor, seiner und der Kinder vergessend; doch lebend und glücklich . . . Pinín und Rosa saßen Hand in Hand auf dem Dunghaufen, der ihnen eine wehmütige Erinnerung an Lämmchen und die eigenen Mühen war, und starrten den Feind mit entsetzten Augen

an. Im letzten Augenblick warfen sie sich über ihre Freundin: Küsse, Umarmungen, nichts fehlte. Sie konnten sich nicht von ihr trennen. Bei Antón verpuffte die Wirkung des Weins mit einemmal, und er verfiel in eine Art Marasmus; er verschränkte die Arme und trat in den dunklen Stall. Die Kinder folgten der traurigen Gruppe, bestehend aus dem gleichmütigen Agenten und Lämmchen, die widerwillig zu solcher Stunde hinter dem Fremden hertrottete, ein gutes Stück durch die schmale Gasse aus hohen Hecken. Schließlich mußte man sich trennen. Übellaunig rief Antón aus dem Haus:

„Los, los, Kinder, marsch, nach Hause, Schluß mit dem Getue!" So schrie der Vater von weitem, mit Tränen in der Stimme.

Die Nacht sank herab; durch die dunkle Gasse, die durch die Hecken beinah schwarz und wie ein Gewölbe erschien, entfernte sich Lämmchens verschwommene Gestalt und wirkte von weitem ganz schwarz. Danach blieb von ihr nichts mehr als das gemächliche Bimbam der Glocke, das mit der Entfernung in dem melancholischen Gezirp zahlloser Zikaden verklang.

„Leb wohl, Lämmchen!" rief Rosa in Tränen aufgelöst. „Leb wohl, mein liebes Lämmchen!"

„Leb wohl, Lämmchen!" wiederholte Pinín, nicht gefaßter.

„Lebt wohl!" antwortete zuletzt die Kuhglocke auf ihre Weise, und ihr trauriges, ergebenes Klagen verlor sich unter den übrigen Geräuschen der Julinacht auf dem Dorfe.

Am Tag darauf rannten Pinín und Rosa in aller Frühe zur gleichen Stunde wie immer zu ihrer Wiese am Somonte. Der einsame Ort war ihnen nie trostlos erschienen; an diesem Tag kam ihnen die Wiese wie eine Einöde vor.

Plötzlich pfiff die Lokomotive, der Rauch erschien, dann der Zug. In einem geschlossenen Viehwagen mit ein paar schmalen, hohen Fenstern oder besser Luftlöchern, sahen die Zwillinge verschwommene Köpfe von Rindern, die benommen durch die Luke schauten.

„Leb wohl, Lämmchen!" schrie Rosa, als sie ihre Freundin, die Großmutterkuh, gewahrte.

„Leb wohl, Lämmchen!" schrie Pinín mit demselben Glauben und drohte dem Zug mit den Fäusten, der in Richtung Kastilien dahinflog.

Und weinend bemerkte der Junge, der über die Gemeinheiten der Welt besser Bescheid wußte als seine Schwester:

„Sie bringen sie zum Schlachthof. Rindfleisch für die Herren, die Pfarrer, die reichen Südamerikaner."

„Leb wohl, Lämmchen!“
„Leb wohl, Lämmchen!“
Und Rosa und Pinín blickten voller Groll auf die Eisenbahn, den Telegraphen, die Symbole jener feindlichen Welt, die ihnen die Gefährtin so vieler einsamer Stunden, so vieler stiller Zärtlichkeiten entriß, die sie verschlang ihres Gaumeskitzels wegen, um aus ihr Mahlzeiten für reiche Fresser zu bereiten.
„Leb wohl, Lämmchen . . . !“
„Leb wohl, Lämmchen . . . !“

Viele Jahre gingen dahin. Pinín wuchs zum jungen Burschen heran, und der König holte ihn sich. Der Karlistenkrieg wütete. Antón de Chinta war Pächter eines Grundbesitzers von der besiegten Partei. Er hatte keinen Einfluß, Pinín für untauglich erklären zu lassen, der, um bei der Wahrheit zu bleiben, wie eine Eiche war.

Und eines trüben Oktobernachmittags wartete Rosa allein auf der Wiese am Somonte auf das Erscheinen des Personenzuges nach Gijón, der ihre einzige Liebe, ihren Bruder, davontrug. Die Lokomotive pfiff in der Ferne, der Zug erschien auf der Strecke, sauste wie ein Blitz vorbei. Rosa, fast von den Rädern zermalmt, konnte für einen Augenblick in einem Wagen dritter Klasse ein Gewirr von Köpfen armer Rekruten erkennen, die mit den Händen fuchtelten und schrien. Sie grüßten die Bäume, die Erde, die Felder, die ganze vertraute Heimat, das kleine Vaterland, das sie verließen, um in den brudermörderischen Kämpfen des großen Vaterlands zu sterben, im Dienst eines Königs und von Ideen, die sie nicht kannten.

Halb aus dem Fenster hängend, streckte Pinín seiner Schwester die Arme entgegen. Sie berührten sich fast. Und Rosa konnte unter dem Rattern der Räder und dem Geschrei der Rekruten deutlich die Stimme ihres Bruders vernehmen, der schluchzend, wie unter Anwandlung einer fernen, schmerzlichen Erinnerung rief:
„Leb wohl, Rosa! . . . Leb wohl, Lämmchen . . . !“
„Leb wohl, Pinín! Mein lieber Pinín . . . !“
Da fuhr er hin; wie die andere, die Großmutterkuh. Die Welt holte ihn sich. Rindfleisch für die Fresser, die reichen Südamerikaner; Fleisch von ihrem Fleisch als Kanonenfutter für die Tollheiten der Welt, für fremde Herrschgelüste.

Das waren im Durcheinander von Schmerz und Vision der armen Schwester Gedanken, als sie den traurig pfeifenden Zug in der Ferne verschwinden sah; in den Kastanienbäumen, den Auen und Felszacken widerhallte der Pfiff.



Wie allein sie blieb! Ja, jetzt, jetzt war die Wiese am Somonte eine Einöde.

„Leb wohl, Pinín, leb wohl, Lämmchen!"

Mit welchem Haß betrachtete Rosa die von verglühten Kohlen gesprenkelte Strecke, mit welchem Zorn die Telegraphendrähte! O ja, Lämmchen hatte wohlgetan, sich da fernzuhalten. Das war die Welt, das Unbekannte, das alles wegholte. Und ganz in Gedanken lehnte Rosa den Kopf an den Mast, der wie eine Standarte in der unteren Spitze der Wiese stak. Der Wind sang im Innern der dürren Fichte sein metallisches Lied. Jetzt verstand es Rosa. Es war ein Lied von Tränen, von Verlassenheit, Einsamkeit und Tod.

In den schnellen Schwingungen, einem Winseln gleich, glaubte sie sehr fern eine Stimme zu hören, die auf der Strecke schluchzte:

„Leb wohl, Rosa! Leb wohl, Lämmchen!"

Paul Zech

Die Schwarze Wespe

Nichts fürchten die bolivianischen Indianer des Pilcomayo mehr als den Stich der Schwarzen Wespe. Dabei ist das Gift, das dieses von den Weißen kaum beachtete Insekt in die Blutbahnen eines Menschen einfließen läßt, längst nicht von jener barbarischen Wirkung wie das mancher anderen Tiere. Der von der Schwarzen Wespe Gestochene wäre nach zwölf Stunden die Geschwulst los, wenn man ihn sachgemäß behandeln würde. Für den Indio bedeutet dieser Wespenstich ein Unglück, das nicht nur die einzelne Person, sondern den ganzen Stamm betrifft.

Selbst wenn es auch für den Stich der Schwarzen Wespe ein Gegenmittel gäbe – eine Beere, ein Kraut, ein tierisches Exkrement –, niemals würde ein Indianer dieses Stammes es zulassen, daß man ihm ein Mittel auflegt, um die Giftwirkung zu eliminieren. Die etwa nußgroße und blaurote Beule im Nacken oder auf dem Oberarm bedeutet nach dem Glauben dieser nur zu einem kleinen Teil christianisierten Waldmenschen ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Geist des Chamañao in das Menschenwesen gefahren ist und es also zeichnete. Um die Verfluchung wieder auszutreiben, muß der von dem „Bösen Geist Besessene" ein Glied seines eigenen Leibes opfern: einen Finger, eine Zehe oder gar ein Auge. Er selber muß die Opferung vornehmen unter den Augen seiner Stammesgenossen und die Wunde so lange bluten lassen, bis ihn die Ohnmacht von den Schmerzen erlöst.

Ich habe eine volle Woche damit verbracht, das Leben und Treiben der Schwarzen Wespe zu studieren. Dazu bot mir der Busch, der in einem weiten Halbkreis die Lagune begrenzte, ein ausgezeichnete Gelegenheit.



Mit einem spanisch sprechenden und auch des Schreibens und Lesens kundigen indianischen Knaben durchstreifte ich zunächst die nähere Umgebung der 4000 ha großen Estancia. Der wie aus Mahagoni geschnitzte Bursche machte mich mit der in Freiheit lebenden Klapperschlange bekannt und mit seiner Geschicklichkeit, dieses äußerst angriffslustige Reptil ohne Waffe, nur mit dem sicheren Griff seiner Hand, unschädlich zu machen. Er führte mich zu den Bauwerken der Biber in der Lagune und zu den luftigen Nestern der Kolibris. Er demonstrierte vor meinen Augen, wie man ein Gürteltier fängt und es an Ort und Stelle brät und verspeist. Er röstete die Eier der großen roten Ameise, die wie ranziger Parmesankäse schmecken, und preßte aus den Schößlingen einer rankenden Sumpfpflanze ein weinsaures, durstlöschendes Getränk. Er fing jeden Käfer und Schmetterling, der mir gefiel. In den Kronen der Espinillen und Zedern, der Jacarandà und Pfefferbäume hockten die kleinen schwarzen Affen. Sie bewarfen uns mit Früchten und trockenen Ästen, wenn wir die Wipfel passierten, in denen sie nisteten.

Der Wald war auch am Tage voller Geräusche. Aber nur selten vermochte ich die Ursache oder die Urheber zu entdecken. Schließlich hatte ich mich in das „neue Sehen und Erfahren" schon so hineingewöhnt, daß ich auf eigene Faust Entdeckungen vornahm und „Ochsenauge" – diesen Spitznamen führte der indianische Bursche – mich lediglich „beschattete".

Manchmal, wenn ich seiner Meinung nach mich allzulange mit einem Käfer, einer Pflanze oder einem Vogelnest abgab, setzte er sich auf einen umgestürzten Baumstamm, holte die Rohrflöte hervor und spielte eine schwermütige Weise.

In dem Augenblick, als Ochsenauge das Nest der Schwarzen Wespe entdeckte, war es aus mit der Beschattung. Er sagte zwar nicht klar und deutlich, weshalb er jetzt unbedingt den Weg zur Lagune einschlagen müßte. Ich sah aber, wie er zitterte und im Drehen und Wenden immer wieder zu dem Wespennest hinstarrte. Und als ich schließlich den Zeigefinger reckte und fragte: „Du hast Angst davor?", lief er auf und davon.

Ich begab mich auf den Anstand. Und wenn nichts anderes von mir übrigbleiben sollte als die blankpolierten Knochen ... die wird man auch morgen noch früh genug finden. Die Richtung zu der Fundstelle des Wespennestes hat Ochsenauge bestimmt nicht aus dem Gedächtnis verloren.

Mein Beobachtungsstand war ein Baum, der die Wurzeln bis zur Höhe von drei Metern aus dem Boden emporgehoben hatte. Und von diesem Baum zu einem zweiten, der mit zwei Stämmen zugleich emporwuchs, waren es an die

dreißig Schritte. Auf einem so kleinen Raum spielte sich die Schlacht ab, die zu sehen ich die ganze Nacht brauchte.

Das Nest der Schwarzen Wespe befand sich am Fuße einer Espinille. Wieviel Meter tief unter der Erde, das habe ich nicht festgestellt. Ich konnte auch nur eine Stelle entdecken, die den Insekten als Einflug diente, aber nie sah ich eine aus diesem Loch herausfliegen. Was hier vor meinen Augen herumschwirrte, schien vom Baum herunterzukommen. Sicher war der Baum hohl, denn die unteren Zweige hingen dürr und blattlos, von einer graugrünen Flechte bewachsen. Im Unterholz leuchteten scharlachrote Blüten und zwischendurch Beerenbüschel von schwefelgelber Farbe. Um diese Blüten und Früchte kreisten die Wespen in einem anmutigen Reigen. Selten setzten sie sich. Die dunklen, wie poliertes Metall schimmernden Flügel glitzerten in der Sonne. Im Flug zog der keulenförmige Hinterleib der Wespen die dünnen Beine nach wie einen Schwanz.

Vom Baum herunter fielen die Überbleibsel riesiger Heuschrecken. Was an den fetten Biestern freßbar gewesen war, hatten die Elstern schon vertilgt. Als nun einmal eine noch zuckende, des halben Leibes aber schon beraubte Heuschrecke ins Kraut purzelte, stürzte sich sofort eine der Schwarzen Wespen darauf. Das war ein ungewöhnlicher Vorgang, denn im allgemeinen gibt sich dieses elegant zwischen den Blüten hinflitzende Insekt nicht mit einem Kadaver ab. Es beroch die Heuschrecke, betastete sie eindringlich mit den Fühlern und drehte sie vom Rücken auf den Bauch. Die Wespe spürte, daß die Eier in ihrem Leib reif zum Aussetzen waren. Und in diesem Zustand suchte sie emsig nach einem Objekt, das sich zur Ablage der Nachkommenschaft gut eignete. Wehe also dem Käfer oder der Spinne, die sich zu widersetzen wagten: Der Stachel des Mutterwesens zuckt in seiner Hülle, und in den Drüsen gärt das Gift.

Die Heuschrecke war nicht geeignet, der Wespenbrut Wohnung und zugleich Nahrung zu geben. Auch die wie eine Kinderhand große Blattlaus nicht, und auch die mit langen roten Haaren versehene Raupe wurde von der flach am Boden hinschwirrenden Wespe verschmäht. Um Frösche und Kröten machte sie einen Bogen, als ekelte sie sich vor diesen Wesen. Das helle, metallisch eindringliche Geschwirr verlor sich nicht mehr aus meinen Ohren. In der Abendsonne leuchteten Leib und Flügel der Wespe wie flüssiges Gold.

Um sie nicht zu stören und durch heftige Bewegungen auch nicht zu reizen, bewegte ich mich nur mit Vorsicht dahin, wo das Insekt nach neuen Möglichkeiten das Unterholz oder Kraut absuchte. Mit einem Male hatte sie die beiden Lianenstränge entdeckt, zwischen denen weit aufgespannt wie ein verkehrt

schwebender Fallschirm ein silberhelles Netz hing. Schmetterlinge und große grüne Fliegen zappelten darin herum.

In einem weiten Kreise überflog die Schwarze Wespe das Nest. Von Minute zu Minute wurde der Zirkelbogen enger und die Flugbahn immer näher an das Gewirr der stellenweise zerrissenen Fäden herangedrückt. Nach einer Weile endlich entdeckte die Wespe, daß die Eigentümerin des Gespinstes nicht anwesend war. Sie flog wieder ein Stück in das Dickicht der Lianen hinauf und beschloß, dort oben in den blühenden Ranken einer Orchidee auf die Rückkehr der rothaarigen Vogelmörderin zu warten. Sie hatte Zeit, wenn es sein mußte, auch die ganze Nacht. Dann und wann steckte sie den Saugrüssel in einen der unzähligen Honignäpfe und stärkte sich. Die Sonne verdampfte hinter einem von der Cordillere herunterwuchtenden Gewölk in Farben, die von einem hellen Gold bis zu Scharlach und Violett hinüberwechselten. Aus dem Violett wurde ein dunkles Grün, und mit dem Verhauchen des Grüns in ein mattgraues Silber begann auch schon – ohne den Übergang einer Dämmerung – die Nacht.

Lange Minuten war der Wald von einer gespensterhaften Stille durchschauert. Es rührte sich kein Blatt. Weder eine Vogelstimme noch das Geschrei der Frösche ward laut. Selbst die Zikaden schienen den Atem verloren zu haben. Die Stille dauerte, bis schließlich der Mond, rot gedunsen und ohne besonderen Antrieb, aus der Lagune emporstieg.

Diese Atmosphäre des verhaltenen Lichtes und der Ruhe brauchte die Vogelspinne, um sich in ihrer ganzen Mordlust aufzublähen. Jedwedes Lebewesen im Unkraut und Gezweig, vom winzigen Laubfrosch bis zum Töpfervogel, wußte, was es von der unersättlichen Mordbestie zu halten hatte, deren saugendem Blick niemand entrinnen konnte.

Die große rote Spinne mit den wollig behaarten und muskelkräftigen Fangbeinen, mit dem häßlichsten Kopf, der je einem atmenden Geschöpf vom Schöpfer aller Dinge gegeben worden ist, und mit den grauenerregenden Augen war auf dem Wege zum Netz.

Kurz vor dem Baum, an dem das Netzwerk aufgespannt war, sah ich die abscheulich glotzende Spinne herankrabbeln.

Auf dem bis zur Erde heruntergebogenen Blatt einer Agave blähte sich der kupferfarbene Regenrufer: ein Frosch von mindestens viertelpfündigem Gewicht und mit in der Dunkelheit phosphoreszierenden Flecken am Bauch. Er ließ Töne los, die dem Geräusch eines kleinen chinesischen Tempelgongs glichen. Aus der Ferne kam die Antwort eines zweiten, nur heller klingenden Gongs.



Stundenlang noch hätte diese Zwiesprache zweier Liebenden andauern können. Die Vogelspinne jedoch bereitete dem Schmachten ein jähes und grausames Ende. Dort, wo das empfindsame Herz des männlichen Tierchens heftig pochte, saß mit einem Male der Biß der Giftzangen und blieb so lange haften, bis nur ein Stück Haut übrig war und schließlich wie ein Vogelkack auf den feuchten Erdboden plumpste. Siebenmal, achtmal, vielleicht sogar ein dutzendmal machte die am Boden zappelnde Spinne einem Lebewesen, das die Gefahr vielleicht nicht einmal geahnt hatte, den Garaus, ehe sie ihre Behausung erreichte, um hier sozusagen auf das Dessert zu warten.

So plump die rote Teufelin sich auf der ebenen Erde auch bewegte, um so eleganter kletterte sie die Trossen des Gespinstes zum Nest empor. Sie hatte es nicht eilig. Mit den wie irisierendes Milchglas schimmernden Augen suchte sie Blatt um Blatt und jeden Knick im Geäst nach einem neuen Opfer ab.

In dem Augenblick, als die Vogelspinne die Mitte ihres Netzes aufsuchte, um sich behaglich zu krümmen und die Welt unveränderlich schön zu finden, verließ die Schwarze Wespe ihren Beobachtungsposten und näherte sich dem Netz. Vom Schlaf schon halb benommen, hörte die Spinne das ihr wohlbekannte und von ihr auf den Tod gehaßte Summen über sich. Mit aller Kraft richtete sie sich wieder auf, machte die Arme frei und erwartete den Angriff der Todfeindin. Der ließ auch nicht lange auf sich warten. Meist von oben nach unten griff die Wespe an und wich geschickt den wütenden Schlägen der rotstacheligen Fangarme aus. Oft streiften die langen, dünnen Beine der Wespe den Kopf der Spinne. Glasig stierten die Augen, und viele Male rissen die zuschnappenden Kiefer tiefe Löcher ins Leere. Die Schwarze Wespe war in ihren Bewegungen elegant wie ein Florettfechter, die dicke rote Spinne hingegen massiv wie eine Bulldogge.

Das Netz schaukelte hin und her, und zu dem immer heller werdenden Gesumm der unermüdlich angreifenden Wespe ertönte jetzt auch der Ruf des Ochsenfrosches. Das brachte die in die Verteidigung gedrängte Spinne vollends in Verwirrung. Sie übernahm sich in der Abwehrbewegung, und bei einer ungestümen Drehung fiel sie auf die Vorderbeine und zerriß das Netz.

Wie ein Blitzstrahl fuhren in diesem Moment die dünnen, langen Beine der Schwarzen Wespe dem roten Nachtgespenst in den Nacken. Zugleich fuhr auch der von Gift strotzende Stachel aus der Scheide und bohrte sich der Spinne zwischen Kopf und Halswirbel mitten in das Nervenzentrum hinein. Der Schlag ließ die Muskulatur der Fangarme sofort erlahmen. Wie eine leblose Masse hing das Knäuel aus klebriger Wolle und fettem, prall aufgedunsenem Fleisch in dem

Gewirr des Netzes. Steinern glotzten die Augen den Mond an. Länger als eine Viertelstunde umkreiste die Schwarze Wespe den bezwungenen Gegner, ehe sie sich wieder setzte, mit den Fühlern die gelähmte Masse betastete und sie dann aus dem Netz herauswarf. So schnell die Spinne fiel, genauso schnell flog die Wespe dem fallenden Körper nach. Es war der Stumpf eines Baumes, wohin er geplumpst war. Und von dort weg zerrte das mehr als dreimal kleinere Insekt die Spinne über eine Strecke von sieben, acht Metern bis zu einem Erdloch.

Dort blieb nun die nie mehr aus der Lähmung zu einer Bewegung sich aufraffende Vogelspinne so lange liegen, bis aus den Eiern, die die Wespe hineinlegte, die Maden herausgekrochen waren und sich von dem blutfrischen Fleisch der wehrlos gemachten Gefangenen nährten, sich schließlich verpuppten und diejenigen Wesen wurden, die die Indios des Pilcomayo den „Atem des Geistes Chamañao“ nennen.

Iwan Turgenjew

Der Hund

—

„Wenn man aber die Möglichkeit des Übernatürlichen zugibt, die Möglichkeit seiner Einmischung in das wirkliche Leben, dann gestatten Sie die Frage, welche Rolle nun der gesunde Menschenverstand spielen soll?" sagte Anton Stepanytsch und kreuzte die Arme über dem Magen.

Anton Stepanytsch stand im Range eines Staatsrates, diente in einem sehr kniffligen Departement und erfreute sich, da er bedächtig, knapp und mit tiefer Stimme sprach, allgemeiner Achtung. Nicht lange vordem hatte man ihm, wie sich seine Neider ausdrückten, den „Stanislaus verpaßt".

„Diese Frage ist vollkommen berechtigt", bemerkte Skworewitsch.

„Das wird niemand bestreiten", fügte Kinarewitsch hinzu.

„Auch ich stimme dem zu", pflichtete mit Fistelstimme aus einer Ecke der Hausherr bei, Herr Finopljontow.

„Ich muß gestehen, ich kann mich damit nicht einverstanden erklären, weil mir selbst etwas Übernatürliches widerfahren ist", sagte ein Mann mittleren Wuchses und mittleren Alters, mit Bäuchlein und Glatze, der bisher stumm hinter dem Ofen gesessen hatte. Die Blicke aller, die sich im Zimmer befanden, richteten sich voll Neugier und Zweifel auf ihn, und es trat Schweigen ein.

Dieser Mann war ein nicht gerade reicher Kalugaer Gutsbesitzer, der vor kurzem nach Petersburg gekommen war. Er hatte einst bei den Husaren gedient, alles verspielt, seinen Abschied genommen und sich auf dem Lande niedergelassen. Die neuesten Veränderungen, die in der Landwirtschaft vor sich gegangen waren, hatten seine Einkünfte geschmälert, und er hatte sich in die Hauptstadt begeben, um ein bequemes Pöstchen zu suchen. Er besaß keinerlei Fähig-

keiten und hatte keinerlei Beziehungen, aber er hoffte fest auf die Freundschaft eines alten Kameraden, der plötzlich ohne ersichtlichen Grund in eine hohe Stellung aufgerückt war und dem er einmal geholfen hatte, einen Falschspieler durchzuprügeln. Außerdem vertraute er auf sein Glück – und es ließ ihn auch nicht im Stich: Nach einigen Tagen erhielt er den Posten eines Aufsehers über staatliche Magazine, einen einträglichen und sogar ehrenvollen Posten, der keine besonderen Talente erforderte, denn diese Magazine bestanden vorläufig nur auf dem Papier, und es war noch nicht einmal genau bekannt, womit sie gefüllt werden sollten – geplant waren sie aus staatsökonomischen Erwägungen.

Anton Stepanytsch unterbrach als erster die allgemeine Erstarrung.

„Wie, mein verehrter Herr", begann er, „Sie behaupten allen Ernstes, Ihnen sei etwas Übernatürliches widerfahren, ich will sagen – etwas, das nicht mit den Naturgesetzen im Einklang steht?"

„Das behaupte ich", entgegnete der „verehrte Herr", dessen wirklicher Name Porfiri Kapitonytsch war.

„Etwas, das nicht mit den Naturgesetzen im Einklang steht!" wiederholte gereizt Anton Stepanytsch, dem diese Phrase offenbar gefiel.

„Genau das. Ja, genau so etwas war es, wie Sie zu sagen belieben."

„Das ist erstaunlich! Was meinen Sie, meine Herren?" Anton Stepanytsch bemühte sich, seinen Zügen einen ironischen Ausdruck zu verleihen, doch es gelang ihm nicht – oder, richtiger gesagt, es gelang ihm nur, sein Gesicht so zu verziehen, als hätte der Herr Staatsrat soeben einen üblen Geruch verspürt. „Wollen Sie sich nicht die Mühe machen, verehrter Herr", fuhr er, zu dem Kalugaer Gutsbesitzer gewandt, fort, „uns die Einzelheiten dieser interessanten Begebenheit mitzuteilen?"

„Warum nicht? Das kann ich!" antwortete der Gutsbesitzer, schob sich ungezwungen in die Mitte des Zimmers und begann zu sprechen:

„Wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, meine Herren – vielleicht ist es Ihnen auch nicht bekannt – besitze ich ein kleines Gut im Koselsker Kreis. Früher zog ich daraus einen gewissen Nutzen, aber jetzt sehe ich selbstverständlich nichts außer Unannehmlichkeiten auf mich zukommen. Doch lassen wir die Politik beiseite! Nun, zu diesem Gut gehört ein kleines Gehöft: ein Gemüsegarten, wie üblich, ein kleiner Teich mit Karauschen, ein paar Gebäude – na, und ein Seitenflügel für den eigenen sündhaften Leib ... Eine Junggesellensache. Eines Abends nun – so an die sechs Jahre mag es her sein – kam ich ziemlich spät nach Hause: Ich hatte bei einem Nachbarn Karten geklopft – aber ich war, bitte das zu bemerken, nicht etwa beschwipst, wie man so sagt. Ich zog mich aus, legte

mich hin und blies die Kerze aus. Und stellen Sie sich vor, meine Herren, kaum habe ich die Kerze ausgeblasen, da rührt sich etwas unter meinem Bett! Ich denke: vielleicht eine Ratte? Nein, eine Ratte ist es nicht: Es scharrt, wälzt sich herum, kratzt sich. Endlich klatscht es mit den Ohren!

Ein klarer Fall: Es ist ein Hund. Aber wo kann der Hund hergekommen sein? Ich selbst halte keinen. Ist etwa, überlege ich, irgendein *Streuner* zugelaufen? Ich rufe meinen Diener. Filka wird er von mir genannt. Der Diener kommt mit einer Kerze herein. ‚Was soll das', frage ich, ‚Freund Filka? Was ist das für eine Unordnung bei dir! Unter mein Bett hat sich ein Hund gezwängt.' – ‚Was für ein Hund?' fragt er. – ‚Woher soll ich das wissen!' sage ich. ‚Es ist deine Sache, deinem Herrn jede Störung fernzuhalten.' Mein Filka bückt sich und leuchtet mit der Kerze unter das Bett. ‚Aber hier ist doch gar kein Hund', sagt er. Nun bücke auch ich mich. Tatsächlich: Es ist kein Hund da. ‚Was soll das heißen!' Ich werfe einen Blick auf Filka: Er lächelt. ‚Dummkopf', sage ich zu ihm, ‚was fletschst du die Zähne? Der Hund ist wahrscheinlich, als du die Tür aufmachtest, unversehens ins Vorzimmer gehuscht. Du Maulaffe aber hast nichts bemerkt, weil du ewig schläfst. Denkst du vielleicht, ich bin betrunken?' Er wollte etwas erwidern, aber ich jagte ihn hinaus, rollte mich zusammen und hörte in jener Nacht nichts mehr.

In der folgenden Nacht aber – stellen Sie sich vor! – wiederholte sich das gleiche. Kaum hatte ich die Kerze ausgeblasen, scharrte es wieder und klatschte mit den Ohren. Wieder rief ich Filka, wieder schaute er unter das Bett – und wieder war nichts zu finden! Ich schickte ihn fort, blies die Kerze aus, und – hol's der Teufel! – schon ist der Hund da. Ein richtiger Hund: Es ist genau zu hören, wie er atmet, wie er mit den Zähnen durchs Fell fährt und einen Floh sucht – ganz deutlich! ‚Filka', rufe ich, ‚komm mal ohne Kerze herein!' Er kommt. ‚Nun, wie ist es', sage ich, ‚hörst du's?' – ‚Ich höre es', sagt er. Ich kann den Burschen zwar nicht sehen, aber ich fühle, daß er sich fürchtet. ‚Wie erklärst du dir das?' frage ich. ‚Wie befehlen Sie, daß ich es mir erkläre, Porfiri Kapitonytsch? Eine Versuchung!' – ‚Du sittenloser Mensch', sage ich, ‚schweig mir von deiner Versuchung!' Dabei klangen unsere Stimmen wie Vogelgezwitscher, und wir zitterten in der Dunkelheit wie im Fieber. Ich zündete die Kerze an: Es war kein Hund da und auch kein Geräusch mehr zu hören – nur wir beide, ich und Filka, standen im Zimmer, weiß wie Kreide. Die Kerze ließ ich bis zum Morgen brennen. Und ich versichere Ihnen, meine Herren, ob Sie mir glauben oder nicht, seit jener Nacht wiederholte sich die gleiche Geschichte sechs Wochen lang. Zuletzt hatte ich mich sogar daran gewöhnt und löschte die Kerze, denn ich

kann bei Licht nicht schlafen. Mochte er sein Wesen treiben! Er tat mir ja nichts Böses."

„Immerhin sind Sie keiner von den Ängstlichen, wie ich sehe", unterbrach ihn Anton Stepanytsch mit einem halb verächtlichen, halb herablassenden Lachen. „Man erkennt gleich den Husaren!"

„Vor Ihnen hätte ich in keinem Falle Angst", sagte Porfiri Kapitonytsch und sah einen Augenblick lang wirklich wie ein Husar aus. „Aber hören Sie weiter. Eines Tages kam ein Nachbar zu mir, derselbe, mit dem ich Karten geklopft hatte. Er aß bei mir, was Gott beschert hatte, und verlor während dieses Besuches fünfzig Rubelchen an mich. Draußen war es Nacht – Zeit, sich fortzuscheren. Aber ich hatte meine besonderen Absichten. ‚Bleib doch', sagte ich, ‚übernachte bei mir, Wassili Wassiljitsch. Morgen wirst du das Verlorene zurückgewinnen, so Gott will.' Mein Wassili Wassiljitsch überlegte hin und her und blieb. Ich befahl, das Bett für ihn in meinem Schlafzimmer aufzustellen. Nun, wir legten uns nieder, rauchten und schwatzten noch ein Weilchen – am meisten über das weibliche Geschlecht, wie es sich unter Junggesellen gebührt, und lachten natürlich auch. Dann sah ich: Wassili Wassiljitsch löschte seine Kerze aus und drehte mir den Rücken zu – das hieß ‚Schlafen Sie wohl'. Ich wartete noch ein wenig und löschte dann meine Kerze ebenfalls. Und stellen Sie sich vor: Ich war noch nicht dazu gekommen, mir auszumalen, was für ein Gestreite losgehen würde, da rührte sich mein Liebling schon. Aber er rührte sich nicht nur, er kroch sogar unter dem Bett hervor, lief durchs Zimmer, klapperte mit den Klauen auf dem Fußboden, schüttelte die Ohren und stieß plötzlich an den Stuhl, der neben Wassili Wassiljitschs Bett stand! ‚Porfiri Kapitonytsch', sagte dieser, und zwar, wissen Sie, in völlig gleichmütigem Ton, ‚ich wußte gar nicht, daß du dir einen Hund angeschafft hast. Was ist es denn für einer, ein Jagdhund, was?' – ‚Ich habe überhaupt keinen Hund', sage ich, ‚und habe auch nie einen gehabt.' – ‚Was soll das heißen? Und was ist *das*?' – ‚Was *das* ist?' entgegnete ich. ‚Zünde doch die Kerze an, dann wirst du es selbst sehen.' – ‚Das ist kein Hund?' – ‚Nein.' Wassili Wassiljitsch drehte sich im Bett um. ‚Zum Teufel, du scherzt wohl?' – ‚Nein, ich scherze nicht.' Ich hörte, wie er ein Streichholz anrieb, aber der da, der beruhigte sich noch immer nicht – er kratzte sich die Flanke. Das Licht flammte auf – und Schluß! Spurlos verschwunden war alles. Wassili Wassiljitsch sah mich an, und ich sah ihn an. ‚Was ist das für ein Hokuspokus?' fragte er. – ‚Das ist', antwortete ich, ‚so ein Hokuspokus, daß du auf der einen Seite Sokrates hinsetzen kannst und auf der anderen Friedrich den Großen, und selbst die werden es nicht herausbekommen.' Und dann erzählte

ich ihm alles bis in die letzten Einzelheiten. Wie mein Wassili Wassiljitsch da aufsprang! Als hätte er sich verbrannt! Er kam vor Schreck gar nicht in die Stiefel. ‚Die Pferde!' schrie er. ‚Meine Pferde!' Ich redete ihm gut zu – umsonst! Er ächzte nur in einem fort. ‚Ich bleibe nicht', schrie er, ‚nicht eine Minute! Nach alledem bist du doch ein behexter Mensch! Meine Pferde!' Dennoch konnte ich ihn schließlich beschwichtigen. Nur mußte sein Bett in ein anderes Zimmer getragen werden, und überall wurden die Nachtlampen angezündet. Am Morgen, beim Tee, war er wieder zur Vernunft gekommen und erteilte mir Ratschläge. ‚Du solltest für ein paar Tage dein Haus verlassen, Porfiri Kapitonytsch', sagte er, ‚vielleicht wirst du dann diese Scheußlichkeit los.' Ich muß Ihnen sagen, mein Nachbar war ein Mann von großem Verstand! Er hat zum Beispiel seine Schwiegermutter so wunderbar bearbeitet, daß er ihr einmal einen Wechsel unterschieben konnte – freilich hatte er sich dazu eine besonders günstige Stunde ausgesucht! Ganz sanft war sie geworden. Sie stellte ihm eine Vollmacht zur Verwaltung des ganzen Gutes aus – was kann man mehr verlangen? Und es will schon etwas heißen, eine Schwiegermutter so weit zu bringen, nicht? Sagen Sie doch selbst. Trotz allem fuhr er ziemlich unzufrieden von mir fort, denn ich hatte ihn wiederum mit ungefähr hundert Rubelchen abgestraft. Er beschimpfte mich sogar und nannte mich undankbar und gefühllos. Aber wieso war ich schuld daran? Nun, das ist eine Sache für sich – seinen Rat jedoch nahm ich an. Noch am selben Tag fuhr ich in die Stadt und stieg im Gasthof eines alten Raskolniks ab, den ich kannte. Er war ein ehrwürdiger Greis, wenn auch ein bißchen grob infolge seiner Einsamkeit: Die ganze Familie war ihm weggestorben. Nur Tabak konnte er nicht ausstehen, und vor Hunden empfand er einen großen Abscheu. Ich glaube, ehe er zum Beispiel eingewilligt hätte, einen Hund ins Zimmer zu lassen – eher hätte er sich selber in zwei Hälften zerrissen! ‚Das ist ganz unmöglich!' pflegte er zu sagen. ‚Hier in meiner Stube geruht sich an der Wand die Muttergottes aufzuhalten – wie kann da ein widerlicher Köter seine gottlose Schnauze hereinstecken.' Man kennt das – keine Bildung! Im übrigen bin ich der Meinung: Wem Weisheit gegeben ist, der soll auch danach handeln!"

„Ich sehe, Sie sind ein großer Philosoph", unterbrach ihn Anton Stepanytsch abermals mit dem gleichen herablassenden Lächeln.

Diesmal runzelte Porfiri Kapitonytsch sogar die Stirn.

„Was für ein Philosoph ich bin, weiß man noch nicht", meinte er, während sein Schnurrbart verdrießlich zuckte, „aber Sie würde ich gern in die Lehre nehmen."

Unser aller Augen hefteten sich auf Anton Stepanytsch. Jeder von uns erwar-

tete eine hochmütige Antwort oder wenigstens einen blitzartigen Blick. Doch der Herr Staatsrat verwandelte sein verächtliches Lächeln nur in ein gleichgültiges, gähnte dann und schaukelte ein wenig mit dem Fuß – sonst geschah nichts!

„Bei diesem Alten war ich also abgestiegen", fuhr Porfiri Kapitonytsch fort. „Da wir miteinander bekannt waren, wies er mir ein Zimmer an, das keins von seinen besten war. Er selbst quartierte sich auch darin ein, hinter einer Scheidewand – aber gerade so wollte ich es haben. Was für Qualen stand ich damals aus! Das Zimmer war klein, eine Hitze darin, eine stickige Luft, Fliegen, und zwar solch klebrige; in der Ecke ein ungewöhnlich großer Heiligenschrein mit uralten Heiligenbildern; ihre metallenen Einfassungen waren matt und aufgetrieben; es roch widerlich nach Öl und nach irgendeiner Spezerei; auf dem Bett zwei Pfühle; bewegte man das Kopfkissen, liefen Schaben darunter hervor... Aus reiner Langeweile trank ich unwahrscheinlich viel Tee – es war einfach schlimm! Ich legte mich nieder, aber schlafen konnte ich nicht, denn hinter der Scheidewand seufzte und ächzte der Hausherr und sprach Gebete. Endlich beruhigte er sich. Ich hörte, wie er anfing zu schnarchen, aber nur leise, auf die altmodische, höfliche Art. Die Kerze hatte ich längst gelöscht; nur das Lämpchen vor den Heiligenbildern brannte noch. Das war offenbar ein Hindernis! Nun, ich besann mich nicht lange, ich stand ganz leise auf, schlich barfuß zu dem Lämpchen hin und blies es aus. Nichts rührte sich. Aha, dachte ich, in fremder Umgebung versagt es also. Doch kaum habe ich mich ins Bett gelegt, da geht der Klamauk wieder los! Er scharrt und kratzt und klatscht mit den Ohren – ganz wie es sich gehört! Schön. Ich liege und warte, was geschehen wird. Ich höre, wie der Alte erwacht. ‚Gnädiger Herr', sagt er, ‚gnädiger Herr?' – ‚Was ist?' – ‚Hast du etwa das Lämpchen ausgelöscht?' Und ohne meine Antwort abzuwarten, stößt er plötzlich hervor: ‚Was ist das? Was ist das? Ein Hund? Ein Hund! Ach, du verdammter Nikonianer!' – ‚Hör auf zu schimpfen, Alter', sage ich, ‚komm lieber mal herüber. Hier gehen staunenswerte Dinge vor', sage ich. Der Alte kramte hinter der Scheidewand herum und kam dann mit einer ungemein dünnen Kerze aus gelbem Wachs zu mir. Ich war sehr verwundert, als ich ihn anblickte! Er sah ganz struppig aus, die Ohren waren dicht behaart, die Augen böse wie bei einem Iltis. Auf dem Kopf saß eine weiße Filzmütze, der Bart, der bis an den Gürtel reichte, war gleichfalls weiß, über dem Hemd trug er eine Weste mit kupfernen Knöpfen und an den Füßen Pelzstiefel – und nach Wacholder roch er. In diesem Aufzug trat er vor die Heiligenbilder, bekreuzigte sich dreimal mit zwei Fingern, zündete das Lämpchen an und bekreu-



zigte sich nochmals. Dann drehte er sich zu mir um und grunzte nur: ‚Erkläre!‘ Und da teilte ich ihm, ohne im geringsten zu zaudern, alles ausführlich mit. Der alte Knabe hörte sich meine Erklärungen an, ohne ein Wörtchen fallen zu lassen – er schüttelte nur in einem fort den Kopf. Dann setzte er sich zu mir aufs Bett, immer noch, ohne etwas zu sagen. Er kratzte sich die Brust, den Nacken und so weiter – und schwieg. ‚Wie ist es‘, sagte ich, ‚Fedul Iwanytsch, was meinst du: Ob das wohl eine Versuchung ist?‘ – Der Alte sah mich an. ‚Was du dir denkst! Eine Versuchung! Ja, wenn es bei dir zu Hause geschähe, du Tabakraucher – aber hier! Bedenke doch nur, was hier für Heiligtümer sind! Und da redest du von Versuchung!‘ – ‚Aber wenn es keine Versuchung ist, was ist es dann?‘ Wieder schwieg der Alte, wieder kratzte er sich und sagte schließlich, und zwar ganz dumpf, weil ihm der Schnurrbart in den Mund geraten war: ‚Geh in die Stadt Belew. Außer einem einzigen Menschen kann dir niemand helfen. Und dieser Mensch wohnt in Belew – er ist einer der Unsrigen. Will er dir helfen, so ist es dein Glück, will er nicht, so bleibt es, wie es ist.‘ – ‚Wie soll ich ihn aber finden, diesen Menschen?‘ fragte ich. ‚Wir können dir den Weg weisen‘, antwortete er, ‚nur, was soll das für eine Versuchung sein? Es ist eine Erscheinung oder auch ein Zeichen – aber das kannst du nicht begreifen: Das ist zu hoch für dich. Leg dich jetzt schlafen – Väterchen Christus sei mit dir. Ich werde mit Weihrauch räuchern. Am Morgen aber wollen wir weitersprechen. Der Morgen ist klüger als der Abend, weißt du.‘

Nun, und am Morgen sprachen wir also weiter – nur wäre ich an eben diesem Weihrauch beinahe erstickt. Der Alte leitete mich folgendermaßen an: In Belew angekommen, sollte ich auf den Marktplatz gehen und im zweiten Laden rechts nach einem gewissen Prochorytsch fragen. Hatte ich Prochorytsch gefunden, sollte ich ihm ein Schreiben aushändigen. Das ganze Schreiben bestand aus einem Fetzen Papier, auf dem folgendes zu lesen war: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. An Sergej Prochorowitsch Perwuschin. Vertraue diesem. Feoduli Iwanowitsch.‘ Und darunter stand: ‚Die Kohlköpfe sind mit Gottes Hilfe angekommen.‘

Ich bedankte mich bei dem Alten, ließ ohne weitere Erörterungen meinen Reisewagen anspannen und machte mich auf den Weg nach Belew, denn ich dachte bei mir: Obwohl mein nächtlicher Besucher mir, zugegeben, keinen großen Kummer bereitete, so war es doch immerhin unheimlich und schließlich für einen Edelmann und Offizier auch nicht ganz schicklich. Was meinen Sie?“

„Und sind Sie wirklich nach Belew gefahren?“ murmelte Herr Finopljontow.

„Geradeswegs nach Belew. Ich ging auf den Marktplatz und fragte im zweiten

Laden rechts nach Prochorytsch. ‚Gibt es einen solchen Mann?' frage ich. ‚Ja, den gibt es', wird mir gesagt. ‚Und wo wohnt er?' – ‚An der Oka, hinter den Gemüsegärten.' – ‚In welchem Haus?' – ‚In seinem eigenen.' Ich begab mich an die Oka und machte das Haus ausfindig, das heißt, eigentlich war es kein Haus, sondern eine einfache Hütte. Ich sah einen Mann in einem geflickten dunkelblauen Bauernkittel und mit einer zerrissenen Schirmmütze – dem Äußeren nach war er also ein armer Kleinbürger. Er stand mit dem Rücken zu mir und grub auf einem Kohlbeet. Ich näherte mich ihm. ‚Sind Sie der und der?' Er drehte sich um, und ich sage Ihnen wahr und wahrhaftig: So durchdringende Augen hatte ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Im übrigen sah das Gesicht aus wie eine geballte Faust, das Bärtchen spitz wie ein Keil, und der Mund war eingefallen – ein alter Mann. ‚Ich bin der und der', sagte er, ‚was wünschen Sie?' – ‚Das da', erwiderte ich und drückte ihm das Schreiben in die Hand. Er sah mich scharf an und sprach: ‚Bemühen Sie sich, bitte, ins Zimmer, ich kann ohne Brille nicht lesen.' Nun, ich ging mit ihm in seine Kate. Es war wirklich eine elende Kate: ärmlich, kahl, schief – sie hielt sich kaum noch aufrecht. An der Wand hing ein Heiligenbild in der alten Malweise, schwarz wie Kohle, nur das Weiße in den Augen leuchtete. Er holte aus dem Tischkasten eine runde eiserne Brille, setzte sie sich auf die Nase, las das Schreiben und sah mich durch die Brille wiederum an. ‚Sie haben eine Bitte an mich?' – ‚Ja', sagte ich, ‚das stimmt.' – ‚Nun', meinte er, ‚wenn es so ist, dann tragen Sie sie vor, wir werden hören.' Und stellen Sie sich vor, er selbst setzte sich, zog ein kariertes Tuch aus der Tasche, breitete es auf seinen Knien aus – dabei hatte das Tuch lauter Löcher – und sah mich so würdevoll an, als wäre er ein Senator oder Minister, mir aber bot er keinen Platz an. Und was noch erstaunlicher war: Ich fühlte plötzlich, daß ich verlegen wurde, ganz verlegen. Mir fiel einfach das Herz in die Hosen. Er durchbohrte mich geradezu mit den Augen! Ich faßte mich jedoch und erzählte ihm meine ganze Geschichte. Er schwieg, krümmte sich ein wenig zusammen, kaute an den Lippen, nun, und dann fragte er mich aus, wieder genau wie ein Senator, majestätisch und ohne sich zu beeilen. ‚Wie ist Ihr Name? Wie alt sind Sie? Wer waren Ihre Eltern? Im Junggesellenstand oder verheiratet?' Darauf kaute er von neuem an den Lippen, runzelte die Stirn, hob den Finger und sprach: ‚Beten Sie vor der heiligen Ikone, vor den gerechten ehrwürdigen Metropoliten Sossima und Sawwati von Solowezk.' Ich fiel auf die Knie und verneigte mich. Ich stand gar nicht mehr auf, eine solche Furcht empfand ich vor diesem Menschen und eine solche Demut – was immer er auch befohlen hätte, ich glaube, ich hätte es auf der Stelle ausgeführt! Ich sehe, Sie

lächeln darüber, meine Herren, mir aber war damals nicht zum Lachen, nein, nein. ‚Stehen Sie auf, mein Herr', sagte er endlich. ‚Ihnen kann geholfen werden. Das ist Ihnen nicht zur Strafe geschickt worden, sondern zur Warnung, es bedeutet, daß Sie in jemandes Obhut stehen – ein guter Mensch betet für Sie. Gehen Sie jetzt auf den Markt und kaufen Sie sich einen jungen Hund; halten Sie diesen ständig bei sich, Tag und Nacht. Ihre Erscheinungen werden aufhören, und außerdem wird Ihnen der Hund von großem Nutzen sein.'

Mich überkam es plötzlich wie eine Erleuchtung: Wie hatten mir doch diese Worte wohlgetan! Ich verneigte mich vor Prochorytsch und wollte schon gehen, da fiel mir ein, daß ich mich ja bei ihm bedanken müsse. Ich nahm einen Dreirubelschein aus meinem Geldbeutel. Er jedoch schob meine Hand von sich fort und sagte: ‚Spenden Sie das unserer Kapelle oder den Armen, diesen Dienst aber kann man nicht bezahlen.' Ich verneigte mich nochmals vor ihm, fast bis zur Erde, und marschierte sogleich zum Markt. Und stellen Sie sich vor, kaum nähere ich mich den Verkaufsbuden, da kommt mir schon ein Friesmantel entgegengeschlichen, der unter dem Arm einen zwei Monate alten Jagdhund mit braunem Fell, weißer Schnauze und weißen Vorderpfoten trägt. ‚Halt!' sage ich zu dem Mantel. ‚Für wieviel verkaufst du ihn?' – ‚Für zwei Silberrubel.' – ‚Da, nimm drei!' Jener staunte: Er glaubte wohl, der Herr sei verrückt geworden. Ich aber schob ihm die Geldscheine zwischen die Zähne, nahm das Hündchen unter den Arm und sprang in meinen Wagen. Der Kutscher spannte flugs die Pferde an, und noch am selben Abend war ich zu Hause. Auf der ganzen Fahrt lag das Hündchen unter dem Mantel an meiner Brust und muckste sich nicht; ich aber sagte in einem fort zu ihm: ‚Tresorchen! Tresorchen!' Daheim fütterte und tränkte ich es sogleich, ließ Stroh bringen, legte es schlafen und schlüpfte selber ins Bett. Ich blies die Kerze aus. Es wurde dunkel. ‚Nun', sagte ich, ‚fang an!' Er schwieg. ‚Fang doch an', sagte ich, ‚du da!' Kein Laut, wie zum Spott. Ich wurde mutiger. ‚So fang doch nun an, du da, du Soundso!' Aber es rührte sich nichts – es war Schluß! Ich hörte nur das Hündchen schnaufen. ‚Filka!' rief ich. ‚Filka! Komm her, dummer Kerl!' Er kam herein. ‚Hörst du den Hund?' – ‚Nein, Herr, ich höre nichts', antwortete er und lachte. ‚Und du wirst auch nie mehr etwas hören!' sagte ich. ‚Da hast du einen halben Rubel für Wodka!' – ‚Gestatten Sie die Hand zum Kuß', sagte der Dummkopf und schlich im Dunkeln auf mich zu. Die Freude war groß, sage ich Ihnen."

„Und damit hörte alles auf?" fragte Anton Stepanytsch, nunmehr ohne Ironie.

„Die Erscheinungen hörten auf, das stimmt, und es gab keinerlei Ruhestörungen mehr – aber warten Sie nur, die Sache ist noch nicht zu Ende. Mein

Tresorchen wuchs heran und wurde ein ganz geriebener Bursche, dickschwänzig und schwer, mit Schlappohren und einer großen Schnauze – ein richtiger ‚Packan'. Dabei hing er ungemein an mir. Mit der Jagd steht es in unserer Gegend schlecht, aber da ich mir nun einmal den Hund angeschafft hatte, mußte ich mir auch ein Gewehr zulegen. Und so zog ich denn mit meinem Tresor durch die Umgebung. Manchmal glückte es mir, einen Hasen abzuknallen (wie er immer hinter den Hasen her war, mein Gott!), manchmal auch eine Wachtel oder eine Ente. Die Hauptsache war jedoch: Tresor durfte sich keinen Schritt von mir entfernen. Wohin ich ging, dorthin mußte auch er; sogar in die Badestube nahm ich ihn mit – wahrhaftig! Eine Gutsherrin unserer Gegend wollte mich einmal nur dieses Tresors wegen aus ihrem Besuchszimmer führen lassen – da habe ich einen schrecklichen Krach gemacht! Was ich ihr allein an Glas zerschlagen habe! Nun, und einmal, es war im Sommer ... Ich sage Ihnen, eine Dürre herrschte damals, wie sie noch niemand erlebt hatte. In der Luft schien Rauch oder Nebel zu hängen; es roch brandig; der Dunst war unbeschreiblich; die Sonne glich einer glühenden Kugel, und ein Staub – man wurde gar nicht fertig mit Niesen! Die Menschen liefen mit aufgesperrtem Mund umher – wie die Krähen. Es wurde mir äußerst langweilig, immer zu Hause zu sitzen, im vollsten Déshabillé, hinter geschlossenen Fensterläden. Die Hitze ließ gerade ein wenig nach, und so machte ich mich denn, meine Herren, auf den Weg zu einer Nachbarin. Sie wohnte kaum eine Werst entfernt, diese Nachbarin, und war wirklich eine wohltätige Dame. Sie war noch jung, im blühendsten Alter, und von ungemein angenehmem Äußeren; nur hatte sie einen unbeständigen Charakter. Allerdings ist das beim weiblichen Geschlecht nicht so schlimm; es bereitet sogar Vergnügen ... Endlich war ich an ihrer Freitreppe angelangt – sauer genug war mir diese Reise geworden! Na, denke ich, jetzt wird mich Nymphodora Semjonowna sicher mit Preiselbeerwasser erquicken und auch mit anderen Erfrischungen. Ich griff schon nach der Türklinke, da fingen hinter dem Gesindehaus plötzlich Lausbuben an zu trappeln, zu quieken und zu schreien. Ich sah mich um. Herr, mein Gott! Ein riesiges rotes Vieh, das ich auf den ersten Blick gar nicht als Hund erkannte, stürmte gerade auf mich zu: den Rachen weit offen, die Augen blutunterlaufen, das Fell gesträubt. Ich war noch nicht wieder zu Atem gekommen, da sprang dieses Ungeheuer schon die Freitreppe hinauf, reckte sich auf den Hinterpfoten empor und warf sich mir an die Brust. Das war eine Lage! Ich erstarrte vor Entsetzen und konnte nicht einmal die Arme heben. Ich war völlig betäubt, sah nur die schrecklichen weißen Reißzähne dicht vor meiner Nase, die rote Zunge, ganz voll Schaum ... Doch im

selben Augenblick flog ein anderer dunkler Körper vor mir hoch wie ein Ball – es war mein Liebling Tresor, der sich für mich einsetzte. Wie ein Blutegel hängte er sich dem da, diesem Vieh, an die Kehle! Der röchelte, knirschte mit den Zähnen, taumelte zurück. Mit einem Ruck riß ich die Tür auf und war im Vorzimmer. Ganz außer mir, stemmte ich mich mit dem ganzen Körper gegen das Schloß und hörte nur, wie auf der Freitreppe eine verzweifelte Bataille vor sich ging. Ich schrie, rief um Hilfe. Im Hause geriet alles in Aufruhr. Nymphodora Semjonowna kam mit aufgelöstem Haar herbeigelaufen; draußen lärmten Stimmen – und plötzlich hörte man: ‚Halt ihn auf, halt ihn auf, mach das Tor zu!' Ich öffnete die Tür – natürlich nur ganz wenig – und sah: Das Ungeheuer war nicht mehr auf der Freitreppe. Die Leute rannten auf dem Hof durcheinander, schwenkten die Arme, hoben Stöcke vom Boden auf – sie hatten völlig den Kopf verloren. ‚Zum Dorf! Er ist zum Dorf gelaufen!' kreischte ein Weib in einem Feiertagskopfputz von ungewöhnlichen Ausmaßen, während sie sich aus einem Dachfenster beugte. Ich trat aus dem Haus. ‚Wo ist Tresor?' Doch im selben Augenblick gewahrte ich meinen Retter. Er kam vom Tor, hinkend, ganz zerbissen und voll Blut. ‚Was war denn überhaupt los?' fragte ich die Leute – sie liefen immer noch auf dem Hof umher wie von Sinnen. ‚Ein toller Hund', antworteten sie mir, ‚ein gräflicher; seit gestern treibt er sich hier herum.'

Wir hatten einen Nachbarn, einen Grafen. Dieser hatte sich ausländische Hunde kommen lassen, die ganz besonders scharf waren. Mir zitterten die Knie. Ich stürzte zu einem Spiegel, um nachzusehen, ob ich nicht gebissen worden war. Nein, Gott sei Dank, ich konnte nichts sehen – nur meine Visage war natürlich ganz grün. Nymphodora Semjonowna aber lag auf dem Diwan und gackerte wie ein Huhn. Das war ja auch begreiflich: erstens die Nerven und zweitens die Empfindsamkeit. Sie kam indessen bald wieder zu sich und fragte, ganz matt, ob ich noch am Leben sei. Ich sagte, daß ich lebe und daß Tresor mich gerettet habe. ‚Ach', sagte sie, ‚welch ein Edelmut! Der tolle Hund hat ihn also erwürgt?' – ‚Nein', erwiderte ich, ‚nicht erwürgt, aber schwer verwundet.' – ‚Ach', sagte sie, ‚dann muß man ihn sofort erschießen!' – ‚Nicht doch', entgegnete ich, ‚damit bin ich nicht einverstanden; ich werde versuchen, ihn zu kurieren.' In diesem Augenblick kratzte Tresor an der Tür. Ich wollte gerade gehen und ihm öffnen. ‚Ach', rief sie, ‚was tun Sie da? Er wird uns alle beißen!' – ‚Aber ich bitte Sie', sagte ich, ‚so schnell wirkt das Gift nicht.' Darauf sie: ‚Ach, wie ist das möglich! Sie haben wohl den Verstand verloren?' Und ich: ‚Nymphotschka, beruhige dich, nimm Vernunft an.' Sie aber fing

plötzlich an zu schreien: ‚Gehen Sie, gehen Sie sofort weg mit Ihrem widerwärtigen Hund!' – ‚Und ich werde gehen', sagte ich. ‚Sofort', rief sie, ‚augenblicklich! Entferne dich, Räuber, und untersteh dich, mir jemals wieder unter die Augen zu treten! Du selbst kannst ja toll werden!' – ‚Sehr schön', sagte ich, ‚nur geben Sie mir einen Wagen, denn es ist mir zu gefährlich, jetzt zu Fuß nach Hause zu gehen.' Sie starrte mich an. ‚Gebt ihm eine Kalesche, eine Kutsche, eine Droschke, alles was er will, wenn er nur schleunigst verschwindet. Ach, was für Augen! Ach, was er für Augen macht!' Mit diesen Worten war sie auch schon aus dem Zimmer. Sie gab dem Mädchen, das ihr entgegenkam, eins auf die Wange, und ich hörte noch, wie sie einen neuen Anfall bekam. Und ob Sie mir glauben, meine Herren, oder nicht, seit jenem Tag habe ich jegliche Bekanntschaft mit Nymphodora Semjonowna abgebrochen, und bei reiflicher Erwägung aller Dinge kann ich nicht umhin anzufügen, daß ich auch dafür meinem Freund Tresor Dank bis über das Grab hinaus schulde.

Nun, ich ließ eine Kalesche anspannen, setzte Tresor hinein und fuhr nach Hause. Zu Hause untersuchte ich ihn, wusch ihm die Wunden aus und dachte: Morgen in aller Frühe werde ich ihn zur Hebamme des Jefremower Kreises bringen. Diese Hebamme ist ein merkwürdiger alter Bauer: Er bespricht das Wasser – andere behaupten, er tue Schlangenspeichel hinein –, und das gibt er einem zu trinken. Es nimmt alles im Handumdrehen fort. Bei dieser Gelegenheit, dachte ich, werde ich mir in Jefremow gleich Blut abzapfen lassen, das ist immer gut gegen einen Schreck – nur freilich nicht aus dem Arm, sondern aus der Daumader."

„Und wo ist diese Stelle – die Daumader?" fragte mit schüchterner Neugier Herr Finopljontow.

„Das wissen Sie nicht? Hier an der Hand, neben dem Daumen, ist diese Stelle, da, wo man aus dem Horn den Schnupftabak hinschüttet – hier! Für einen Aderlaß der beste Punkt, denn bedenken Sie doch: Aus dem Arm kommt nur Sehnenblut, hier aber ist es richtig eingespielt. Die Ärzte wissen das nicht und verstehen nichts davon – wie sollten sie auch, diese deutschen Schmarotzer! Die Schmiede bringen es besser. Wie geschickt da mancher ist! Er setzt den Stichel an, klopft mit dem Hammer darauf, und schon ist es geschehen! Nun, während ich so überlegte, war es draußen völlig dunkel geworden und Zeit, sich aufs Ohr zu legen. Ich ging zu Bett – und Tresor natürlich ebenfalls. Aber ob es nun von dem Schreck oder von der Schwüle kam, von den Flöhen oder von den Gedanken – ich konnte einfach nicht einschlafen, es war nichts zu machen! Eine Bangigkeit befiel mich, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Ich

trank Wasser, öffnete das Fenster, spielte auf der Gitarre den ‚Kamarinski' mit italienischen Variationen – nichts half! Es trieb mich geradezu aus dem Zimmer! Endlich faßte ich einen Entschluß: Ich nahm Kopfkissen, Decke und Bettlaken und ging durch den Garten zur Heuscheune. Dort legte ich mich nieder. Und nun wurde mir wohl, meine Herren. Die Nacht war still, ganz still, nur zuweilen strich mir ein Windhauch gleich einer Frauenhand über die Wange, so angenehm kühl. Das Heu duftete wie Tee; auf den Apfelbäumen zirpten die Grillen; plötzlich begann eine Wachtel zu schlagen – man merkte, daß es auch ihm, dem netten Kerlchen, wohltat, im Tau mit der Herzensfreundin beisammenzusitzen. Der Himmel aber war eine einzige Pracht: Die Sterne funkelten; manchmal schwebte ein Wölkchen heran, weiß wie Watte, aber auch das bewegte sich kaum ..."

An dieser Stelle der Erzählung nieste Skworewitsch plötzlich, und auch Kinarewitsch, der nie und in nichts hinter seinem Kameraden zurückblieb, nieste. Anton Stepanytsch warf einen beifälligen Blick auf die beiden.

„Nun", fuhr Porfiri Kapitonytsch fort, „so lag ich denn da, aber ich fand trotzdem keinen Schlaf. Das Grübeln kam mich an, und am meisten grübelte ich über die höchste Weisheit: wie es zuging, daß Prochorytsch recht gehabt hatte, als er meinte, das sei eine Warnung, und warum ausgerechnet an mir solche Wunder geschahen. Ich staunte eigentlich gerade deswegen, weil ich es nicht begreifen konnte. Tresorchen aber hatte sich im Heu zusammengerollt und winselte – ihn schmerzten seine Wunden. Ich will Ihnen auch sagen, was mich noch daran hinderte zu schlafen – Sie werden es mir nicht glauben, es war der Mond. Er stand direkt vor mir, rund, groß, gelb, flach, und mir deuchte, er starrte mich an, weiß Gott, und zwar so frech und zudringlich ... Ich streckte ihm schließlich sogar die Zunge heraus, wahrhaftig. Warum bist du denn so neugierig? denke ich. Ich wende mich von ihm ab. Da kriecht er mir ins Ohr, bescheint mir den Nacken, übergießt mich wie ein Regenschauer. Ich öffne die Augen. Was ist das? Jedes Hälmchen, jedes elende Ästchen im Heu, das winzigste Spinngewebe – alles läßt er ganz deutlich hervortreten, ganz deutlich. Da, schau dir's an! Es ist nichts zu machen. Ich stütze den Kopf in die Hand und schaue. Und Sie mögen es glauben oder nicht: Meine Augen glotzen und werden immer größer, wie bei einem Hasen, als wüßten sie gar nicht, was Schlaf ist. Mir kommt es vor, als könnte ich mit diesen Augen alles verschlingen. Das Scheunentor steht sperrangelweit offen, wohl auf fünf Werst kann man ins Freie hinaus sehen; klar und zugleich unklar sieht man alles vor sich, wie es in Mondnächten immer ist. Ich schaue also und schaue und zwinkere nicht ein-



mal ... Und plötzlich scheint mir, als ob sich etwas bewegte, in weiter Ferne – so, als flimmerte da etwas. Es vergeht eine Weile, und wieder taucht ein Schatten auf – nun schon etwas näher; dann wieder, noch näher. Was ist das nur? denke ich. Vielleicht ein Hase? Nein, denke ich, das ist größer als ein Hase, und es läuft auch anders. Abermals zeigt sich der Schatten. Jetzt bewegt er sich schon über die Viehweide (die Weide sah im Mondlicht ganz weiß aus), und zwar als ein großer Fleck. Die Sache ist klar: Es ist ein Tier – ein Fuchs oder ein Wolf. Mir hämmert auf einmal das Herz. Weshalb bin ich nur so erschrokken? Es läuft doch genug Viehzeug aller Art nachts durchs Gelände. Doch meine Neugier ist noch stärker als meine Furcht. Ich erhebe mich etwas, reiße die Augen auf, und plötzlich überläuft es mich kalt; ich erstarre, als hätte man mich bis an die Ohren in Eis eingegraben. Weshalb nur? Weiß der Himmel! Ich sehe, wie der Schatten wächst und wächst – er jagt also direkt auf die Scheune zu. Und nun wird mir auch klar, was das ist. Es ist wirklich ein Tier, groß, mit dickem Kopf ... Es kommt dahergerast wie ein Wirbelwind, wie eine Kanonenkugel. Um Himmelswillen! Was ist los? Es bleibt auf einmal stehen, als hätte es etwas gewittert. Ja, das ist ... das ist doch der tolle Hund von heute! Er, er ist es! Herrgott! Und ich kann mich nicht rühren, kann nicht schreien. Er springt an das Tor heran, funkelt mit den Augen, heult auf und stürzt über das Heu hinweg geradewegs auf mich zu.

Aus dem Heu aber stürmt wie ein Löwe mein Tresor – und hat ihn schon! Sie verbeißen sich mit den Rachen ineinander, fallen wie ein Knäuel zu Boden! Was weiter dort geschah, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich, so wie ich war, Hals über Kopf über die beiden hinwegflog, in den Garten hinein, ins Haus, in mein Schlafzimmer. Beinahe hätte ich mich unters Bett verkrochen – wozu soll ich es verhehlen. Und was für Sprünge, was für Hopser ich durch den Garten machte! Ich glaube, selbst die allerbeste Tänzerin, die dem Kaiser Napoleon an seinem Namenstag vortanzte, selbst die hätte mich nicht eingeholt. Als ich jedoch ein wenig zu mir gekommen war, brachte ich sogleich das ganze Haus auf die Beine. Ich befahl allen, sich zu bewaffnen, und ich selbst nahm Säbel und Revolver. (Ich muß gestehen, ich hatte mir diesen Revolver kurz nach der Bauernbefreiung gekauft, für alle Fälle, wissen Sie. Allerdings entpuppte er sich als ein ganz hinterlistiges Ding – von drei Schüssen waren bestimmt zwei Versager.) Das griff ich denn alles, und so ausgerüstet, mit Knütteln und Laternen, begaben wir uns, der ganze lärmende Haufen, zur Scheune. Wir traten heran, riefen – es war nichts zu hören. Endlich gingen wir in die Scheune hinein. Und was sahen wir da? Mein armes Tresorchen lag tot am Bo-

den, mit durchgebissener Gurgel. Jener aber, der verfluchte, war spurlos verschwunden.

Und da, meine Herren, heulte ich auf wie ein Kalb, und ich schäme mich nicht, es auszusprechen: Ich warf mich neben meinem sozusagen doppelten Lebensretter nieder und küßte ihn lange auf den Kopf. Und ich verharrte in dieser Stellung, bis mich meine alte Beschließerin Praskowja wieder zur Besinnung brachte – sie war auf das Geschrei hin ebenfalls herbeigeeilt. ‚Was tun Sie da, Porfiri Kapitonytsch?' sagte sie. ‚Wie können Sie sich über einen Hund so grämen! Sie werden sich noch erkälten – Gott bewahre Sie davor': Ich war wirklich nur sehr leicht angezogen. ‚Wenn dieser Hund, indem er Sie rettete, das Leben verloren hat, so kann man das als eine große Gnade für ihn ansehen!'

Obwohl ich mit Praskowja nicht einverstanden war, ging ich doch ins Haus zurück. Den tollen Hund aber erschoß am nächsten Tag ein Garnisonsoldat mit seinem Gewehr. Auch diesem Hund war also eine Grenze gesetzt: Zum erstenmal in seinem Leben hatte der Soldat mit einem Gewehr geschossen, obgleich er eine Medaille für das Jahr Achtzehnhundertzwölf besaß. Das also war das übernatürliche Geschehnis, das mir widerfahren ist."

Der Erzähler verstummte und stopfte sich eine Pfeife. Wir anderen aber blickten einander unschlüssig an.

„Sie haben vielleicht ein sehr sittenstrenges Leben geführt", fing Herr Finopljontow an, „und zum Lohn dafür . . ." Doch bei diesen Worten stockte er, denn er sah, daß Porfiri Kapitonytschs Wangen sich aufblähten und röteten und seine Augen immer kleiner wurden – als wollte sich der Mann jeden Augenblick ausschütten vor Lachen.

„Wenn man aber die Möglichkeit des Übernatürlichen zugibt, die Möglichkeit seiner Einmischung in das sozusagen alltägliche Leben", hob Anton Stepanytsch von neuem an, „welche Rolle soll dann der gesunde Menschenverstand spielen?"

Keiner von uns wußte darauf etwas zu antworten, und so verharrten wir nach wie vor in Ungewißheit.

J. Jenö Tersánszky

Die selbstmörderische Ziege

Es war einmal ein reizendes Dörfchen. Nicht etwa hinter den sieben Bergen, sondern mitten in der ungarischen Hauptstadt Budapest.

Am Abhang des Hügels lehnten sich liebreizende, altertümliche, wacklige Hütten aneinander. Manche krochen sogar, um nicht einzustürzen, halb unter die Erde. Wenn jemand große Wäsche hatte, dann floß unter den Gartentüren hervor munter plätscherndes Seifenwasser auf das abgenutzte Pflaster der krummen Gäßchen. Hier und da fand eine leichte Brise Gelegenheit, auf kleinen Kehrichthaufen mit Stoffetzen und Papier zu spielen. Auf den Grasflächen gackerten und schnatterten Geflügelscharen. Hin und wieder sah man auch ein, zwei Mastschweine oder gar Kühlein grasen. Zumeist aber war die Fauna dieser abschüssigen, grasigen Flächen durch Ziegen vertreten. Dieser Umstand verlieh dem mit allerhand malerischen Ruinen verzierten, hügelauf ziehenden Dörfchen eine Art italienischer Stimmung. Am Abend gar atmete die Luft des Dörfchens südliche Romantik: aus den Schenken hörte man Akkordeon- und Gitarrenspiel.

Alles in allem: ein interessanter, typischer, süßer, idyllischer Ort inmitten der Großstadt; er mag der Anlaß für so manch ein Gedicht, so manch eine Erzählung gewesen sein. Das Dörfchen, unser liebes Tabán, dessen Schönheit wunderbar geeignet war, trübe Gemüter aufzuhellen, ist inzwischen abgerissen worden. Diese anspruchslose kleine Geschichte möchte nichts weiter, als dazu beitragen, daß die Menschen es in guter Erinnerung bewahren.

Die gnädige Frau Amadé Táncsics war Hausbesitzerin im alten Tabán.

Ihr Haus am Hügelabhang hatte eine höchst merkwürdige Lage.

Die Fenster gingen auf eine stark abschüssige, kleine Wiese mit saftigem Grün; an das untere äußerste Ende der Wiese hatte sich eine Reihe baufälliger Häuschen zurückgezogen. So weit, so gut. Allein, unmittelbar an der Ecke des Hauses der Frau Táncsics hörte der Hügel plötzlich auf und fiel einige Meter steil ab: man stand dort wie auf der Spitze eines aus regelmäßigen großen Quadersteinen zusammengefügten Bollwerks.

Von unten genügte ein Blick, um sich über die Bestimmung des Quadersteinbollwerks klarzuwerden: der Hügel war abgeschnitten worden, um die Anlage von Kellerstollen zu ermöglichen. Oder sollte es etwa stimmen, daß hier der Ausgang jenes Tunnels zu suchen war, der aus der Burg herausführte?

Man könnte sich auch Gedanken darüber machen, warum es an dieser Stelle noch nicht zu einer Serie von Unglücksfällen gekommen war. Denkt man an die vielen Betrunkenen, die die kleine Wiese torkelnd zu überqueren pflegten, so muß man ein wahres Wunder darin erblicken, daß sich nicht täglich ein paar von ihnen in der Tiefe des Steilhanges das Genick brachen. Immer wieder schlenderten auch fremde Liebespaare auf der Suche nach Einsamkeit hier vorbei, und in mondhellen wie in mondlosen Nächten trieben sich einsame Unbekannte in der Gegend herum. Am Tage spielten oberhalb des Abgrunds leichtsinnige Schlingel Verstecken.

Und nie hat es einen Unfall irgendwelcher Art gegeben! An anderen, weit weniger gefährlichen und mehr entlegenen Stellen errichtete man schützende Geländer und stellte Warntafeln auf. An dieser Stelle aber, wo der Rasen plötzlich zu Ende war, machte nichts, aber auch gar nichts den von oben Kommenden darauf aufmerksam, daß er mit dem nächsten Schritt rettungslos in den Abgrund stürzen würde. Dennoch war nichts darüber bekannt, daß hier jemals einer abgestürzt wäre.

Auch Frau Táncsics dachte oft darüber nach, woran das wohl liegen mochte.

Frau Táncsics war eine völlig vereinsamte Witwe zwischen Fünfzig und Sechzig. Ein Dienstmädchen brauchte sie nicht; einer ihrer armen Mieter besorgte das Haus, wofür sie ihm die Miete erließ.

Frau Táncsics lebte von ihren Mietern. Ihr Haus bestand eigentlich aus mehreren aneinandergeklatschten Gebäuden um einen langen, mit gepflegten Blumenbeeten gesäumten Hof. Auf dem Hof prangten Lebensbäume; ein Kastanienbaum breitete seine Zweige über das Dach aus.

Frau Táncsics war eine merkwürdige Seele. Ihre Gemütsverfassung durfte unter Frauen ihrer Art getrost als einmalig gelten. Nicht nur daß sie die Ein-



samkeit liebte: sie konnte nie einsam genug sein. Man hätte geradezu glauben können, es wäre für sie das reinste Glück gewesen, auf Lebenszeit zwischen ihren vier Wänden eingesperrt zu sein und in Ruhe gelassen zu werden.

Frau Táncsics verkehrte nicht mit den Familien, die in ihren Häusern wohnten; genauer gesagt, sie beschränkte den Umgang mit ihren Mietern auf das Allernotwendigste. Sie begründete ihr Verhalten damit, daß es keine Freundschaft gäbe, die nicht unangenehme Klatschereien und Borgereien mit sich brächte. Sie hatte zwar Verwandte, sowohl in Budapest als auch in der Provinz, aber obwohl sie sich nicht mit ihnen entzweit hatte, ging sie jeder Begegnung, soweit es sich machen ließ, aus dem Wege.

Frau Táncsics hatte ein genaues Programm, ihren Tag auszufüllen, und sie hielt es streng ein.

Jeder ihrer Tage begann mit dem morgendlichen Kirchgang. Anschließend machte sie Besorgungen, ging nach Hause, prüfte das Ergebnis des Reinemachens, legte, wenn erforderlich, selbst mit Hand an und kochte das Mittagessen. Nach dem Essen schlummerte sie ein viertel oder ein halbes Stündchen auf dem Diwan und setzte sich dann mit ihrer Handarbeit ans Fenster.

Hier, am Fenster, verweilte Frau Táncsics, mit den kurzen Unterbrechungen der Kaffee- und der Abendbrotpause, vom frühen Nachmittag bis zur Schlafenszeit. Ihre fleißigen Hände ruhten keinen Augenblick. Manchmal klebte sie Papierblumen, einmal häkelte, ein anderes Mal stickte sie ... Ihre Augen aber registrierten, aufmerksam und besinnlich, durch die Fensterscheiben alles, was in der Welt vor sich ging.

Vom Fenster bot sich eine herrliche Aussicht. Man konnte einen großen Teil Tabáns überblicken, in der Ferne zeigte sich ein stattliches Stück von Budapest, und darüber sah man den rauchdunstigen Himmel in ständigem Wechsel: trübe, klar und wolkig. Frau Táncsics konnte sich an diesem lebendigen, bewegten, wunderbaren Bild nie satt sehen; so saß sie oft hinter den Spitzengardinen, die Ellbogen zwischen den Blumentöpfen auf das Fensterbrett gestützt, und schaute aus dem Fenster.

Das Bild, das sich ihr vor dem Fenster darbot, war ihr Theater und ihre Zeitung, ihr Tanzvergnügen und ihre Klatschpartie zugleich. Sie unterhielt sich mit diesem Bild, als hätte es eine Seele; sie teilte ihm ihre Gedanken mit.

„Na“, flüsterte sie, „langsam ändert sich doch die ganze Gegend. Dort, neben der alten Mietskaserne, wird jetzt eine neue gebaut. Ich kann mir vorstellen, daß man in den Wohnungen, deren Fenster auf die neue Brandmauer gehen,

nicht sehr entzückt sein wird. Bis jetzt hatten sie Luft und Sonne – jetzt nimmt ihnen die neue Mietskaserne beides."

Auf die unbedeutendste Erscheinung im Riesenbild ihres Fensterrahmens achtete Frau Táncsics. Vielleicht registrierte ihr wachsames Auge sogar die luftigen Ausflüge, die die Untermieter der vier Türme der Elisabethbrücke, die Dohlen, unternahmen. Leise brabbelnd besprach Frau Táncsics jede auch noch so geringfügige Änderung im Bild mit dem Bilde selbst.

Nun, eines Tages, an einem strahlenden Frühlingstag, sah sich Frau Táncsics durch ein drolliges Ereignis in Staunen versetzt – etwas, das sich obendrein noch im Vordergrund ihres Bildes zutrug.

Es war der erste warme Tag des Jahres, an dem man sich getrost ans offene Fenster setzen konnte.

Als Frau Táncsics den Blick über das Grün des Platzes schweifen ließ, entdeckte sie eine stattliche graue Ziege. Mit ihren klugen, milden Augen erwiderte sie Frau Táncsics' Blick, meckerte leise zum Gruß und wackelte kurz mit ihrem lustigen Bart. Dann tat sie sich weiter am zarten Grase gütlich.

Frau Táncsics aber nahm diese unerwartete Sensation bestürzt und verärgert zur Kenntnis.

Die Lage war nämlich die: Grasende Ziegen, in irgendeinem Winkel Tabáns beheimatet, waren schon wiederholt, einzeln und auch in Gruppen, über den kleinen Platz gezogen. Diese graue Ziege unter Frau Táncsics' Fenster aber sah ganz nach einem Dauergast aus.

Sie war mit einem langen Strick an einem Eisenpflock festgemacht. Wer weiß, welchem Zweck der Eisenpflock einst gedient haben mochte, wozu man ihn ursprünglich am Wiesenrand in einen der mächtigen Quadersteine des Bollwerks gerammt hatte ... Ja, an dem Eisenpflock hing sogar ein Ring, und an diesem Ring war die Ziege festgebunden.

Daß die Ziege nicht nur für diesen einen Tag hier weidete, konnte sich Frau Táncsics an den fünf Fingern abzählen, weil sie den Ziegenhirten Sanyi Lobuda sehr wohl kannte.

Diese Lobudas waren eine schrecklich schmutzige, arme und wilde Familie – sie wohnten gegenüber, am anderen Ende der Wiese, in der baufälligsten Kate Tabáns.

Sanyi Lobuda lag am oberen Rand des Steinbollwerks auf dem Bauch, stützte den Kopf auf beide Hände und beobachtete das elterliche Haus. Das Handwerk eines Ziegenhirts langweilte und ekelte ihn maßlos. Viel lieber hätte er mit seinen Freunden auf dem Tabáner Friedhof Räuber und Gendarm gespielt. Al-

lein, die Großmutter und der Großvater hatten ihm – jeder für sich und auch zweistimmig – gedroht, ihn grün und blau zu prügeln und ihm die Ohren abzureißen, wenn er die Ziege nicht anständig hütete.

Das Haus aber beobachtete Sanyi deshalb so aufmerksam, weil er neugierig war, ob die Großeltern etwas dagegen einzuwenden hätten, daß er die Ziege an den Eisenpflock band. Wenn nicht, dann konnte er, meinte Sanyi Lobuda, das elende Tier getrost sich selber überlassen und spielen gehen.

Zu seinem Ärger schauten weder die Großmutter noch der Großvater nach ihm und der Ziege. Doch ohne zu wissen, wie sie darauf reagieren würden, traute er sich nicht, die Ziege ihrem Schicksal zu überlassen, und so blieb er mit finsterer Miene und von Zweifeln geplagt, auf den sonnigen, bemoosten Steinquadern inmitten des Unkrauts liegen und beobachtete weiter das Haus am anderen Ende der Wiese.

Plötzlich hörte er im Rücken, vom Fenster her, Frau Táncsics' Stimme: „Ach, mein Söhnchen, weißt du denn nicht, daß das arme Tier hungrig bleiben muß, wenn du es anbindest? Die arme Ziege frißt um sich herum alles ab – und was dann? Wäre es nicht besser, sie weiter weg zu führen, damit sie woanders auch ein bißchen grasen kann? Ein Stück weiter steht das Gras doch viel, viel dichter!"

Sanyi wollte zunächst seinen Ohren nicht trauen. Frau Táncsics, diese stumme Gespensterfrau, wollte etwas von ihm? Das stand doch in der Geschichte Tabáns beispiellos da!

Auf jeden Fall warf er einen kurzen Blick zum Fenster hin und rief wütend: „Was geht Sie das an?"

Darauf erstarrte Frau Táncsics am Fenster ohne Widerrede zu Stein. Sanyi aber ließ sich, bäuchlings auf den Quadern liegend, weiterhin von der Sonne erwärmen.

Schon diese wenigen Sätze sollten Frau Táncsics in einen schweren Gewissenskonflikt stürzen.

Das komische graue Tier unmittelbar unter ihrem Fenster machte sie unsäglich nervös, ärgerte und quälte sie.

Ihr graute vor dem Tier. Sie bedauerte es, und zugleich flößte es ihr Furcht ein. Die Ziege wühlte in Frau Táncsics einen unerträglich widerwärtigen Gefühlskomplex auf.

Mitunter wehte eine Brise den unangenehm süßlichen Geruch der Ziege zu ihr ins Fenster; Frau Táncsics war jedes Mal einer Ohnmacht nahe.

Zur gleichen Zeit aber war es ihr auch möglich, das eklige Tier, das sich mit

seinen schmalen, harten Klauen dem Rand des steinigen Abgrunds näherte, mit ebenso großer Sorge zu beobachten. Frau Táncsics war nahe daran, aufzuschreien – aus Angst, die Ziege könne abstürzen und im Abgrund zerschellen.

Diese Angst war freilich unbegründet. Ziegen sind die geborenen Balancierkünstler. Ziegen spazieren über einen biegsamen Ast wie Seiltänzer; ja, am Ende des Astes angelangt, drehen sie sich wieder um, wobei sie die Klauen dicht beieinanderhalten. Ziegen springen über bodenlose Abgründe und landen sicher auf der handtellergroßen waagerechten Fläche eines Felsbrockens.

Aber Frau Táncsics' naturwissenschaftliche Bildung war offensichtlich lückenhaft. So erfüllte sie einerseits Abscheu vor der Ziege, und anderseits ängstigte sie sich ihretwegen fast zu Tode.

Schließlich wurden diese beiden gegensätzlichen Gefühle durch ein drittes, das merkwürdigste von allen, vervollständigt. Frau Táncsics verspürte Mitleid angesichts der mißlichen Lage des Tieres. Die Ziege, durch den Strick in der Bewegungsfreiheit behindert, war auf das kümmerliche Gras oberhalb des Bollwerks angewiesen; sie mußte ja Tantalusqualen ausstehen, denn sicher sah sie, daß das Gras in einiger Entfernung weit schmackhafter und üppiger war.

Darüber wollte Frau Táncsics nicht länger schweigend hinweggehen. Doch sie brachte kein Wort heraus. Sanyis grobe Worte hatten ihr, mimosenhaft, wie sie nun einmal war, allen Mut genommen.

Aber irgend etwas mußte geschehen.

Sollte sie die Fenster schließen – bei diesem schönen Wetter? Sollte sie die Fensterläden vorlegen, um die Ziege nicht mehr sehen zu müssen? Sollte sie sich ans Fenster auf der Hofseite setzen oder den Stuhl auf den Hof tragen, um die reine Luft zu genießen? Aber dann würden sie die Mieter belästigen und angaffen. Was sollte sie also am besten tun?

Die Ziege hatte in Frau Táncsics' mildem Gemüt, das zur Träumerei neigte, ein heilloses Durcheinander angerichtet.

Die alte Frau begann zwischen Fenster und Wand auf und ab zu gehen. Sie grübelte und war mit sich unzufrieden. Aber es fiel ihr keine Lösung ein, die ihr ermöglicht hätte, das schreckliche Tier aus ihrem Blickfeld zu entfernen.

Wer aber war es, der zum Schluß doch noch einen Ausweg aus dieser verfahrenen Situation fand? Die Ziege selbst.

Die Ziege graste unter dem Fenster. Der Strick straffte und verwickelte sich, wenn die Ziege auf der Suche nach Grasbüscheln umherspazierte. Die Ziege hatte Langeweile. Da stand sie wie ihr eigenes Denkmal am Rande des Abgrunds und genoß nachdenklich die herrliche Aussicht.

Plötzlich drehte sie sich um und staunte zu Frau Táncsics' Fenster hinüber. Im Fenster standen Blumentöpfe. Mit vorgestrecktem Hals trabte die Ziege auf das Fenster zu; sie wollte sich offenbar über die kleinen grünen Büschel in den Blumentöpfen näher informieren.

Natürlich erblickte sie auch Frau Táncsics am Fenster, und plötzlich blieb sie stehen.

Da kam Frau Táncsics eine gute Idee, und diese gute Idee flößte ihr neuen Mut ein. Sie wendete sich erneut an Sanyi und sagte: „Siehst du, mein Söhnchen, das arme Tier ist so hungrig, daß es mir schon die Blumen aus dem Fenster fressen will. Dabei ist es doch meine Pflicht, euch bei der Polizei anzuzeigen, wenn eure Ziege Schaden anrichtet. Aber das möchte ich gar nicht. Wenn du die Ziege von meinem Fenster wegführst, gebe ich dir ein Stück Rosinenkuchen ..."

„Her mit dem Kuchen!" sagte Sanyi. Damit war die quälende Spannung, verursacht durch die Ziege, allem Anschein nach friedlich überwunden.

Sanyi bekam seinen Rosinenkuchen. Wann bot sich ihm sonst schon Gelegenheit, so etwas Feines zu essen? Es hatte sich offensichtlich gelohnt, daß er die Ziege losgebunden und woanders hatte weiden lassen.

Auch die Ziege war gut dabei weggekommen: im weiteren Verlauf des Nachmittags durfte sie in frischem, schmackhafterem Gras weiden.

Frau Táncsics aber fühlte sich für den Rest des Tages geradezu glücklich.

Aber ach! Als Sanyi am nächsten Tag von den Großeltern unter unheilverkündenden Ermahnungen mit der Ziege auf die Weide getrieben wurde, begann er sehr logisch zu überlegen: Halte ich mein Frau Táncsics gegebenes Wort und binde die Ziege nicht mehr unter ihrem Fenster an, haben es nur Frau Táncsics und die Ziege gut – ich aber komme schlecht weg. Die Ziege braucht nicht zu hungern, Frau Táncsics braucht sich nicht zu ärgern – ich aber kann den ganzen Tag mit dem Strick in der Hand hinter der Ziege herlaufen. Was aber, wenn ich die Ziege wieder an dem Eisenpflock festmache? Frau Táncsics wird mein Ziegenhirtenamt, ob es ihr gefällt oder nicht, wieder mit einem Stück Rosinenkuchen belohnen müssen. Tut sie es wider Erwarten nicht – nun, die Ziege ist auf jeden Fall sicher angebunden, und ich kann vielleicht heimlich zu den anderen spielen gehen. Das nutzt zwar weder der einen noch der anderen Ziege, auf jeden Fall aber ist es ein Gewinn für mich.

Gedacht, getan. Als Frau Táncsics am nächsten Tag den Kopf zwischen den Spitzengardinen hinausstreckte, entdeckte sie unter dem Fenster wieder die Ziege, die einerseits ihr Mitleid herausforderte, ihr andererseits aber Angst und Schrecken einjagte und die Ruhe raubte.

Die Ziege zu entfernen, machte dieses Mal freilich weit weniger Umstände. Sanyi bekam sein Stück Rosinenkuchen und verzog sich mit der Ziege.

Das Spiel wiederholte sich auch am dritten Tag, nur daß Sanyi diesmal Frau Táncsics zur Herausgabe nicht nur eines Stückes Rosinenkuchen, sondern darüber hinaus auch von fünf Kreuzern bewegen konnte – mit dem Versprechen, die Ziege wirklich nie wieder unter ihrem Fenster anzubinden.

Was ihn allerdings nicht daran hinderte, auch am vierten Tag mit der Ziege unter Frau Táncsics' Fenster zu erscheinen.

Allein dieses Mal wartete Sanyi Lobuda vergeblich auf Kuchen und Kreuzer. Umsonst schlich er sich an das Fenster heran; sein Versuch, durch einen Spalt zu schielen, hatte keinen Erfolg. Frau Táncsics' Fenster blieben geschlossen, die Gardinen zugezogen – für unwahrscheinlich lange Zeit.

Ach was, sagte sich Sanyi, band den Strick der Ziege – Kuchen hin, fünf Kreuzer her – im Handumdrehen am Eisenpflock fest und rannte zu seinen Freunden, die am anderen Ende Tábans ein neuartiges Murmelspiel ausprobierten.

Frau Táncsics öffnete die Fenster. Die Ziege war ja wieder da – aber von Sanyi keine Spur. Vergeblich hatte sie ein Stück Kuchen und fünf Kreuzer bereitgelegt.

Was das wohl wieder heißen sollte? Aha! Sanyi wollte den Preis noch höher schrauben. Wenn er bloß endlich käme!

Aber von Sanyi keine Spur. Nur seine schreckliche, graue, zum Weinen und zum Wahnsinnigwerden komische Ziege stöberte unter dem Fenster herum.

Und wieder nagte Kummer an Frau Táncsics' Herzen. Die arme Frau wußte nicht recht, was hier zu tun war. An wen sollte sie sich wenden? Was konnte sie versuchen?

Auch die Ziege am Ende des Stricks befand sich offenbar in einer verdrießlichen Lage.

So weit der Strick reichte, war kaum noch irgendwo Gras zu sehen, das diesen Namen wirklich verdiente. So sah sich die Ziege gezwungen, das Panorama der Hauptstadt zu genießen. Bald war sie dann auch des Panoramas von Budapest überdrüssig und begann klagend zur Wiese hinüberzumeckern und verstohlen nach Frau Táncsics' Geranien zu schielen. Zwischendurch lief sie hin und her, zog und zerrte am Strick und verknotete ihn.

Was aber mußte Frau Táncsics plötzlich mit ansehen?

Die Ziege, wie es in ihrer Freiheit beschränkte Tiere im allgemeinen zu tun pflegen, war dazu übergegangen, eine bestimmte, sich rhythmisch wiederholende Bewegung auszuführen.

Sie schaute sich vom Rande des Abgrunds die Hauptstadt an, spazierte den Grat entlang, drehte sich um, ging, so weit es der Strick zuließ, auf die Wiese hinaus, mußte stehenbleiben, gab eventuell ihrer Sehnsucht nach dem besseren Gras meckernd Ausdruck, drehte sich wieder um und kam zum Abgrund zurück, um sich an der Aussicht zu ergötzen, wobei sie den Hals einige Male auch nach Frau Táncsics' Fenster verdrehte. Dann ging sie wieder den Grat entlang ...

Mit einem Wort, die Ziege machte immer wieder denselben kurzen Rundgang.

Nun ja, aber einmal blieb der Strick am Ring oder wer weiß wo hängen und begann sich bei jedem Rundgang einmal um den Eisenpflock zu wickeln. Immer kürzer wurde der Strick, und jede erneute Verkürzung ermahnte die Ziege, daß es mit dem Herumspazieren ein böses Ende nehmen würde. Aber nein, die Ziege setzte ihren mechanischen, rhythmischen Spaziergang halsstarrig fort – es war wie ein Tanz, ein Totentanz um den eigenen Galgen am Rande des Abgrunds.

O Schreck! Frau Táncsics' verfeinerte Nerven und ihr schwaches Herz waren mit einem Male wie gelähmt, als sie merkte, daß der Strick fast völlig um den Eisenpflock gewickelt war und das letzte Ende den Kopf des unvernünftigen Tiers immer mehr zu Boden drückte. Die Ziege zerrte am Strick, die Ziege wand sich in der Schlinge und näherte sich dabei, statt der Wiesenseite zuzustreben, immer mehr dem Abgrund.

Frau Táncsics blieb der Hilfeschrei in der Kehle stecken. Für eine halbe Minute wurde sie auf ihrem Stuhl sogar ohnmächtig.

Aber es sah ganz so aus, als ob es für jedwedes Hilfegeschrei ohnehin schon zu spät wäre. Die Ziege schien rettungslos verloren.

Mochte nämlich die Ziege, volle Bewegungsfreiheit vorausgesetzt, als Luftakrobatin noch so schwindelerregend geschickt sein – dieses Können half nicht gegen ein paar Spannen Strick um den Hals, und bei gleichzeitiger Bewegung in der denkbar unglücklichsten Richtung schon gar nicht.

Plötzlich rutschte die Ziege am Grat mit beiden Hinterbeinen in den Abgrund und blieb strampelnd und röchelnd hängen; der Strick drückte ihr die Vorderbeine und den Kopf immer stärker zu Boden. Noch ein paar Augenblicke – und aus war es mit der Ziege.

Frau Táncsics hätte nun einen zwar schändlichen, aber bequemen und im Grunde vollauf berechtigten Standpunkt einnehmen können. Sollte das lästige Tier doch zugrunde gehen! Sie hätte es seinem Schicksal überlassen können. Was kümmerte es sie schon, was aus der Ziege wurde. Hauptsache, sie war die Ziege los! Schließlich ...



Doch nein! Frau Táncsics nahm sich zusammen – nur Heroinnen können so gegen das Nachlassen der Kräfte des Körpers und der Seele ankämpfen. Sie sprang auf, rannte in die Küche, packte das Brotmesser und stürzte auf den Hof. Sie konnte nicht einmal mehr einen ihrer Mieter zu Hilfe rufen, wollte sie die Ziege aus der schrecklichen Lage befreien. Sie katte keine Zeit zu verlieren. Sie nahm es lieber in Kauf, daß man sie für wahnsinnig hielt, wie sie mit dem blitzenden Messer in der Hand aus dem Tor stürzte.

Schon kauerte sie auf dem Grat – und noch bevor das Tier das letzte Mal zuckte, gelang es ihr, den Strick mit drei, vier Schlägen durchzuhauen.

Sie versuchte allerdings vergeblich, mit der anderen Hand die Ziege an den Hörnern und am Fell festzuhalten und hochzuziehen; sie war viel zu schwer.

Die Ziege stürzte ab. Aber das war keine Katastrophe.

Der jähe Stoß schien der Ziege nicht geschadet zu haben, im Gegenteil, er weckte ihre Lebensgeister. Nachdem sie auf dem Boden aufgeschlagen war, daß ihr die Rippen krachten, streckte sie sich, sprang auf, schüttelte sich den Staub aus dem Fell, machte einen Bocksprung und nahm – endlich frei! – fröhlich meckernd Richtung auf das nächste Grasbüschel; denn auf dem kleinen Plateau unterhalb der Steinwand voller Glasscherben und durchlöcherter Kochtöpfe, die wie überirdische Früchte anmuteten, wuchs reichlich Gras.

Scherereien wegen der Ziege hatte Frau Táncsics noch mehr als genug; dieses Mal jedoch mit den älteren Lobudas, die sich so weit hinreißen ließen, ihr öffentlich vorzuwerfen, die Ziege hätte Selbstmord begehen wollen, weil sie den Anblick von Frau Táncsics miesepetrigem Gesicht nicht länger ertragen konnte ...

Aber dazu kann ich nichts sagen, weil ich den Geschmack der Ziegen nicht kenne.

Sarat Chandra Chatterjee

Der Durst

Das Dorf hieß Kashipur. Es war ein unbedeutendes Nest, aber sein Herr war noch unbedeutender. Trotzdem wagten seine Pächter nicht, sich gegen ihn zu erheben, denn er war unbarmherzig. Es war am Geburtstag seines jüngsten Sohnes. In der Mittagsstunde begab sich Tarkaratna, der Priester, auf den Heimweg, nachdem er im Hause des Grundherrn die Gebete gesprochen hatte. Der Mai ging zu Ende, aber nicht das kleinste Wölkchen zeigte sich am Himmel. Die strahlendblaue Kuppel strömte Feuer aus. An der Straße, dort, wo das Feld aufhörte, stand das Haus Gafurs. Seit die Lehmwände eingestürzt waren, lag der Hof zur Straße offen, und das Leben der Bewohner war den Blicken der Vorübergehenden preisgegeben.

„He, Gafur, bist du da?" Tarkaratna wartete am Straßenrand im Schatten eines Baumes.

„Was wünschen Sie? Vater hat sich hingelegt, er hat Fieber", antwortete Gafurs zehnjährige Tochter und trat vor die Tür.

„Fieber! Ruf den Kerl!"

Die laute Stimme trieb Gafur von seinem Lager. Er zitterte vor Fieber. An der alten Akazie, die gegen die zerbrochene Mauer lehnte, war ein Ochse angebunden.

„Was sehe ich da?" Tarkaratna wies auf das Tier. „Hast du vergessen, daß dies ein Hindudorf ist und der Herr ein Brahmane?" Sein Gesicht war glühend rot vor Entrüstung und Hitze, und seine Stimme klang hart und böse. Aber Gafur blickte ihn nur an. Er begriff nicht, was der Priester wollte.

„Nun", sagte Tarkaratna, „heute früh war der Ochse schon hier angebunden,

und noch immer steht er da. Wenn er stirbt, wird dein Herr dir die Haut bei lebendigem Leibe abziehen. Er ist kein gewöhnlicher Brahmane!"

„Was soll ich tun, Vater? Ich weiß mir nicht zu helfen. Seit Tagen habe ich Fieber. Ich kann ihn nicht auf die Weide bringen, ich fühle mich so elend."

„Kannst du ihn denn nicht allein weiden lassen?"

„Wohin soll er gehen, Vater? Der Reis ist noch nicht gedroschen, er liegt noch auf den Feldern. Das Stroh ist nicht eingesammelt. Alles ist verbrannt, nirgends wächst ein Grashalm. Wie kann ich ihn dann loslassen, Vater? Er wird den Leuten ihren Reis oder das Stroh wegfressen."

Tarkaratna wurde ein wenig milder. „Aber du kannst ihn doch wenigstens im Schatten anbinden und ihm ein oder zwei Bündel Stroh zu fressen geben. Hat deine Tochter keinen Reis gekocht? Warum gibst du ihm nicht einen Kübel abgekochtes Reiswasser? Dann hat er etwas zu trinken!"

Gafur antwortete nicht. Hilflos sah er Tarkaratna an und seufzte tief.

„Ich sehe schon, nicht einmal das hast du! Was hast du mit deinem Anteil Stroh gemacht? Vermutlich hast du es verkauft, um dir selbst den Bauch vollzuschlagen. Nicht ein Bündel hast du für den Ochsen aufgehoben. Wie herzlos du bist!"

Diese harte Beschuldigung verschlug Gafur die Sprache. Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er langsam: „Dieses Jahr sollte ich meinen Anteil Stroh bekommen, aber der Herr hat alles einbehalten als Abschlagzahlung auf meine letzte Jahrespacht. Ich bin ihm zu Füßen gefallen und hab' ihn angefleht: ‚Herr, du unser Gebieter! Wohin soll ich gehen, wenn ich von deinem Gut fort muß? Laß uns wenigstens eine Hütte, in der wir, meine Tochter und ich, leben können. Wir werden das Dach mit Palmenblättern ausbessern und uns so durch die Regenzeit helfen. Aber was wird aus unserem Mahesh, wenn er kein Futter hat?"

„Wahrhaftig, du liebst den Ochsen so sehr, daß du ihn sogar Mahesh nennst! Das ist ein Witz!"

Doch der Spott traf Gafur nicht. „Aber der Herr hatte kein Erbarmen mit mir", fuhr er fort. „Er gab mir für zwei Monate Reis. Meinen Anteil Stroh tat er zu seinem eigenen Vorrat. Mahesh bekam nicht ein Bündelchen."

„Sag mal, schuldest du ihm nicht Geld? Dann mußt du auch bezahlen", erwiderte Tarkaratna ungerührt. „Oder erwartest du, daß der Gutsherr dich ernährt?"

„Wovon soll ich bezahlen? Wir bestellen vier Bigha Land für ihn. Aber durch die Dürre in den letzten zwei Jahren ist der Reis auf den Feldern vertrocknet.



Meine Tochter und ich, wir haben nicht einmal genug zu essen. Sieh dir meine Hütte an. Wenn es regnet, müssen wir uns die ganze Nacht in eine Ecke drükken – nicht einmal die Beine können wir ausstrecken. Sieh dir Mahesh an, du kannst seine Rippen zählen. Leih mir ein wenig Heu für ihn, damit er einen oder zwei Tage zu fressen hat." Und Gafur sank dem Brahmanen zu Füßen.

„Nein, nein. Laß mich vorbei. Ich muß nach Hause, es wird spät." Lächelnd machte Tarkaratna eine Bewegung, als wollte er weggehen. „Großer Gott, gleich wird er mit den Hörnern auf mich losstürzen", rief er erschrocken und zornig und wich vor dem Ochsen zurück. „Ist er gefährlich?"

Taumelnd erhob sich Gafur. „Er will etwas zu fressen haben", sagte er und deutete auf das feuchte Bündel Reis und auf die Früchte in Tarkaratnas Hand.

„Will etwas zu fressen haben! Wie der Herr, so das Tier! Hat nicht mal ein bißchen Stroh und muß Reis und Früchte haben. Führe ihn weg, binde ihn anderswo an! Was für Hörner! Damit wird er eines Tages jemanden aufspießen!"

Vorsichtig drückte sich der Priester an dem Ochsen vorbei und suchte das Weite.

Gafur wandte den Blick von ihm ab und betrachtete schweigend Mahesh, dessen braune Augen traurig und hungrig dreinschauten. „Nicht mal eine Handvoll hat er ihm gegeben", murmelte er und klopfte dem Tier Nacken und Rükken. „Du bist mein Sohn, Mahesh", flüsterte er ihm zu. „Du bist alt geworden und hast uns acht Jahre gedient. Ich kann dir nicht einmal genug zu fressen geben. Aber du weißt, wie lieb ich dich habe, nicht wahr?"

Mahesh reckte nur den Hals und schloß behaglich die Augen. „Sag mir", fuhr Gafur fort, „wie soll ich dich in diesem schrecklichen Jahr am Leben erhalten? Wenn ich dich losbinde, wirst du den Leuten ihren Reis oder ihre Bananenblätter wegfressen. Was soll ich mit dir machen? In dir steckt keine Kraft mehr – niemand will dich haben. Sie wollen, daß ich dich auf dem Viehmarkt verkaufe..."

Gafurs Augen füllten sich mit Tränen. Er wischte sie mit dem Handrücken ab, sah sich nach allen Seiten um und holte ein winziges Bündel ausgebleichten, alten Strohs hinter der Hütte hervor. „Friß rasch, mein Kind, sonst...", sagte er sanft und legte das Bündel vor Mahesh hin.

„Vater!"

„Was gibt's?"

„Komm essen", sagte Gafurs Tochter und steckte den Kopf zur Tür hinaus. „Du hast Mahesh wieder Stroh vom Dach gegeben?"

Vor dieser Frage hatte sich Gafur gefürchtet. „Es ist altes Stroh, war schon halb abgefault", antwortete er beschämt.

„Ich hab' gehört, wie du's heruntergerissen hast, Vater."
„Nun, Kind, es war nicht recht..."
„Du weißt doch, Vater, die Wand wird einfallen."
Gafur schwieg. Ihm war nichts geblieben als diese Hütte. Wer wußte besser als er, daß sie keine neue Regenperiode überdauern würde, wenn er nicht sehr aufpaßte! Aber was für einen Nutzen hatte sie wirklich?
„Wasch dir die Hände und komm essen. Es ist schon aufgetragen", mahnte das kleine Mädchen.
„Bring mir das Reiswasser, ich will es ihm zu trinken geben."
„Ich hab' keins, Vater. Alles ist im Topf verdunstet."

Ungefähr eine Woche war vergangen. Gafur saß im Hof, krank und voll Unruhe. Mahesh war seit dem Vortag nicht zurückgekommen. Gafur konnte nichts unternehmen. Amina hatte seit dem frühen Morgen überall nach dem Ochsen gesucht. Die Abendschatten fielen schon, als sie heimkehrte. „Hast du gehört, Vater? Manik Ghose hat Mahesh in den Polizeiverschlag sperren lassen", sagte sie.
„Unsinn!"
„Doch, Vater, es ist wahr. Sein Diener hat zu mir gesagt:
‚Richte deinem Vater aus, daß er den Ochsen in Dariapur suchen soll.'"
„Was hat er angestellt?"
„Er ist in ihren Garten eingebrochen, Vater."
Gafur antwortete nicht.
„In drei Tagen, haben sie gesagt, wird die Polizei ihn auf dem Viehmarkt verkaufen."
„Laß sie", sagte Gafur.
Amina wußte nicht, was ein Viehmarkt ist. Sie hatte aber häufig bemerkt, daß ihr Vater unruhig wurde, wenn man dieses Wort in Zusammenhang mit Mahesh auch nur erwähnte. Doch heute ging er hinaus, ohne etwas zu sagen.
Im Schutz der Dunkelheit schlich sich Gafur zu Banschis Laden. „Onkel, du mußt mir eine Rupie leihen", bat er und stellte einen Messingteller unter die Bank. Banschi kannte diesen Teller sehr genau. In den letzten zwei Jahren hatte er wenigstens fünfmal eine Rupie darauf geliehen. Auch heute war ihm der Handel recht.
Am nächsten Morgen konnte man Mahesh wieder an seinem gewohnten Platz sehen. Ein älterer Mohammedaner prüfte ihn aufmerksam. In der Nähe hockte Gafur zusammengekauert auf dem Boden. Als die Untersuchung been-

det war, holte der alte Mann eine Zehnrupiennote hervor, die er in seinen Schal eingeknotet hatte, glättete sie immer wieder und sagte: „Hier, nimm das. Ich will dir nichts davon abhandeln. Ich zahl' den vollen Preis."

Gafur streckte seine Hand aus und nahm das Geld, aber er sagte nichts. Als die beiden Männer, die mit dem Alten gekommen waren, dem Tier den Strick um den Hals legen wollten, richtete sich Gafur plötzlich auf.

„Laßt den Strick, sag' ich euch. Seid vorsichtig, ich warne euch!" rief er mit heiserer Stimme.

Sie waren verblüfft. „Was ist denn los?" fragte der alte Mann erstaunt.

„Nichts ist los. Er gehört mir. Ich verkauf' ihn nicht. Ich kann tun, was ich will!" schrie Gafur los und schleuderte den Geldschein weg.

„Aber du hast doch gestern die Anzahlung genommen", sagten die drei Männer gleichzeitig.

„Hier habt ihr sie." Gafur warf ihnen die zwei Rupien zu. Dann bat er seinen Nachbarn um Reiswasser und tränkte Mahesh. Er streichelte ihn und flüsterte ihm zärtliche Worte zu.

Es war ungefähr Mitte Juni. Nur wer den indischen Sommerhimmel kennt, kann ermessen, wie furchtbar, wie unerbittlich und erbarmungslos er sein kann. Unmöglich, sich heute vorzustellen, daß er eines Tages anders aussehen wird, bezogen mit schweren Regenwolken. Es schien, als wollte der glühende Himmel unaufhörlich weiterbrennen, Tag für Tag, allezeit.

Gafur kehrte zu Mittag heim. Er war nicht gewohnt, als Tagelöhner zu arbeiten. Das Fieber hatte erst seit vier oder fünf Tagen nachgelassen, und er fühlte sich noch schwach und elend. Er war fortgegangen, um Arbeit zu suchen, aber vergebens. Er hatte nichts gefunden. Nun war er hungrig, durstig und müde, und ihm wurde schwarz vor den Augen. „Ist das Essen fertig, Amina?" rief er schon vom Hof aus.

Ohne ein Wort zu sagen, kam seine Tochter heraus und lehnte sich gegen die Mauer.

„Ist das Essen fertig?" wiederholte Gafur, ohne eine Antwort zu bekommen. „Was sagst du? Nein? Warum nicht?"

„Es ist kein Reis da, Vater."

„Warum hast du mir das nicht heute früh gesagt?"

„Ich hab' es dir gestern abend gesagt."

„Ich hab' es dir gestern abend gesagt", äffte Gafur nach. „Wie soll ich mich erinnern, was du mir gestern abend gesagt hast?" Sein Zorn steigerte sich, als er

den Klang der eigenen Stimme vernahm. „Natürlich, es ist kein Reis da", grollte er. Sein Gesicht verzerrte sich. „Was kümmert es dich, ob dein Vater zu essen hat oder nicht. Aber das Fräulein Tochter muß seine drei Mahlzeiten haben. In Zukunft werde ich den Reis wegschließen, wenn ich gehe. Gib mir ein bißchen Wasser zu trinken, ich sterbe vor Durst . . . Was, du hast auch kein Wasser?"

Amina stand noch immer mit gesenktem Kopf da. Als Gafur begriff, daß nicht ein Tropfen Wasser im Hause war, vermochte er sich nicht länger zu beherrschen. Er stürzte auf sie zu und gab ihr eine schallende Ohrfeige. „Nichtswürdiges Ding! Was treibst du nur den ganzen Tag? So viele Menschen sterben, warum nicht du?"

Das Mädchen brachte kein Wort heraus. Es nahm den leeren irdenen Krug und ging hinaus in die Nachmittagshitze. Schweigend wischte es die Tränen ab.

Als das Mädchen seinen Blicken entschwunden war, überfiel ihn bittere Reue. Er allein wußte, wie er das mutterlose Kind großgezogen hatte. Er wußte, daß seine liebevolle, gehorsame, stille Tochter keinen Tadel verdiente. Sie hatten nie genug zu essen gehabt, selbst wenn ihr kleiner Reisvorrat noch nicht erschöpft war. Es war unmöglich, dreimal am Tage zu essen. Er wußte auch, weshalb kein Wasser im Hause war. Die drei oder vier Zisternen im Dorfe waren völlig ausgetrocknet. Das bißchen Wasser in Shibu Babus eigener Zisterne war nicht für die Dorfleute. Bei den anderen Zisternen hatte man nach Grundwasser gegraben, aber dort stießen und drängten sich die Menschen um einen Tropfen Wasser, so daß das schwache Mädchen nicht herankam. Stundenlang stand sie dort, und nur wenn sich jemand nach vielem Bitten und Betteln ihrer erbarmte, kam sie mit etwas Wasser heim. All das wußte er.

Vielleicht gab es heute kein Wasser, oder niemand hatte Zeit gefunden, sich ihrer anzunehmen. Ähnliches mußte geschehen sein, dachte er, und auch seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Gafur, bist du da?" rief jemand vom Hof aus. Es war der Bote des Gutsherrn.

„Ja, ich bin da, warum?" sagte Gafur bitter.

„Der Herr schickt nach dir, komm!"

„Ich hab' heute noch nichts gegessen, ich komme später", antwortete Gafur.

Das war zuviel für den Boten. „Der Herr hat befohlen, dich hinzuschleifen und dir eine ordentliche Tracht Prügel zu verpassen!" brüllte er und bedachte Gafur mit häßlichen Namen.

Da verlor Gafur zum zweitenmal die Beherrschung. „Wir sind keines Menschen Sklaven", erwiderte er. „Wir zahlen unsere Pacht, dafür wohnen wir hier. Ich will nicht hingehen!"

In dieser Welt ist es nicht nur zwecklos für die Kleinen, die Obrigkeit anzurufen, es ist sogar gefährlich. Zum Glück erreicht die schwache Stimme des kleinen Mannes die Ohren der Großen nur selten. Wer weiß, was sonst geschehen würde. Gafur kam mit zerschlagenem Gesicht und verschwollenen Augen aus dem Gutshaus zurück und legte sich schweigend nieder. Schuld an allem war Mahesh. Gafur war an diesem Morgen kaum von Zuhause weggegangen, da hatte sich der Ochse von seiner Kette losgerissen und war in die Besitzungen des Gutsherrn eingebrochen, hatte Blumen gefressen und die Garben umgestoßen, die in der Sonne trockneten. Als sie ihn schließlich zu fangen versuchten, hatte er die jüngste Tochter des Gutsbesitzers verletzt und war entwischt. Dergleichen geschah nicht zum erstenmal. Aber man hatte Gafur immer verziehen, weil er arm war. Wenn er gekommen wäre und, wie bei anderen Gelegenheiten, den Gutsherrn um Vergebung gebeten hätte, dann wäre ihm wahrscheinlich auch diesmal verziehen worden. Statt dessen war er hartnäckig geblieben, daß er Pacht zahle und niemandes Sklave sei. Das konnte sich Shibu Babu, der Grundherr, nicht bieten lassen. Gafur hatte die Schläge ohne Widerstand hingenommen. Auch zu Hause lag er in einer Ecke, ohne ein Wort zu sagen. Hunger und Durst hatte er vergessen, aber in ihm brannte das Herz wie draußen die Sonne. Er merkte nicht, wie die Zeit verrann.

Plötzlich wurde er durch den Schrei eines Mädchens aus seiner Teilnahmslosigkeit aufgeschreckt. Seine Tochter war zu Boden gerissen worden, der Krug, den sie getragen hatte, war umgestürzt, und Mahesh schlürfte das Wasser, das auf die Erde floß. Gafur geriet außer sich. Ohne zu überlegen, ergriff er mit beiden Händen die Pflugstange, die er tags zuvor beiseite gelegt hatte, um sie zu reparieren, und ließ sie mit aller Gewalt auf Mahesh gesenkten Kopf niedersausen. Nur einmal versuchte Mahesh den Kopf zu heben, aber sein geschwächter, magerer Körper sackte zusammen. Ein paar Blutstropfen rannen aus seinen Ohren. Sein Körper erzitterte, dann streckte er die Beine von sich und starb.

„Was hast du getan, Vater! Unser Mahesh ist tot!" Amina begann zu weinen.

Gafur rührte sich nicht und sagte kein Wort. Regungslos starrte er in Maheshs leblose braune Augen.

Bevor noch zwei Stunden vergangen waren, drängten sich die Gerber, die am Ende des Dorfes wohnten, herein und trugen Mahesh auf einer Bambusstange fort. Gafur schauderte es beim Anblick der blinkenden Messer in ihren Händen. Er schloß die Augen, sagte aber nichts.

Die Nachbarn berichteten ihm, der Gutsherr habe zu Tarkaratna geschickt, er wolle ihn um Rat fragen. Wie sollte Gafur die Buße zahlen, die auf die



Tötung eines heiligen Tieres stand? Zusammengekauert, schweigend hockte Gafur auf dem Erdboden.

Tief in der Nacht weckte er seine Tochter. „Amina, Kindchen, wir wollen gehen."

Sie war im Hof eingeschlafen. „Wohin, Vater?" fragte sie und rieb sich die Augen.

„Arbeiten; in der Jutespinnerei in Fulbere", sagte der Vater. Das Mädchen blickte ihn ungläubig an. Bei all seinem Elend hatte er sich immer geweigert, nach Fulbere zu gehen. „Dort gibt es keinen Glauben, keine Ehrfurcht, keine Achtung vor den Frauen", hatte sie ihn oft sagen hören.

„Beeile dich, mein Kind, wir haben einen weiten Weg vor uns", mahnte Gafur. Amina wollte den Trinkbecher und den Messingteller des Vaters holen. „Laß sie hier, Kind. Damit wollen wir die Buße für Mahesh bezahlen."

In der Nacht brach Gafur mit seiner Tochter an der Hand auf. Er hatte niemanden im Dorf, der zu ihm gehörte. Er hatte niemandem etwas zu sagen. Sie gingen über den Hof. An der Akazie blieb er unbeweglich stehen und begann laut zu weinen. „Allah", schluchzte er und hob sein Antlitz zu dem sternenübersäten Himmel, „strafe mich, wie es dir beliebt. Mahesh starb mit Durst auf den Lippen. Nicht das kleinste Fleckchen Weide hat man ihm gelassen. Dem Grundherrn aber vergib seine Sünde nie. Er hat ihn das Gras nicht fressen und das Wasser nicht trinken lassen, das du gegeben hast!"

Sie machten sich auf den Weg zur Jutespinnerei.

Henri Barbusse

Die Begegnung

Ich saß auf einer Bank am Rande der Promenade neben einer seidengrünen Wiese.

In der Morgensonne zitterten riesige, blendendweiße Fliederbüsche in den Fäusten der Stadtgärtner und sprühten Glanz auf den Rasen.

Das Wetter war prächtig, die eleganten Spaziergänger erschienen duftig und zart gezeichnet, geschmackvoll koloriert. Erst nach einer halben Stunde bemerkte ich, daß ich den Roman verkehrt in den Händen hielt. Ich legte das Buch auf meine spitzen Knie und genoß untätig dieses heitere Bild.

Ich sah ein Paar in die Allee einbiegen und näher kommen. Der Mann und die Frau waren schön und erlesen gekleidet. Von ihnen ging jene Vollkommenheit aus, die auf arme Teufel wie mich trotz allen Widerwillens stets Eindruck macht.

Die Dame trug ein Schneiderkostüm, das ein antikes Rankenmuster zierte. Sie erinnerte an eine persische Miniatur und glich zugleich einer Modepuppe der Zeit um 1860 – doch beides floß ineinander, verstärkte und erhöhte sich; denn sie lebte, war ein Mensch der Gegenwart. Ihre schmalen, kleinen Füße steckten in weißen Schnürstiefeln. Ein Reihertuff, mit einem blitzenden Stern befestigt, wippte über ihrem Hut. Wäre sie allein im Paradies gewesen, ihre Erscheinung hätte nicht auffallender sein können als in dieser von Spaziergängern bevorzugten Vormittagsstunde. Auch ihr Begleiter verkörperte dieselbe erlesene Anpassung an die letzte Mode, die ich nur noch an anderen kannte: Ich erinnerte mich meiner zerdrückten Manschetten – erst am Vortag hatte ich mich aus Unachtsamkeit daraufgesetzt –, meiner abgetragenen Schuhe, deren Spitzen hartnäckig



in die Höhe strebten; und ich kannte meine Schüchternheit nur zu gut, die durch meinen fadenscheinigen Rock nur noch gesteigert wurde. Dennoch wagte ich in das feenhaft rosige, zarte Antlitz zu schauen, das einem Pastellbild glich; ein mit Puder geschmücktes, von weichen goldenen Haaren umrahmtes Oval ...

Nachdem dieser Herr und seine Dame an mir vorübergeschritten waren, erhob ich mich und folgte wie benommen mit gesenktem Kopf ihren Schritten. Mich lockte die Hoheit und der Glanz dieser beiden Reichen, und ich war von dem armseligen Wunsch besessen, ihren Anblick zu genießen.

Eigentlich waren sie zu dritt, denn ich vergaß zu erwähnen, daß der Arm der jungen Frau von einer weißen Leine nach vorn gezogen wurde, die ein Hund straffte. Der schneeige Spitz – sein Schwanz stand wie ein Helmbusch in die Höhe, und seine kleinen, durchscheinenden Ohren spielten hin und her –, dieses Hündchen war so fellumhüllt, daß man den winzigen, in diesem Pelzmantel wohlig geborgenen Körper nur ahnen konnte.

Plötzlich blieben die beiden stehen.

„Gräßlich!" rief die Dame.

Ich sah zu dem Gegenstand ihrer Überraschung und ihres Widerwillens hin. Und ich gestehe, auch mich überkam ein unangenehmes Gefühl. Ein verkrüppelter Zigeuner – mit seinem gelben Teint und dem pechschwarzen Haar hatte er etwas spukhaft Fremdländisches – spielte am Ende der Allee Harmonika. Zu seinen Füßen stand ein viereckiger Kasten, darauf saß ein kostümierter Affe.

Ich kann nicht beschreiben, wie sehr diese zerlumpte, schmutzige Gruppe, die aus irgendeiner Gosse oder aus der Hölle selbst zu stammen schien, das harmonische Bild der Promenade zerriß.

Der Mann hatte ein verwüstetes, verschlossenes Gesicht. Der Affe, kahl und ungepflegt, trug einen häßlichen rosa Wollrock. Der war mit einem weißen Knopf an einem Gurt befestigt, der über seine mageren Schultern hing.

Er sollte aufrecht stehen und sich nach links und rechts drehen. Aber immer wieder kauerte er sich nieder, hockte sich müde hin, krallte seine rötlichgrauen Pfoten um den Rand des Kastens und verzog sein zerfurchtes Gesicht zu scheußlichen Grimassen.

Dann stieß sein Herr mit dem Fuß gegen den Kasten, das Tier zuckte zusammen, richtete sich wieder auf; einige Minuten lüftete sein Schwanz den Rock, wie die Degen der Tenöre den Galamantel heben.

Die Dame begann perlend zu lachen. Der Anblick des unheimlichen Bettlers, dem selbst die Mitleidigsten ihre Almosen nicht in die Hand hätten geben wollen, bedeutete ihr ein köstliches Vergnügen. Der kleine Hund kläffte.

„Zeig es ihm, Weißchen!"

Der Dame gefiel der Zorn ihres Hündchens, und sie war unbefangen genug, ihn noch zu reizen.

„Häßliches ist ihm zuwider. Hör ihn nur, Frank! Bravo, Weißchen, du fürchtest den bösen Affen nicht!"

Weißchen sprang herum, zerrte an seiner Leine, die sich wie eine Violinsaite spannte, und schüttelte sich unter feinem Silbergetön.

Der Affe begann jetzt unruhig zu werden, sprang auf den Boden, vielleicht wollte er einen Zigarrenstummel aufheben. Ein gutturaler Ruf seines Herrn trieb ihn auf den Kasten zurück. Sogleich kauerte er sich verängstigt nieder und hob den rechten Fuß an sein kummervolles Gesicht.

Die Dame begann wieder laut zu lachen, und das schlohweiße Hündchen knurrte. Der junge Mann bewunderte sie hingerissen, und schon blieben einige Spaziergänger stehen.

Offensichtlich trieb die Herrin ihr Hündchen kaltherzig gegen den abstoßenden kleinen Tänzer und schien noch stolz darauf, daß ihr „Weißchen" so zornig war.

„Ein kluges Tier", sagte sie.

Und zwischen ihrem perlenden Gelächter reizte sie ihn: „Kss, Kss!"

Plötzlich sprang der kleine Hund vor, ungestüm, federnd, packte den Saum des rosawollenen Rockes und zerrte wütend daran.

Der Affe rollte wild die Augen, quiekte wie eine gefangene Maus und hielt mit beiden Pfoten seinen Rock am Körper fest – diese Bewegung wirkte in ihrer grotesken Schamhaftigkeit lächerlich. Dabei knurrte der Vierhänder mit einer so bösartigen Grimasse, daß ein kleines Kind einen Stein nach ihm warf, der in den leeren Sammelteller unten am Kasten fiel.

In diesem Augenblick fühlte ich Zorn in mir aufsteigen. Aber noch wagte ich meine Empfindungen nicht zu zeigen; denn ich war viel zu schüchtern und zu einfach gekleidet – das heißt zu feige und zu arm –, um in der Öffentlichkeit laut denken zu dürfen.

Knirschend zerriß der morsche Wollrock ... Plötzlich schlug die magere Hand des Affen mit gekrümmten Fingern in das weiße Gesicht seines Henkers.

Der ließ sofort los und kroch laut winselnd mit blutendem Auge und zerfetztem Lid zwischen die Beine seiner Herrin.

Da sprang der schöne junge Mann vor, hob den Stock und ließ ihn pfeifend auf den dunklen Scheitel des Affen niedersausen.

Der drehte sich ein letztes Mal auf dem kleinen Kasten und sackte dann müde

zusammen, sein zerrissenes rosa Kleid, das noch immer an dem Gurt hing, bedeckte ihn.

Das alles hatte in Wirklichkeit nur Sekunden gedauert. Da lag zuckend der kleine schmutzverkrustete Körper am Boden, ich sah den Zigeuner, der sich sein dichtes Haar raufte und lautlos weinte, und durch die anwachsende Menge schob sich mit strenger Miene ein Polizist, unabweisbar wie das Schicksal.

Der junge Mann blickte seine Dame an, stumm, ein wenig erstaunt, daß er fähig gewesen war, sich mit so viel Energie einzumischen.

Da drängte ich die noch unschlüssigen Neugierigen auseinander und stürzte mich auf ihn. Ich? War ich das? Ja, ja, ich war es ...! Ich stand vor ihm, Auge in Auge, und schlug ihm mit ganzer Kraft ins Gesicht. Er wankte, suchte das Gleichgewicht zu halten. Ein zweiter Schlag, er taumelte gegen einen Baum ... Zwischen ihm und mir lag nur noch sein Hut. Mit einem Fußtritt beförderte ich die elegante Kopfbedeckung bis weit auf die Fahrbahn – tapfer, sieghaft.

Dann ging ich, ruhig, und fühlte mich des feierlichen Schweigens wert, das um mich her entstanden war – um mich, der ich einen Augenblick lang meine Schwäche, meine Feigheit und sogar meinen schäbigen Rock vergessen hatte, der so speckig war.

Konstantin Fedin

Der Igel

Es war einmal ein Bauer, der ächzte und krächzte auf Gottes Erde herum.

Von Kindesbeinen an war es dem Ärmsten nicht gut gegangen, und als er erwachsen war, da ging es noch schlechter: niemand hatte ein freundliches Wort für ihn übrig, und jedermann versuchte, ihn in sein Joch zu spannen. Da wurde er ganz verdrießlich, hatte auch keine Freude mehr an der lieben Sonne, blickte die Menschen kaum an und wiederholte in einem fort:

„Es gibt für den Menschen keine Freude auf Erden."

Seine Großmutter aber, die so alt war, daß sie im Winde schaukelte, sagte zu ihm:

„Der Mensch muß auf der Erde eine Freude haben, und wenn es einmal im Leben ist, und wenn sie von einem Nichts kommt – haben muß er sie!"

Aber das kennt man ja! Was kann man von der Großmutter schon erwarten? Weder Nutz noch Frommen! Und der Bauer wiederholte:

„Es gibt für den Menschen keine Freude auf Erden."

Und wirklich: die Großmutter, uralt wie sie war, ging schließlich ins Jenseits ab, und auch der Bauer wurde alt, krümmte sich zusammen wie ein Krummholz und vertrocknete, aber gelacht hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht.

Wenn der Sommer kam, übersommerte der Bauer im Felde; stellte sich der Winter ein, dann überwinterte er in der Hütte; gebeugt und struppig ging er auf Erden umher, schlenkerte mit den Armen wie eine Vogelscheuche, stapfte auf Füßen herum, die aussahen wie Kohlstrünke, blickte die Leute nicht an und machte ein finsteres Gesicht.

„Es gibt für den Menschen keine Freude auf Erden", brummte er griesgrämig in seinen Bart.

So kam er denn auch zu seinem Spitznamen – der Griesgram.

Eines Tages nun schlenderte Griesgram über den Marktplatz, da kam ihm ein altes Weiblein entgegengelaufen, das im Winde schaukelte – wie seine verstorbene Großmutter.

„Kauf mir den Igel ab, Bauer!" sagte sie.

„Was soll ich damit?" fragte Griesgram.

„Wirst es ein bißchen fröhlicher haben. Außerdem kann er die Ratten in deinem Hause fangen."

„Was kann von einem Igel schon Fröhliches kommen?" sagte Griesgram, überlegte jedoch: „In meinem Haus und in der Scheune wimmelt es von Ratten, ganze Regimenter gibt es da von ihnen. Ob ich den Igel nicht doch kaufe? Soll ein Unhold den anderen fressen!"

„Gib her", sagte er.

Er wickelte den Igel in ein Tuch, knotete es zusammen und trug das Bündel nach Hause.

Da lag nun der Igel bei Griesgram in der Stubenecke; er hatte sich zu einer Kugel zusammengerollt und rührte sich nicht. Griesgram schob ihm ein bißchen Quark hin, stand daneben und wartete, was kommen würde. Da legte das Tierchen die Stacheln ein wenig an, steckte behutsam die spitze Nase durch den Ritz, schnupperte hin und her und schnaufte. Dann schob es verstohlen das Schnäuzchen vor, schmatzte mit feuchtem Maul, verschlang den Quark, rollte sich wieder zur Kugel zusammen und rührte sich nicht mehr.

„Sieh mal einer an", sagte Griesgram, „scheint ihm doch zu gefallen!"

Und wieder schiebt er dem Tierchen einen kleinen Leckerbissen hin; er selber tritt ein wenig zurück, kratzt sich mit allen fünf Fingern den Bart und wartet, wie es wohl weitergeht.

So machte sich Griesgram bis in den Abend hinein mit dem Igel zu schaffen und merkte gar nicht, wie es dunkel wurde. Das trieb er dann so weiter, bis er den Igel gezähmt hatte, so daß das Tierchen ganz häuslich wurde, gelaufen kam, wenn man es rief, nicht anders als ein kleiner Hund, mit den Krallen über den Fußboden klapperte, mit den Stacheln knisterte und durch die spitze Rattennase schnob. Wenn Griesgram nach getaner Arbeit in die Stube trat, stürzte der Igel sofort zu ihm hin, knabberte vor lauter Freude an seinen Bastschuhen und versuchte immerfort, dem Herrn ins Gesicht zu sehen; weil dem Tierlein jedoch die Stirn zu sehr über den Augen saß, konnte es den Menschen nicht recht erkennen.

Während des Mittagessens aber machte sich der Igel zu Griesgrams Füßen zu schaffen, las die Speisereste auf und erwiderte seines Herrn Worte mit Rattengeschnauf.

Der Igel verlernte es, seine Stacheln zu sträuben.

Bauer Griesgram aber pflegte, kaum daß er seine Arbeit beendet hatte, so rasch wie möglich nach Hause zu eilen, um sich mit dem Igel zu unterhalten und die stachlige Kreatur mit Speiseüberbleibseln zu füttern.

„Wo eilst du denn hin, Griesgram?" riefen ihm Leute zu, die ihm begegneten, „ist es vielleicht wegen einer Freude?"

Griesgram zog die Brauen zusammen und erwiderte:

„Was kann der Mensch auf Erden denn schon für Freude haben?"

So kam er auch eines trüben Herbsttages nach Hause, schnalzte wie immer mit den Lippen und horchte – alles blieb still. Er schaute hierhin und dorthin – der Igel war nicht da. Da begann Griesgram in allen Verstecken herumzusuchen, im Flur, hinter dem Ofen, unter den Dielenbrettern, sein ganzes Hab und Gut wühlte er um – der Igel blieb verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt. Kaum aber saß Griesgram beim Abendessen und löffelte lustlos seine Grütze, da hörte er, wie irgend etwas zu seinen Füßen schnaufte. Er bückte sich – es war der Igel. Völlig verändert sah das Tierchen aus: es kroch schwerfällig herum, als hätte man ihm Filzschuhe angezogen oder die Krallen beschnitten – man hörte es nicht. Es fiel über das Futter her, würgte, schmatzte, daß es durch die ganze Stube zu hören war, und als es den letzten Bissen verschlungen hatte, bettelte es um mehr; es griff nach Griesgrams Bastschuhen und quiekte.

Da begriff Griesgram, daß für das Tier die Zeit gekommen war, sich auf den Winterschlaf vorzubereiten, und er sagte sich, der Winter werde lang werden.

Als nach Mariä Schutz und Fürbitte das Stubenhocken begann, verschwand der Igel aufs neue. Griesgram wartete und wartete und dachte, ob das Tierchen nicht doch noch wach werden würde, um sich noch einmal richtig satt zu fressen; dann begann er in allen Ecken herumzustöbern und nach dem stachligen Unhold zu suchen. Es kostete Griesgram viel Mühe, das Winterlager des Igels zu finden, aber des Menschen Wille ist schließlich sein Himmelreich. Das Tierlein hatte sich in die äußerste Ecke hinter den Ofen verkrochen, zu einem Bündel zusammengerollt und war wie tot. Griesgram befühlte es mit den Fingern, drehte es um und legte es wieder hin wie vorher; dann kam er hinter dem Ofen hervor, schüttelte den Staub von sich ab und seufzte.

Langsam krochen die Herbsttage dahin, mit Regen, mit Nebeln, bis dann der



Wind die Fröste heranwehte, eisige Stürme über die Erde hinwirbelten und sie erkalten ließen wie eine Tote.

Griesgram fühlte sich einsam und verlassen. Er ging umher, schlenkerte mit den Armen wie eine Vogelscheuche, stapfte mit den Füßen, die wie Kohlstrünke aussahen, blickte die Menschen nicht an und machte ein finsteres Gesicht.

„Es gibt für den Menschen keine Freude auf Erden", brummte er griesgrämig in seinen Bart.

Aber hin und wieder kroch er doch hinter den Ofen, betastete den Igel und roch an ihm: ob er denn auch noch am Leben sei.

Im Frühjahr fiel Griesgram zugleich mit dem warmen Wind ein Kränkeln an: der Bauer wurde schwarz wie ein angekohltes Holzscheit, und man sah – wahrhaftig, es kam der Tod.

So lag denn Griesgram eines Tages auf der Bank, warf sich im Fieber hin und her und wartete auf sein Ende. Da fühlte er auf seine Hand – die Hand hing auf den Fußboden hinunter – etwas wie Tropfen von kaltem Wasser fallen. Und als er hinsieht, ist es der Igel; er schwankt auf dem Fußboden wie ein Betrunkener und stößt mit seinem Rattenschnäuzchen gegen Griesgrams Hand, als ob er sie lecken wollte.

Unbegreiflich, woher Griesgram plötzlich die Kräfte kamen – er sprang von der Bank und begann auf dem Fußboden um das Tierchen herumzurutschen wie ein kleines Kind. Er schrie und schwätzte, ganz außer Atem kam er.

„Du meine Freude, mein Igelchen, bist du wach?"

Und als sich der Igel über die saure Sahne hermachte und sich sein ganzes Schnäuzchen beschmierte, brach Griesgram in ein gar herzliches, fröhliches Lachen aus, lachte zum ersten Male kindlich und glücklich, lachte dermaßen, daß er dem Herrn seine Seele empfahl.

So fand man ihn dann am Morgen in seiner finsteren Stube: Griesgram lag auf dem Fußboden, ganz zusammengekrampft, in seinem Gesicht aber stand strahlende Freude.

Wilhelm Heinrich Riehl

Der stumme Ratsherr

In die Ratssitzung einer Reichsstadt Hunde mitzubringen war im Mittelalter gerade nicht der Brauch. Nun geschah es aber doch einmal, daß ein Hund fast sieben Jahre lang Sitz – wenn auch nicht Stimme – in einem reichsstädtischen Rate erhielt.

Das kam so:

Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wetzlar, war ein reicher Mann, weil sein Vater ihm ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Der Sohn praßte und vergeudete, und wenn er's noch zehn Jahre so fort trieb, so war er bis dahin vermutlich aus dem reichen der arme Richwin geworden.

In der Lahngasse, eng gepackt zwischen andere hochgiebelige Häuser, stand Richwins Haus, ein stattlicher Holzbau, erst vor zehn Jahren von Grund aus neu aufgeführt, wie die Jahreszahl – 1358 – über der großen Tür bezeugte. Durch diese Tür trat man in die Verkaufshalle: denn Richwin handelte nicht bloß mit selbstgewebter Ware, sondern mehr noch mit fremden Zeugen. Er würde zur Kaufmannsgilde gezählt haben, wenn es eine in Wetzlar gegeben hätte. So aber gehörte er zur vornehmsten Zunft, zu den Wollenwebern, und innerhalb dieser zu einem kleinen vornehmen Kreise, den sogenannten „flandrischen Zunftgenossen", vom Verkauf der kostbaren flandrischen Tücher also benannt; unter den vornehmen „Flandrischen" aber war Richwin wiederum der reichste und vornehmste, und es dünkte ihm, er sei doch fast um ein Kopf über die Zünfte überhaupt hinausgewachsen und auf ein Haar so groß wie die Patrizier.

Durch die große Tür trat man also in die Verkaufshalle; nämlich wenn man auf der Schwelle nicht über zwei böse Buben stolperte, die dort gewöhnlich

spielten und rauften. Es waren Richwins ältere Kinder. Die jüngeren, zwei Mädchen, machten im oberen Geschoß der Mutter das Leben sauer; denn da es dem Vater zu langweilig war, Zucht zu üben bei den wilden Rangen, so lernten die Brüder jede Unart von selber, und die kleinen Schwestern lernten die Unart von den Brüdern; die Mutter allein aber vermochte die unbändige Rotte nicht im Zügel zu halten.

Klagte die arme Frau Eva dem Manne ihr Leid wegen der Kinder, so hörte er mit dem rechten Ohre gar nicht zu und mit dem linken halb und gab gar keine Antwort oder, wenn er besonders achtsam war, eine verkehrte. So ging's auch in anderen Stücken. Gerhard merkte nicht, wie arg er seine Frau vernachlässigte; hätte er's gemerkt, er würde es besser gemacht haben, denn er hatte ein gutes Herz und liebte seine Frau. Aber Eva merkte um so mehr, daß er oft ganze Tage nichts mit ihr sprach, und wenn ja, so waren es kalte, zerstreute Worte.

Sie trug ihr Kreuz in Geduld und wußte doch nur zu wohl, daß es bald ein doppeltes Kreuz werden würde; denn sie sah den Verfall von Hab und Gut langsam, aber sicher heranschleichen, ohne ihn irgend steuern zu können.

Viel Unrechtes tat Gerhard Richwin nicht, er tat nur auch nichts Rechtes. Jedem Einfall, jeder Laune des Augenblicks gab er sich hin; diese Einfälle aber fielen, seltsam genug, niemals auf *die* Arbeit, welche im Augenblick dringend not war. Wenn es galt, in der Weberei nachzusehen, dann hatte er die größte Lust auszureiten, und wenn er aufsitzen sollte zu einem Ritt nach den benachbarten Grafenschlössern in Weilburg, Dillenburg oder Braunfels, wo oft bedeutende Geschäfte abzuschließen waren, dann deuchte es ihm wunderschön bei den Webstühlen. Standen Käufer im Warenlager, dann schaute Meister Richwin wohl durchs Fenster seinen bösen Buben zu, sann, wie er ihrer Unart doch auch einmal wehren wollte, vergaß aber darüber geraume Zeit die Kunden und redete zuletzt sie mit grimmiger väterlicher Strenge an und fuhr mit der Elle ins Zeug, als wolle er die Käufer statt der Buben prügeln.

Die treuesten Geschäftsfreunde fühlten sich nachgerade doch gar zu säumig und grob behandelt, denn die Diener und Lehrlinge des Hauses schrieben sich des Meisters Beispiel hinters Ohr und wurden noch um einen Grad säumiger und gröber als er selber; kein Wunder also, daß es allmählich etwas stiller ward in Richwins berühmter Warenhalle.

Böse Zungen meinten, wenn das so fortgehe, dann werde Richwin bald der einzige Kunde seines Kaufladens sein, der beste sei er ohnedies schon. Er leuchtete nämlich in jener modesüchtigen Zeit allen anderen Bürgern voran durch reiches Kleid und steten Wechsel der Tracht. Sah man ihm im Prunkrock mit

den langen Ärmeln, deren breite Tuchstreifen bis an die Füße reichten, in den buntgestreiften Hosen und spitzigen Schnabelschuhen, auf dem Kopfe die vorn und hinten aufgeschlagene Kegelmütze, das Haar geradlinig auf der Stirn abgeschnitten, indes nur rechts und links über den Ohren zwei Locken stehengeblieben waren – dann konnte man glauben, er sei kein Zünftler oder Kaufmann, sondern ein Herr.

Hätte aber jemand Meister Richwin wegen seines Putzes einen Gecken genannt, so hätte er das übelgenommen, denn er war verletzbar wie ein geschältes Ei, und obgleich er des innerlich Unschicklichen wahrlich genug tat, fürchtete er sich doch grausam, gegen das äußerlich Schickliche zu verstoßen.

Dieser Zug verkündete nun eben nicht den derben, geraden Bürgersmann. Und in der Tat hatten ihn seine Genossen, die Zünftler, im Verdacht, daß er auf zwei Achseln trage und aus Hoffart heimlich zu den Patriziern stehe.

Solch ein Verdacht aber war bitterböse in jenen Tagen, denn in den Gemütern der reichsstädtischen Zunftgenossen gärte es gewaltig. Die edlen Geschlechter tagten allein im Rat und beherrschten die Stadt; sie hatten neuerdings den gemeinen Säckel mit Schulden überbürdet, die Stadt in verderbliche Bündnisse und Fehden verstrickt, sie waren dem Volke von Grund aus verhaßt, und das Maß ihrer Herrschaft schien voll zum Überlaufen. Eine Verschwörung der Zünfte gegen die Geschlechter wucherte auf, verborgen, aber weit verzweigt. Hatte doch so manche andere Reichsstadt in den letzten Jahren ihrem patrizischen Rate den Stuhl vor die Tür gesetzt; warum sollten die Wetzlarer ihre Patrizier nicht auch zum Teufel jagen können?

Und diesem stillen Wühlen, Planschmieden und Vorbereiten seiner Zunftbrüder gegenüber verhielt sich Gerhard Richwin kalt und zweideutig! Er war doch noch immer der vornehmste Mann der vornehmsten Zunft, hatte in den Trinkstuben großes Ansehen, und wenn sich auch die Zahl der Geschäftsfreunde minderte, so mehrte sich doch die der Zechfreunde. Ein empfindlicher Mann, eigensinnig, gescheit, wenn er gescheit sein wollte, ein Mann, mit dessen Vermögen es bergab ging: War so einer nicht gemacht zum Pläneschmied gegen die Patrizier? Es lohnte wohl der Mühe, ihn für die neue Sache zu gewinnen. Man winkte und flüsterte ihm zu, schmeichelte, beredete, drängte ihn. Es verfing alles nicht. Er hatte Freunde unter den Geschlechtern, und ihr hoffärtiges, eigenwilliges Wesen deuchte ihm ganz edel und fein. Überdies war Parteizucht dem Manne unbequem, dem jede Zucht mißfiel; er rührte sich nicht, wo er Hände voll Geld gewinnen konnte: Wie sollte er sich rühren, wo vielleicht nur der Galgen zu gewinnen stand?

In jenen aufregenden Tagen hatte Richwin einen prächtigen jungen Hund zum Geschenk erhalten, der mindestens doppelt so aufgeregt war wie die Wetzlarer Bürger und dreimal so eigensinnig wie sein Herr, einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Rasse, kaum dreiviertel Jahr alt, noch ganz ungezogen, täppisch und allen Mutwillens voll.

Der Hund hieß „Thasso" und machte seinem Namen Ehre, welcher einen Schläger oder Streiter bedeutet. Denn Streiten und Raufen ohne Ende war seine Lust, und obgleich er, höchst gutartig, fast nur im Spiel kämpfte, so war doch ein Spiel mit Thasso nicht jedermanns Vergnügen. Ging ein ehrsamer Bürger auffallend raschen Schrittes durch die Straße, flugs sprang Thasso hinterdrein und zupfte ihn neckisch am Wams, riß aber auch gleich einen handgroßen Fetzen Tuch mit herunter. Oder er sah ein Kind, sprang spielend zu ihm hin und warf es im ersten Anlauf mit seinen breiten Tatzen in die Gosse. Am ergötzlichsten aber war Thasso, wenn ein Reiter rasch vorbeitrabte. Gleich einem Raubtier setzte dann der Hund in Riesensprüngen dem Pferde nach, umkreiste es, hüpfte ihm zum Kopf hinauf, dann wieder zum Schweife, schnappte dem Reiter nach der Hand oder schlüpfte dem bäumenden Rosse unter dem Bauch durch, ohne jemals einen Fußtritt davonzutragen. Er biß nicht, er spielte bloß; aber die Pferde scheuten, wichen zurück, stiegen hoch auf oder gingen trotz Zügel und Schenkel gestreckten Laufes durch, als säße ihnen der Satan im Nacken.

Rief dann Meister Richwin den Hund zurück, so hielt dieser augenblicklich ein, blickte seinen Herrn an, als wollte er sagen: ‚Ich kann's noch viel besser', und verfolgte drauf das Pferd mit verdoppelter Lust. Drohte und schalt Richwin aber gar, so verwandelte sich das Spiel des Hundes in Zorn, er bellte und biß und lief dann aus Furcht vor der Strafe davon, durchschwärmte die halbe Stadt, trieb unterwegs allerlei neuen Unfug und schlich erst spät und ganz heimlich nach Hause zurück. Nun erhielt er freilich seine Hiebe. Diese verstand der Hund jetzt aber falsch; denn da er die erste Ursache der Strafe längst vergessen hatte, so glaubte er, man prügle ihn, weil er nach Hause komme, und blieb das nächste Mal um so länger fort.

Also nahm sich Meister Richwin vor, den Hund auf frischer Tat zu bestrafen. Da lief denn der Hund hinter dem Reiter her und Richwin hinter dem Hund. Endlich stand der Hund und ließ, tief zerknirscht, den Schwanz zwischen den Beinen, seinen Herrn herankommen. Sowie dieser sich aber auf zehn Schritte genähert hatte, nahm Thasso wieder Reißaus. Meister Richwin ging langsam, lockte, schmeichelte und heuchelte ein freundliches Gesicht: Der Hund kam herbei, aber nur auf zehn Schritte, dann lief er wieder davon. Der Herr mochte

eilen, schleichen, stillestehen – das Tier blieb immer bei ihm, aber auch immer zehn Schritte vom Leibe. Die Gassenbuben jubelten, und die ganze Straße lief an Tür und Fenster, um zu sehen, wer denn endlich gewinne, Meister Richwin oder Meister Thasso.

Der stolze Bürger zitterte vor Wut und warf gar mit Steinen nach dem Sünder. Thasso aber wich jedem Wurfe wunderbar gewandt aus, sprang dem Steine nach, apportierte ihn wie zum Spott mit fliegender Hast und war schon wieder zwanzig Schritt voraus, ehe sein Rächer nur ordentlich zum Hiebe ausholte.

Jeder Tag brachte neue Szenen ähnlicher Art. Der Hund entfaltete einen staunenswerten Erfindungsgeist in immer neuen Unarten und in der Kunst, einem rechtzeitigen Hiebe zu entrinnen.

Es war aber auch, als sei mit dem Hunde erst das leibhaftige Unheil in Richwins Haus gezogen. Die vier Kinder spielten und balgten mit dem Tiere von früh bis spät, und Thassos Geist kam dabei dergestalt über sie, daß man schwer entscheiden mochte, ob der Hund ärgeren Mutwillen trieb oder die Kinder. Die arme Frau Eva konnte den Hund nicht leiden; das nahm Meister Richwin äußerst übel, und hatte er sie vorher nur durch seine Kälte gekränkt, so schalt und zankte er jetzt obendrein; war Thasso seiner Peitsche entlaufen, so ließ er den Zorn an der Frau aus, und redete diese nur irgendein unbequemes Wort, so mußte sie gleich ihren Haß gegen den edlen Hund auf dem Butterbrot essen. Seit der Hund im Hause war, sah sie ihren Mann, sich und die Ihrigen völlig dem Verderben geweiht. Hatte sich der Meister schon vorher wenig um Haus und Beruf gekümmert, so tat er es jetzt noch viel weniger. Er wollte vor allen Dingen seinen Hund dressieren, und dieses wichtigste Werk beschäftigte ihn den ganzen Tag. Da er aber ganz planlos und launisch dabei verfuhr, heute alle Untugenden nachsah und morgen wieder überhart strafte, so verlor Thasso noch vollends das bißchen Zucht, welches er mitgebracht hatte.

Fort und fort kamen Klagen über den Störenfried. Der Meister mußte Schaden ersetzen, Schmerzen vergüten, gute Worte geben und böse einstecken. Die Geschädigten drohten das Tier zu vergiften oder totzuschlagen, und die Freunde drangen in den Meister, er möge die zuchtlose Bestie doch abschaffen oder an die Kette legen. Allein Richwin blieb bei seinem Satz: Er selber wolle den Hund erziehen, er wolle ihn lammfromm machen und dann mit dem edlen, gefürchteten Tiere einherstolzieren wie Ritter Kurt mit seinem großen Fanghund.

Nun geschah es, daß die Wetzlarer Bürger am Aschermittwoch einen altherkömmlichen seltsamen Aufzug beginnen. Sie zogen nämlich bewaffnet in die geistlichen Höfe, vom Hofe der Deutschherren bis zum Altenberger Nonnenhof,



um bei den Deutschherren ein lebendiges weißes Huhn, bei den Nonnen einen Schinken, beim Dechanten einen Goldgulden zu empfangen als Zeichen der Stadtgerechtsame in den geistlichen Höfen. Als Hauptstück glänzte dabei aber allzeit das lebende weiße Huhn, weshalb man den Aschermittwoch in Wetzlar noch bei Menschengedenken den „Hinkelchestag" nannte. Tadellos weiß, mit bunten Bändern geschmückt, mußte die Henne von einem Knaben dem Zuge voran durch die Straßen getragen werden.

Meister Richwin ging heuer an der Spitze seiner Zunft im Zuge und hatte zu Hause strengsten Befehl gegeben, daß man den Hund wohl eingesperrt halte, bis der Lärm vorüber sei. Thasso brach aber dennoch aus, verfolgte die Spur seines Herrn und sprang mitten in die festlichen Reihen, als der Amtmann des Deutschordens eben das Huhn dem Knaben übergab. Den schreienden, flügelnden Vogel mit den flatternden Bändern hatte er im Nu erspäht und flog drauf los, entriß ihn der Hand des Kindes und zerrte ihn, daß die Federn und Bänder in der Luft umherflogen. Der Amtmann, welcher abwehren wollte, wurde kräftigst in die Waden gebissen, und als es Meister Richwin endlich gelang, den Hund zu bändigen, flügelte das Huhn noch einmal und schloß den Schnabel für immer.

Nun hatte man kein lebendes weißes Huhn mehr! Aber ohne lebendes Huhn keinen Umzug, ohne Umzug keine Gerechtsame in den geistlichen Höfen. Die Sache war sehr ernsthaft. An den pünktlich erfüllten Wahrzeichen des Rechtes hing damals das Recht selber.

Mit tausend Bitten und Beschwörungen erreichte endlich Meister Richwin, daß man den ganzen Vorgang als ungeschehen ansehen wolle, wenn er binnen zwei Stunden ein anderes tadellos weißes Huhn zur Stelle schaffte. Die feierliche Übergabe sollte dann von neuem beginnen, doch mit der bestimmten Rechtsverwahrung, daß man nicht etwa in Zukunft den Deutschherren die Last aufbürde, zwei Hühner zu liefern, ein totes und ein lebendes. Auch sollte Gerhard Richwin diesmal dem Amtmann zehn Ellen des feinsten flandrischen Tuches schenken als Schadenersatz und Schmerzensgeld.

Von Zorn, Ärger und Angst gegeißelt, lief der Meister in alle Hühnerhöfe der Stadt, fand aber kein tadellos weißes Huhn. Endlich, fast in der letzten vorgestreckten Minute, kam er schweißtriefend auf den Deutschordenshof mit einer mageren alten Henne, die ursprünglich weiß und etwas grau gesprenkelt gewesen war; durch das Ausrupfen etlicher Händevoll Federn aber hatte er sie in ein tadellos weißes Huhn verwandelt. Man ließ das neue Rechtssymbol gelten, und so kamen denn doch alle Beteiligten, wie man zu sagen pflegt, glücklich mit einem blauen Auge davon, die erwürgte erste Henne natürlich ausgenommen.

Die Bestrafung Thassos am Abend war mustergültig.

Meister Richwin aber gelobte sich heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Tier gerade jetzt nicht abgeschafft; er wollte Recht behalten und den Wetzlarern zeigen, daß er trotz des letzten Auftrittes dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne.

Er brütete – zum erstenmal in seinem Leben – die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen.

Am anderen Morgen stand Meister Richwin mit dem ersten Dämmerlicht auf, wie er's vordem gar nicht an sich hatte, denn er war ein Langschläfer. Er wollte aber Thasso stufenweise an einen ruhigen Gang durch die Straßen gewöhnen, noch ehe sie von Menschen und Pferden wimmelten. Den Hund am Stricke, durchzog er die ganze Stadt. Sowie das Tier auf einen Reiter oder Fußgänger spannte, faßte es auch augenblicks seinen richtigen Peitschenhieb. Vorher hatte Thasso bei seinen Missetaten zwar immer sichtbare Reue empfunden, zur Buße dagegen durchaus keine Lust gezeigt. Jetzt kam Reue, Buße und Sühnung alles mit einem Male. Richwin fand diese Frühstunde wie gemacht zu unbelauschter Dressur. Mit den wachsenden Februar- und Märztagen stand er daher immer früher auf und war stets schon vor der Sonne mit Thasso auf den Beinen.

Ging er an einer offenen Kirchentür vorbei, so zog er den Strick besonders fest und ließ einen mahnenden Streich auf Thassos Rücken fallen. Denn der Hund hatte bis dahin eine besondere Lust, in die offenen Kirchen zu laufen und die Gemeinde anzubellen, und je lauter ihn sein Herr zurückrief, um so toller schlug er Lärm. Das verlernte er jetzt gänzlich. Wenn nun Meister Richwin so vor die offene Tür kam und hörte, wie innen die Frühmesse gelesen wurde, so blieb er wohl auch eine Weile andächtig im Portale stehen – denn wegen des Hundes wagte er sich nicht hinein – und nahm sich ein Stück Morgensegen mit. Bis dahin war er ein seltener Gast im Gotteshause gewesen; bald aber glaubte er nun, der Tag sei gar nicht recht begonnen ohne die Frühmesse unter der Kirchentür und der Hund gehe nachher immer viel ruhiger.

Als der Meister zum erstenmal von dem Morgengang nach Hause kam, schien ihm der Tag doch sehr lang, der ihm früher, als er noch lange schlief, so kurz gedeucht hatte. Zum Zeitvertreib ging er darum mit Thasso in die Werkstatt, wo zur Stunde schon fleißig gearbeitet werden mußte. Es sah aber noch gar still aus, denn Gesellen und Lehrlinge verließen sich auf den gesunden Schlaf des Meisters und kamen, so spät es ihnen beliebte. Wie staunte und wetterte der

Meister über den Unfug, und wie ärgerten sich die Gesellen, als er Tag für Tag immer früher in die Werkstatt trat! Die Reiter und Spaziergänger schwuren dem unbändigen Thasso nicht mehr den Tod, aber die Gesellen hätten den gebändigten Thasso jetzt gerne vergiftet, denn sie merkten wohl, daß er allein schuld war an den frühen Besuchen des Meisters.

Aber Richwin hielt den Hund Tag und Nacht bei sich nach dem ganz richtigen Grundsatze, daß man ein Tier nur dann gut erziehen und treu gewöhnen kann, wenn man stets mit ihm zusammenlebt.

Dieses Zusammenleben hatte im Verkaufsgewölbe freilich seinen besonderen Haken. Trat nämlich ein Käufer ein, so fuhr Thasso bellend unter der Bank hervor; wollte aber jemand den gekauften Pack Waren mitnehmen und weggehen, so war der Hund gar nicht zu halten; er achtete Kauf offenbar für Diebstahl und packte den harmlosen Kunden so fest, daß ihn nur der Herr selber mit Not wieder befreien konnte. Meister Richwin als Erzieher betrat hier den Weg der Milde. Denn sollte er dem Hunde seine beste Tugend, die Wachsamkeit, ausprügeln? Nein! Er wollte ihn nur unterscheiden lehren, was Käufer und was Diebe sind. Kam also ein Käufer, so reichte Richwin ihm äußerst freundlich die rechte Hand, indes er mit der linken die knurrende Bestie streichelte, und bot dann auch weiter im Gespräch seine heiterste Laune, seine lichteste Miene auf, damit der Hund sehe, daß es hier einem Geschäftsfreund und keinem Dieb gelte. Und ging der Kunde mit den gekauften Waren hinweg, so duldete es Meister Richwin anfangs gar nicht, daß er seinen Pack selber zur Türe trug – denn Thasso stand schon zähnefletschend auf dem Sprunge –, sondern nahm ihm denselben höflichst ab und trug ihn über die Schwelle, mit manchem verstohlenen Rückblick nach dem Vierfüßler. Die Leute aber staunten das Wunder an und begriffen's nicht, wie der gröbste Kaufmann über Nacht zum höflichsten wurde, der stolzeste zum dienstfertigsten.

Da brauste aber einmal just im bedenklichen Zeitpunkt das wilde Heer der Kinder durch die Halle. Jetzt war alle Mühe vernichtet, Thasso fuhr wie besessen zwischen die Kinder und dann zwischen die Beine der Käufer, als wollte er die verhaltene Lust nun doppelt zügellos genießen. Den Kindern bekam's übel. Mit furchtbarem Schelten wurden sie hinauf zur Mutter geschickt und die beiden Knaben schon anderen Tages dem Schulmeister zur schärferen Zucht übergeben. Auch das Lungern und Balgen auf der Gasse ward ihnen strengstens untersagt. „Sie haben den Hund zu tausend Unarten verführt", meinte Meister Richwin, „und wie kann man überhaupt, umtobt von so wilden Kindern, einen jungen Hund erziehen?" Er beschloß, von nun an seinen bösen Rangen den

Daumen scharf auf's Auge zu drücken, damit der Hund Ruhe habe und unverführt bleibe.

Frau Eva mußte dem Mann ihre Freude über all die Verwandlungen aussprechen. „Es ist doch ein rechter Segen", sagte sie, „daß du morgens wieder zur Messe gehst."

„Jawohl, Eva! Der Hund liegt wie ein Standbild, wenn ich unter dem Portale knie."

„Die Kunden mehren sich wieder, seit du so freundlich geworden."

„Jawohl, Eva! Der Hund knurrt nur noch ganz leise, er bellt nicht mehr im Kaufladen und denkt nicht von weitem ans Beißen."

„Die Kinder bessern sich zusehends, seit du sie kürzer hältst."

„Freilich, Eva! Das war dem Hunde grundverderblich, daß er immer das böse Beispiel der Kinder sah."

„Und wie tut mir's wohl, Gerhard, daß du jetzt wieder so manches freundliche Wort mit mir redest!"

„Ei freilich, liebe Eva! Da du jetzt so freundlich von dem Hunde gesprochen" – sie hatte keine Silbe von ihm gesagt –, „wie sollte ich dir's nicht danken?"

Frau Eva dachte für sich: ‚Meister Richwin erzieht den Hund und ahnt nicht, daß noch viel mehr der Hund den Meister Richwin erzieht', und warf zum erstenmal einen freundlichen Blick auf Thasso und streichelte ihn. Das besiegelte den neuen Hausfrieden.

Aber trotz der großen Fortschritte, die Thasso machte in seines Herren Zucht und seiner Gattin Gunst, brachen doch manchmal die alten Tücken wieder hervor. Dabei waltete aber ein seltsamer Instinkt des Tieres: Es schien die Zünftler von den Patriziern zu unterscheiden, und wenn es ja seinem Mutwillen wieder einmal freien Lauf ließ, so war er gewiß gegen einen Patrizier gerichtet. Wie es Hunde gibt, die keinen Bettelmann und Landstreicher ohne Gebell vorüberlassen, so konnte Thasso keinen geputzten, stolz schreitenden, ritterlich reitenden Patrizier sehen, ohne daß sich der alte Adam in ihm regte.

Nach dem Feierabend pflegte Meister Richwin durch die nunmehr von Menschen wimmelnden Straßen zu gehen, damit der Hund, des Strickes frei, bewähre, was er angefesselt in der einsamen Frühstunde gelernt hatte: Thasso schleicht ganz sittsam in den Fußstapfen seines Herrn. Da schreitet ein Junker aus den Geschlechtern tänzelnd und geziert über den Marktplatz; flugs springt Thasso zu ihm hinüber, kein Rufen, kein Pfeifen hilft, wie im Rausch hat er alle Lehren des nüchternen Morgens vergessen und kriecht erst, demütigst wedelnd und um Verzeihung bittend, zu dem wütenden Meister zurück, nachdem

er den bis zum Fuß niederfallenden Ärmel des Patriziers mitten entzweigerissen hat.

Des anderen Tages schickte Meister Richwin dem Geschädigten seinen eigenen Prunkrock mit den langen Ärmeln zum Ersatz. „Wie konnte ich solch ein Geck sein", rief er aus, „ein so widersinniges Kleid zu tragen? Müssen die langen, flatternden Tuchstreifen, müssen die hundert Bänder und Flitter nicht jeden Hund herausfordern, daß er daran zupfe?"

Meister Richwin begann einen stillen Grimm auf die Kleiderpracht und andere Hoffart der Geschlechter zu werfen und ging von da an nur noch im schlichtesten bürgerlichen Gewand.

Dazu dünkte ihm, die Patrizier hätten ganz besonders höhnische Blicke, wenn er mit seinem Zöglinge an der Schnur durch die Gassen schritt oder wenn der entfesselte Thasso wieder einmal die Ohren verstopfte und durch Steinwürfe an seine Pflicht gemahnt werden mußte. Wie spöttisch hatte nicht neulich jene vornehme Jungfrau gelächelt, als Meister Richwin sie mit tiefer Verbeugung grüßte, indes der Hund am Strick unwiderstehlich zum nächsten Eckstein hinüberzog, so daß die Verbeugung sich fast zum Fußball gesteigert hätte? Und waren die edeln Herren nicht allezeit am gröbsten, wenn Thasso ja noch einmal an ihren galoppierenden Pferden hinaufsprang? Wie duldsam nahmen das dagegen die friedlichen Schrittes einherreitenden Zünftler auf.

So vollbrachte Thasso auch hier, was keinem anderen gelungen war: An der Hundeleine zog er seinen Herrn ganz leise von der Neutralität zur Partei der erbittertsten Zünftler hinüber.

Das wurde fest und fertig, als die Wetzlarer Kaufleute und Handwerker auf Ostern 1386 zur Frankfurter Messe gingen. Sie bildeten einen stattlichen Trupp, der geschlossen zusammenhielt bei der Fahrt durch die Wetterau wegen räuberischer Angriffe. Die Geschlechter waren vordem auch mitgeritten in der Reiseschar ihrer Stadt, und Meister Richwin auf seinem stolzen Rappen hielt sich sonst lieber zu den vornehmen Leuten als zu den Zunftgenossen, die zu Fuß oder auf langsamen Kleppern die Nachhut bildeten. Heuer aber ließ er den Rappen zumeist bei seinen Saumtieren und ging zu Fuß unter den Zünftlern. Denn Thasso war dabei, und vom Roß herab hätte er den Hund doch nur in halber Zucht halten können. Die Zunftgenossen aber freuten sich gar sehr über die neue leutselige Art des Meisters, der den schönsten Rappen beim Troß führen ließ, um mit ihnen zu Fuß zu gehen. Da fiel gar manches Schmeichelwort, und die Reden der Volksmänner, welche früher bei Richwin gar nicht verfangen hatten, fanden jetzt die beste Statt in seiner Seele. Und als der Zug an der

Friedberger Warte hielt und herabsah auf die Türme von Frankfurt, da war Meister Richwin eingeweiht und eingeschworen in den Bund der Zünfte wider die Geschlechter. Johannes Kodinger, der Hauptmann des Geheimbundes, schüttelte ihm dankend die Hand und rief: „Ach, Meister, wie seid Ihr ein besserer Mann geworden, ja erst jetzt ein ganzer Mann, und das in der kurzen Frist von Aschermittwoch bis Ostern!"

Gerhard fuhr auf wie aus einem Traum und erwiderte: „Ei freilich! Ich wußte wohl, daß der Hund von edler Art sei und daß ihm nur die rechte Zucht fehlte. Ja, Meister Kodinger, es geht nichts über eine gleichmäßige, ausdauernde und feste Schule, die bändigt selbst eine Bestie. Aber Thasso kann nun freigesprochen werden von der Lehre, und das soll geschehen, sobald wir nach Wetzlar heimgekehrt sind."

Der Sturm war über Wetzlar dahingebraust, die Geschlechter waren verjagt, die Zünfte hatten das Feld und zugleich das Regiment der Reichsstadt gewonnen. Meister Richwin hatte vorangeleuchtet im Kampfe durch Ausdauer, Strenge gegen sich selbst und andere und durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Patrizier. Die Mitbürger staunten über den verwandelten Mann.

Als der neue Rat nunmehr demokratisch aus den Zünften gebildet wurde, fiel die Wahl auch auf Meister Richwin. Noch vor einem Jahre, obwohl er sich da gar nicht um das Gemeinwohl kümmerte, war es das süßeste Traumbild seines Ehrgeizes, einmal Ratsherr zu werden; heute, wo er heiß gearbeitet und gerungen hatte für die Stadt, lehnte er ab. Niemand erriet die Ursache, und alle bestürmten den Meister, daß er in den Rat eintreten oder doch mindestens den Grund seiner Weigerung offenbaren möge.

Nach langem Zögern und mancherlei Ausflucht sprach er endlich: „Der Grund wird euch kindisch erscheinen. Mir aber ist es ernst und schwer. Ich kann nicht täglich auf dem Rathause sitzen in dieser drangvollen Zeit, weil ich meinen Hund nicht mitnehmen darf. Lasse ich aber das Tier allein daheim, so kommt wieder alles Unheil über mein Haus wie vordem. Ich sage wohl, der Hund hat ausgelernt; aber wer lernt jemals aus? Kein Mensch und kein Hund! Übergebe ich Thasso manchmal auf einen Tag dem Lehrjungen, so wird er gleich wieder rückfällig, und es ist mir begegnet, daß ich selber an einem solchen Tage auch wieder rückfällig geworden bin. Wir sind beide noch etwas schwach, wir dürfen uns nicht voneinander trennen. In der Vorhalle der Kirche mag ich die Messe so gut hören wie drinnen im Schiff, und der Hund steht an meiner Seite; als Ratsherr aber kann ich doch nicht allzeit vor der Türe des Ratssaales

bleiben. Nehmt meinen Grund für keine Grille. Ich hege den Aberglauben, daß mein Haus erst wieder feststehen werde, wenn Thasso einmal ganz fertig gezogen ist; ich darf mich noch nicht trennen von dem Hunde. Und wie sollte ich das wankende Gemeinwesen festigen helfen, wenn mein eigenes Haus noch viel ärger wankt?"

Nach dieser Rede des Meisters, die dem einen ernst, dem anderen spaßhaft dünkte, beschlossen die Ratsgenossen, es solle Thasso vor allen Hunden der Stadt das Vorrecht eines Sitzes im Ratssaale unter dem Stuhle seines Herrn erhalten; jedoch mit der Klausel, daß dieses Recht augenblicks erlösche, sowie sich der Hund eine Stimme anmaße.

Nach einigem Sträuben fügte sich Meister Richwin nun doch dem Willen seiner Mitbürger und erschien pünktlich zu jeder Frist mit Thasso auf dem Rathause. Diesen aber nannten die Wetzlarer seitdem den „stummen Ratsherrn", und stumm blieb er in der Tat; man hörte ihn Jahr und Tag nicht, daß er wider die Klausel seines Privilegs gesündigt hätte.

Auch auf der Straße schreckte er niemand mehr durch seine unbändige Spielerei; er war den Flegeljahren entwachsen und schritt, nach großer Hund Art, so still und stolz hinter seinem Herrn einher, als sei er sich des Vorrechts vor allen anderen Hunden der Reichsstadt klar bewußt.

Nun geschah es, daß Meister Richwin in der Ernte durchs Feld ging, hart an dem Graben, welcher das Stadtgebiet von einem Walde des Grafen Solms schied. Thasso schlich ruhig neben ihm. Mit einem Male aber war er verschwunden. Richwin spähte ringsum, rief und pfiff. Der Hund kam nicht. Da rauschte und krachte es in dem Dickicht jenseits des Grabens, und von Thasso wie von einem Wolfe gehetzt, brach ein königlicher Hirsch hervor, ein Zwanzigender zum mindesten, stutzte, als er das freie Feld und den Mann sah, kehrte um, warf den Hund mit der ganzen Wucht seines Geweihs zur Seite und machte sich rückwärts wieder freie Bahn in die Büsche unter dem Rauschen und Knicken der Blätter und Zweige. Aber auch Thasso erhob sich von seiner augenblicklichen Niederlage und fuhr wie besessen hinter dem Tiere drein, und man hörte bald nur noch fernher das Rauschen und das Pfeifen, womit der Hund Laut gab. Der arme Richwin pfiff sich die Lippen trocken und rief sich die Lungen atemlos; all seine Dressur war verschlungen von Thassos Jagdfieber. Zweimal trieb er ihm den Hirsch zum Graben entgegen, gleich als wollte er ihn dem Herrn zum Schusse stellen, und zweimal brach der Hirsch wieder zurück.

Beim drittenmal aber trat ein Solmsscher Forstwart aus dem Walde hervor und legte seine Armbrust an, nicht auf das Wild, sondern auf den Hund.

„Schämt Euch, Ihr wollt ein Jäger sein und zielet auf den edelsten Hund, der doch nur von dem gleichen Jagdmut berauscht ist wie Ihr selber!" rief der Meister dem Dienstmann entgegen.

Getroffen von der Wahrheit dieses Wortes und zugleich von der Schönheit des kämpfenden herrlichen Hundes, ließ der Forstmann die Armbrust sinken, aber er kam trotzig herüber. „Der Hund ist mir verfallen", rief er, „weil er in meines Grafen Bann gejagt hat. Ihr folgt mir mit Euerm Hunde zum Grafen, und will er das Tier in seine Meute nehmen, so sei ihm das Leben geschenkt."

Meister Richwin widersetzte sich natürlich, der Dienstmann aber hielt ihn fest, und als sich der Bürger mit Gewalt frei machen wollte, schlug ihm jener die blanke Klinge über den Arm. Im selben Augenblicke jedoch ward der Dienstmann von hinten durch Thasso zu Boden gerissen; denn sowie das Tier den Herrn in Gefahr sah, wich auch das Jagdfieber einer Treue, die nicht Dressur war. Mehrere Leute aus Wetzlar liefen nun auf den Lärm gleichfalls von den Feldern herbei, befreiten den Forstwart von dem Hunde und führten den Mann gefangen zur Stadt, weil er einen Bürger auf reichsstädtischem Boden verwundet hatte. Denn die Städter waren in dem siegreichen Kampfe mit den Geschlechtern rauflustig genug geworden und fürchteten sich nicht vor einem neuen Strauß.

Der Rat aber kam doch stark in Verlegenheit, was er mit dem Solmsschen Dienstmann anfangen solle.

Den Arm in der Schlinge, konnte Meister Richwin schon am nächsten Tage der Sitzung beiwohnen, in welcher über den kitzligen Fall verhandelt ward. Alle Ratsleute waren gewaltig aufgeregt, nur Thasso lag in behaglichster Ruhe unter dem Stuhle, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Und doch ging es ihm an den Kragen, und er fand wenig Fürsprecher. Sosehr man ihn als dem stummen Ratsherrn gewogen war, schien es doch, als ob man ihn diesmal der großen auswärtigen Politik opfern müsse.

Es hauste nämlich zu der Zeit um 1372 der böse Ritterbund der „Sterner" so arg in den Nachbargauen, daß man in Wetzlar im stillen sich rüstete zum offenen Kampfe. Die Sterner aber zählten gar viele Grafen, Ritter und Herren zu ihren Genossen, die Reichsstadt hingegen hatte wenig Freunde, und es kam ihr sehr überquer, gerade zu dieser Frist einen so kriegstüchtigen Nachbarn wie den Grafen Johann von Solms zu erzürnen, von dem noch unbekannt war, ob er für oder wider die Sterner Partei nehmen werde.

Als daher ein Ratsherr dartat, der Forstwart sei im Rechte gewesen, nickten manche Köpfe bejahend, und als er hinzufügte, auf Begehren des Grafen dürfe

man sich nicht weigern, den Jäger freizugeben und den Hund auszuliefern, fiel ihm stracks die Mehrzahl zu, und etliche meinten, Thasso habe vordem schon Unfug genug verübt, man dürfe sich nun doch nicht vollends noch durch ihn den Solmser auf den Hals hetzen lassen.

Thasso blieb ganz ruhig und schaute nur fragenden Auges um sich, als er seinen Namen nennen hörte. Sein Herr aber erhob sich. Er sprach:

„Ist Graf Johann, der schlaue Fuchs, für uns, so wird er sich um des Hundes willen nicht gegen uns kehren; ist er wider uns, so gewinnen wir ihn auch nicht mit einem geschenkten Hund. Der Mann kennt seinen Vorteil und schaut nach ganz anderen Dingen als nach Hirschen und Hunden. Soll die Verletzung des Wildbannes gesühnt werden, so erbiete ich mich, den dreifachen Wert des Hirsches und Hundes in gutem Gelde zu erlegen. Den Hund aber liefere ich keinem Menschen aus; eher ersteche ich das Tier auf der Stelle. Ihr wißt nicht, was ich dieser unvernünftigen Kreatur Gottes schulde, die zugleich Gottes Werkzeug gewesen ist. Wenn Gott nicht will, so bekehren uns seine heiligsten Priester nicht, und wenn er will, so bekehrt uns ein Hund. Dieser Hund hat Ordnung meinem Geschäfte gebracht, Zucht meinen Kindern, den Hausfrieden meiner Frau; er hat mir den Weg gezeigt zu meinen Freunden und Zunftbrüdern, den Weg zur Kirche und den Weg zum Rathaus; indem ich den Hund zu erziehen glaubte, erzog der Hund auch mich. Das hat mir meine Hausfrau oft gesagt, und ich erachtete es als einen artigen Spaß; jetzt, da ihr mir meinen Hund nehmen wollt, erkenne ich mit einem Male, daß es bitterer Ernst gewesen ist."

Diese wenigen Worte nur sprach Meister Richwin, aber er sprach sie mit feuchtem Auge, und Thasso, der seines Herrn Bewegung sah, erhob sich langsam, rührte ihn leise und mehrmals mit der breiten Vordertatze an und leckte ihm die Hand, als wollte er den Bekümmerten trösten.

Es war ganz stille geworden im Ratssaal; man konnte die Atemzüge hören.

Da steckte der Ratsdiener den Kopf zur Türe herein und meldete einen Boten des Grafen von Solms. Die Bürger erschraken und ahnten Schlimmes. Um so überraschender klang die Botschaft.

Der Graf hatte mit Bedauern vernommen, daß sein Dienstmann einen Wetzlarer Bürger auf so geringfügigen Anlaß geschlagen, ja verwundet habe. Doch bat er, man möge um guter Nachbarschaft willen den Forstwart wieder freigeben, er – der Graf – mache seinerseits ja auch von dem verletzten Wildbann kein weiteres Aufheben, und damit die Stadt erkenne, wie freundlich er gesinnt sei, so schicke er dem hohen Rate anbei einen Hirsch, den er selber erlegt habe

und der mindestens ebenso gut sei wie der von dem Hunde gejagte und nicht erlegte, nebst einem Fäßlein Bacharacher, damit auch der Trunk zum Schmaus nicht fehle.

Die Ratsherren waren starr vor freudigem Staunen, da statt des gefürchteten Donnerwetters plötzlich so heller Sonnenschein über sie hereinbrach. Sie sagten dem Boten manch artiges Wort und beglückwünschten den Meister Richwin samt seinem Thasso. Der Meister aber erhob seine starke Stimme, den durcheinanderwirbelnden Redeschwall laut übertönend, und bat, daß man vor erteilter Antwort den Boten noch einmal abtreten lassen und ihm auf wenige Minuten Gehör schenken möge.

„Mißtrauet den süßen Worten des Grafen!" rief er. „Hätte er uns seinen Zorn entboten, ich würde nicht erschrocken sein, aber da er uns seine Huld entbietet, erschrecke ich. Der Graf schenkt uns seinen Hirsch nicht umsonst. Wir bedürfen des Grafen nicht; sein Vetter, der Braunsfelser Otto, und Landgraf Hermann von Hessen sind uns bessere Bundesgenossen. Graf Johann aber bedarf unser. Und hat er uns erst am kleinen Finger, so hat er uns bald ganz. Thasso, Thasso! Du schaffst uns großes Leid, nicht weil du jenen Solmsschen Hirsch ins Wetzlarer Feld, sondern weil du diesen Hirsch in die Wetzlarer Ratsküche jagtest! Ich beschwöre Euch, werte Freunde, lehnt das Geschenk freundlich ab, fordert unser Recht und gebt dem Grafen das seine. Schickt den Hirsch zurück und behaltet den Jäger, bis der Graf des Dienstmannes Übermut nach der Ordnung sühnen will."

Hier unterbrachen die anderen den Redner und hielten ihm vor, er treibe seinen Groll wegen des leichten Hiebes doch zu weit, daß er nicht einmal durch so viel Güte zufriedenzustellen sei.

Meister Richwin aber erwiderte: „Spräche ich für mich, ich wäre wohl der Zufriedenste mit des Grafen Vorschlag, vorab wegen meines Hundes. Aber ich rede hier als Ratsherr der Reichsstadt und sage: Fordert unser Recht und gebt dem Grafen das seine! Dem Grafen ist der Hund verfallen, weil er den Burgfrieden verletzt hat. Aus Furcht vor dem Zorne des Grafen wollte ich diesen Hund, meinen treuesten Freund, nicht ausliefern, aber aus Furcht vor des Grafen Freundschaft liefere ich ihn aus. Vorhin, da ich als des Hundes Anwalt sprach, hätte ich weinen mögen über das arme Tier; jetzt spreche ich als Anwalt unserer Gemeinde, und da möchte ich noch viel bittere Tränen weinen, nicht über den Hund – was kümmert mich der! –, sondern über das heranschleichende Verderben meiner armen Vaterstadt!"

Der Meister hatte in den Wind gesprochen; er blieb allein mit seinem Arg-

wohn. Das Geschenk ward mit Dankesworten angenommen und passend erwidert, der Dienstmann freigegeben, und Graf Johann von Solms war bald, was er gewollt: der erklärte Freund und Beistand des Wetzlarer Rates.

Als der Hirsch bei festlichem Mahle verzehrt und der Bacharacher getrunken wurde, blieb Meister Richwin schmollend zu Hause, und Thasso bekam nicht einen Knochen von dem Wild, welches er doch den Ratsherren in die Küche gejagt.

Dies war geschehen im Jahre 1372. Im folgenden Jahre schlug man vor dem Obertor von Wetzlar die heiße Schlacht, in welcher der Sternerbund besiegt ward und vernichtet. Die Bürger der Reichsstadt fochten unter der Führung des Grafen Johann von Solms, und ihre Weiber verteidigten die Tore, indes die Männer draußen im Felde kämpften. Der Landgraf von Hessen und Otto von Solms-Braunsfels teilten sich mit ihnen in die Ehre des Tages. Meister Richwin war auch mit dabei.

Noch am Abend nach der Schlacht ließ Graf Otto die gefangenen Ritter der Sterner, welche ihm in die Hände gefallen waren, enthaupten; Graf Johann dagegen begnadigte die übrigen ohne seiner Verbündeten Vorwissen.

„Merkt auf!“ sprach der Meister Richwin zu seinen Mitbürgern. „Ein neues Warnungszeichen! Graf Johann hat doppeltes Spiel im Sinn und hält sich den Weg offen nach rechts und links.“

Die Wetzlarer aber achteten's nicht und meinten, der Meister bilde sich doch gar zu treu nach seinem Hunde. Weil Thasso nicht mehr spiele, sondern jetzt lieber knurre und beiße, so vermeine Richwin, er müsse nun auch knurrig und bissig werden. Ein launischer Mann sei er nach wie vor und hasse jetzt grundlos den Grafen Johann, welcher doch der Stadt solchen Ruhm gebracht. Liebe und Haß habe er auch vordem nach Grillen und Einfällen gewechselt! Die Volksgunst hatte sich gar rasch von dem Meister abgekehrt.

Im Rate saß er nun meist fast ebenso stumm wie der stumme Ratsherr unter seinem Stuhle. Sprach er ja ein Wort, so war es eine Warnung vor der übermäßigen Freundschaft des Grafen Johann; der locke so süß wie der Vogler, bevor er die Vögel fange. Häufig erschien Meister Richwin auch gar nicht im Rate, zumal wenn er wußte, daß Graf Johann auf den Saal komme, um den Bürgern irgendeinen neuen Dienst anzubieten. Denn fast schien es, als ob neben dem adoptierten stummen Ratsherrn unter dem Stuhle nun auch der Graf als Ratsherr adoptiert sei, aber nicht als ein stummer. Das einzige Mal, wo Richwin zugleich mit dem Grafen im Rate saß, hatte Thasso bei jedem Worte des Solmsers

dermaßen geknurrt, daß ihn sein Herr hinausführen mußte, damit der Hund nicht seines Privilegs verlustig gehe. Der Meister meinte, das Tier könne eben die Solmsschen Farben nicht mehr sehen, seit es den Strauß mit dem Forstwart hatte, und nahm das als gute Ausrede, um jedesmal wegzubleiben, wann der Solmser kam. Denn ohne den Hund gehe er nun durchaus nicht mehr aufs Rathaus. Die Wetzlarer aber sprachen, Richwin treibe denn doch den Spaß etwas zu weit, und machten Spottverse auf den unbeliebten Mann. Es lief ein gar lustig gezeichneter Bilderbogen mit vielen Reimen um, worauf die gemeinsamen Erlebnisse von Meister Thasso und Meister Richwin naturgetreu abkonterfeit waren mit der Überschrift:

„Auf diesen Bildern man ersieht,
wie ein Hund einen Ratsherrn erzieht."

Meister Richwin ließ sich das wenig anfechten; er waltete still seines aufblühenden Hauses und ließ geschehen, was er nicht hindern konnte. War es doch nicht das kleinste Verdienst Thassos, daß er mit so vielen tausend Unarten seinen Herrn gelehrt hatte, geduldig zu sein und die überfeine Empfindlichkeit in die Tasche zu stecken.

So vergingen wiederum zwei Jahre. Da ward eines Tages – es war im Sommer, um Johanni – Meister Richwin auf das Rathaus entboten. Ungesäumt solle er sich einstellen, keine Ausrede gelte diesmal; Graf Johann von Solms sei erschienen mit einer Botschaft des Kaisers. Der Meister stutzte. Eine Botschaft des Kaisers, das war freilich eine gewichtige Sache! Und dennoch erklärte er, er könne nicht kommen: Sein Hund werde knurren und bellen, wenn der Graf die kaiserliche Botschaft vortrage; denn Thasso, so gescheit er auch sei, wisse doch nicht des Kaisers Wort von des Grafen Vortrag zu unterscheiden und könne also sozusagen die kaiserliche Majestät selber anknurren, und ohne den Hund gehe er nun einmal nicht aufs Rathaus. Selbst Frau Eva redete ihrem Mann zu; er aber blieb standhaft. Da kam ein zweiter Bote und mahnte, der Meister müsse kommen, mit oder ohne Hund, der Rat müsse diesmal vollzählig sein, es gelte die Ehre und Würde der Stadt.

Der Meister faßte Argwohn über dieses Drängen. Aber die Ehre und Würde der Stadt! Also rief er nach dem Lehrjungen, daß er den Hund an die Kette lege, und rüstete sich zum Fortgehen. Es graute ihm fast, zum erstenmal allein, ohne den Hund, den Ratssaal zu betreten.

Da kam der Lehrjunge von der Straße herein, um Thasso anzuketten. „Meister!" flüsterte er, „es gehen seltsame Dinge vor. Ein Glück für Euch, daß Ihr

so lange gezögert habt! Hinter dem Rathause stehen Bewaffnete, wohl über hundert, und hinter den Bewaffneten schauen altbekannte Gesichter hervor, patrizische Gesichter, und man meint, sie sähen etlichen Herren vom alten Rate, die man vor sieben Jahren vertrieben hat, aufs Haar ähnlich. Auch drängen sich Solmssche Knechte nach den Stadttoren, als wollten sie den Ausgang wehren."

Der Meister erbleichte; doch war er rasch wieder gefaßt. Er sprach zu seiner Frau: „Nimm die Kinder, den Lehrjungen und die zwei Kästchen mit dem Geld und den Kleinodien. Schleicht euch zur Mühle an der Lahn, dort ist das kleine Pförtchen, das wird noch offenstehen; vor dem Pförtchen liegt ein Kahn, den löst und fahrt zum anderen Ufer. Meidet nur um Gottes willen die Brücke und die großen Tore. Seid ihr glücklich hinüber, so geht eilends den jenseitigen Flußpfad nach Gießen. In Gießen treffe ich euch wieder, so Gott will."

Er drängte die fragende Frau vorwärts, bis sie zitternd tat, was er befahl. Dann faßte er Thasso an seiner Kette mit der linken Hand, mit der rechten aber nicht wie sonst die Peitsche, sondern das Schwert und eilte auch nicht aufs Rathaus, sondern auf den Markt.

Dort sah er die Bürger bereits bewaffnet, zu Hunderten eng geschart. Aber auch das Rathaus war schon dicht umzingelt von fremden Rittern und Reisigen. Vorsichtig schlich sich Meister Richwin in die hinteren Reihen der Bürger, die gleichfalls Gefahr geahnt hatten und herbeigeeilt waren, um ihren Ratsherren beizustehen. Vor den Bürgern aber stand Graf Johann von Solms in glänzendem Harnisch, umgeben von zwanzig Rittern, das Reichspanier in der Hand, und verkündete, er sei gekommen in des Kaisers Namen, um Frieden zu stiften zwischen den weiland verjagten Geschlechtern und dem neuen zünftlerischen Rate. Keinem werde ein Leid geschehen, am wenigsten seinen guten Freunden, den Ratsherren drinnen im Rathaus. Friedliche Sühne sei alles, was er fordere im Namen des Kaisers. Ein neues reicheres Gedeihen der Stadt, eine Mehrung ihrer Vorrechte werde die Frucht dieses schönen Tages sein. Als treuer Freund und Nachbar ersuche er darum die Bürger, die Waffen abzulegen, welche sie voreilig für ihre Obrigkeit ergriffen hätten; denn dieser drohe zur Stunde nicht die mindeste Gefahr.

„Zur Stunde? Ja!" sprach Richwin zu den Nächststehenden. „Aber ob nicht in der folgenden Stunde? Behaltet die Waffen, bis die Ratsleute wieder frei unter uns stehen!"

Doch schon sah er, daß die Vorderen, gewonnen durch des Grafen süßes Wort, die Schwerter einsteckten und die Spieße nach Hause trugen. Die Männer



aber, zu welchen Richwin geredet, schalten ihn, meinten, sein Platz sei doch auch viel eher auf dem Rathaus als hier auf dem Markte, und ob er denn immer der gleiche bissige Hund bleiben wolle, der die besten Freunde der Stadt anbelle und die Bürger herumhetze.

Da Richwin solchergestalt sah, daß alles verloren sei, machte er sich eiligst davon, gewann noch zur rechten Frist das Hinterpförtchen an der Lahn und schwamm mit dem Hunde durch den Fluß, weil der Nachen, welcher seine Frau gerettet hatte, nun am anderen Ufer stand.

Nach wenigen Stunden erreichte er die Seinigen und fand in Hessen eine sichere Zuflucht; denn Landgraf Hermann war dem Grafen Johann feind geworden nach der Schlacht bei Wetzlar wegen der eigenmächtig begnadeten Gefangenen.

Ins Hessenland aber drang bald eine neue Mär aus der Reichsstadt. Der Graf von Solms hatte, nachdem er den Bürgern die Waffen aus der Hand geschmeichelt, den zünftlerischen Rat in den Turm geworfen, die Güter der Ratsherren eingezogen und drei derselben, Kodinger, Dufel und Vollbrecht, enthaupten lassen; zwei andere Ratsherren, Beyer und Heckerstump, warfen die Solmsschen von der Brücke in die Lahn und ersäuften sie kurzerhand, um dem Scharfrichter die Umstände zu ersparen. Den sechsten Mann zu diesen fünfen hätte man gar gerne dann zur Abwechslung aufgehängt: es war dies Meister Gerhard Richwin, den der Graf am bittersten haßte. Allein in Wetzlar wie in Nürnberg hängte man keinen, bevor man ihn hatte. Die alten Geschlechter aber, mit welchen der Graf längst unter einer Decke steckte, gewannen wieder die volle Herrschaft wie vordem.

Obgleich Meister Richwin den besten Teil seines Besitztums in Feindeshand hatte lassen müssen, konnte er doch mit dem Geretteten später in Frankfurt als Bürger sich einkaufen und ein neues Geschäft beginnen. Wenn er nun dort, wieder in gesichertem Behagen, bei seiner Hausfrau saß, den treuen, bereits ergrauenden Thasso zu Füßen, dann sprach er wohl manchmal mit einem wehmütigen Blick auf den „stummen Ratsherrn“: „Gott verzeih mir's, daß ich Kinderzucht und Hundezucht vergleiche! Die Zucht der Kinder lohnt uns Gott, und wir erwarten nicht, daß ein Kind den Sold all unserer Mühen uns gleich bar bei Heller und Pfennig heimzahle. Aber dieser Hund hat zum Dank für meine Zucht mich selber erzogen und zum Entgelt für tausend richtig empfangene gesalzene Prügel mir endlich Anno dreizehnhundertfünfundsiebzig gar das Leben gerettet! Niemals ward ein Schulmeister so rasch und vollgültig gelohnt wie ich durch meinen und der Reichsstadt Wetzlar stummen Ratsherrn.“

Fjodor M. Dostojewski

Die Tiere des Gefängnisses

Der bald darauf im Gefängnis stattfindende Ankauf eines Braunen war für die Sträflinge eine weit angenehmere Beschäftigung und Zerstreuung als der hohe Besuch. Bei uns im Gefängnisse wurde ein Pferd gehalten zum Heranfahren des Wassers und zum Wegfahren der Unreinigkeiten und so weiter. Zur Wartung des Tieres war einer der Sträflinge bestimmt. Er fuhr auch mit ihm aus, selbstverständlich unter Eskorte. Arbeit hatte unser Pferd sowohl morgens als auch abends völlig genug. Der bisherige Braune hatte bei uns schon sehr lange gedient. Er war ein gutes Pferd gewesen, aber schon abgenutzt. Eines schönen Morgens, unmittelbar vor dem Peterstage, war der Braune, als er die abendliche Wassertonne brachte, hingefallen und nach wenigen Minuten verschieden. Er wurde sehr bedauert; alle versammelten sich um ihn, äußerten ihre Meinungen und stritten miteinander. Unsere ehemaligen Kavalleristen sowie unsere Zigeuner, Tierärzte und so weiter bekundeten bei diesem Anlaß eine Menge von besonderen Kenntnissen auf dem Gebiete der Pferdekunde und schimpften sich sogar wechselseitig, machten aber den Braunen nicht wieder lebendig. Er lag tot da, mit aufgetriebenem Bauche, an den mit dem Finger zu tippen alle für ihre Pflicht hielten; es wurde dem Major von dem nach Gottes Ratschluß eingetretenen Todesfalle Meldung gemacht, und er ordnete an, es solle unverzüglich ein neues Pferd gekauft werden. Am Vormittage des Peterstages selbst, nach der Messe, als bei uns alle vollzählig beisammen waren, wurden die zum Kauf angebotenen Pferde vorgeführt. Selbstverständlich wurde der Ankauf zweckmäßigerweise den Sträflingen selbst überlassen. Es waren bei uns echte Kenner vorhanden, und es wäre schwer gewesen, so viele Leute, die sich

vorher mit weiter nichts als mit Pferden beschäftigt hatten, hinters Licht zu führen. Es erschienen Kirgisen, Pferdehändler, Zigeuner, Kleinbürger. Mit Ungeduld erwarteten die Sträflinge das Erscheinen jedes neuen Pferdes. Sie waren vergnügt wie die Kinder. Am meisten schmeichelte es ihnen, daß auch sie, wie wenn sie freie Männer wären und es aus ihrer Tasche ginge, sich ein Pferd kauften und zu diesem Kaufe ein volles Recht hatten. Drei Pferde wurden vorgeführt und wieder abgeführt; beim vierten kam die Sache zum Abschluß. Die eintretenden Pferdehändler sahen mit einiger Verwunderung und einer Art von Ängstlichkeit rings um sich und warfen sogar ab und zu einen Blick nach den Soldaten, von denen sie hereingeführt waren. Eine Rotte von zweihundert solchen Kerlen, mit rasierten Köpfen, gebrandmarkt, mit Fußfesseln und in ihrer eigenen Behausung, in dem Gefängnisse, über dessen Schwelle sonst niemand hereinkommen durfte, flößte ihnen einen eigenartigen Respekt ein. Die Unsrigen erschöpften sich bei der Prüfung eines jeden vorgeführten Pferdes in den mannigfachsten Kunstgriffen. Wohin blickten sie ihm nicht, was befühlten sie nicht an ihm, und noch dazu mit so geschäftsmäßiger, ernster, eifriger Miene, als ob davon das Heil des Gefängnisses abhinge. Die Tscherkessen sprangen sogar auf jedes Pferd hinauf; ihre Augen glühten, und sie redeten hurtig in ihrer unverständlichen Sprache, wobei sie ihre weißen Zähne fletschten und mit ihren braunen, krummnasigen Köpfen nickten. Mancher Russe verfolgte ihren Streit mit so gespannter Aufmerksamkeit, als ob er sie mit den Augen verschlingen wollte. Da er die Worte nicht verstand, wollte er wenigstens aus dem Ausdruck der Gesichter erraten, wofür sie sich entschieden: ob sie das Pferd für tauglich hielten oder nicht. Einem fremden Beobachter würde ein so krampfhaftes Interesse geradezu seltsam erschienen sein. Wozu brauchte sich denn, sollte man meinen, dieser und jener Sträfling darum so besondere Sorge zu machen, und noch dazu mancher, der still und schüchtern vor sich hin lebte und sich nicht einmal vor einem seiner Mitsträflinge zu mucken wagte? Als hätte er vor, für sich ein Pferd zu kaufen, als wäre es nicht wirklich für ihn ganz gleichgültig, was für eines gekauft wurde. Außer den Tscherkessen zeichneten sich unter den Sträflingen besonders die Zigeuner und ehemaligen Pferdehändler aus: ihnen überließ man denn auch das erste Wort. Hierbei kam es sogar zu einer Art von edlem Duell, namentlich zwischen zweien: dem Sträfling Kulikow, einem Zigeuner und ehemaligen Pferdedieb und Pferdehändler, und einem autodidaktischen Tierarzt, einem schlauen sibirischen Bauern, der erst vor kurzem ins Gefängnis gekommen war und es schon fertig gebracht hatte, Kulikow seine ganze Stadtpraxis wegzunehmen. Die Sache war die, daß unsere autodidaktischen Tier-

ärzte in der ganzen Stadt sehr geschätzt wurden und nicht nur die Kleinbürger und Kaufleute, sondern sogar die höchsten Beamten sich bei Erkrankung ihrer Pferde an das Gefängnis wendeten, obgleich es in der Stadt mehrere wirkliche Tierärzte gab. Kulikow hatte vor der Ankunft Jelkins, des sibirischen Bauern, keinen Rivalen gehabt, eine große Praxis besessen und selbstverständlich dafür Honorar erhalten. Er benahm sich wie ein richtiger Zigeuner und Scharlatan und verstand weit weniger, als er sich den Anschein gab. Seinen Einkünften nach war er unter uns ein Aristokrat. Durch seine Erfahrung, seinen Verstand, seine Kühnheit und sein entschiedenes Wesen hatte er schon längst allen Sträflingen im Gefängnis eine unwillkürliche Achtung eingeflößt. Sie hörten auf ihn und befolgten, was er sagte. Aber er sprach nur wenig, als koste jedes Wort einen Rubel, und nur bei den wichtigsten Anlässen. Er war ein entschiedener Geck, besaß aber viel wirkliche, echte Energie. Obwohl bereits bei Jahren, war er doch sehr hübsch, dazu sehr klug. Mit uns Adligen verkehrte er in einer wohlüberlegten, höflichen Weise und dabei gleichzeitig mit einem starken Bewußtsein seiner eigenen Würde. Ich glaube, hätte man ihn gut gekleidet und als Grafen in einen hauptstädtischen Klub eingeführt, so hätte er sich auch da zurechtgefunden, Whist gespielt und in der Unterhaltung vorzüglich mitgesprochen, zwar nicht viel, aber eindrucksvoll, und man hätte vielleicht den ganzen Abend über nicht gemerkt, daß er kein Graf, sondern ein Landstreicher war. Ich sage das in vollem Ernste: eine solche Klugheit und schnelle, scharfe Auffassung besaß er. Außerdem hatte er schöne, elegante Manieren. Offenbar hatte er in seinem Leben schon viel gesehen. Übrigens war seine Vergangenheit in Dunkel gehüllt. Er gehörte bei uns zur besonderen Abteilung. Aber seit der Ankunft Jelkins, der zwar nur ein Bauer, aber ein sehr schlauer Bauer war, im Alter von ungefähr fünfzig Jahren stand und zu den Sektierern gehörte, begann Kulikows tierärztlicher Ruhm zu verblassen; in der Zeit von zwei Monaten hatte dieser ihm fast seine ganze Praxis in der Stadt weggenommen. Er hatte, und zwar mit großer Leichtigkeit, Pferde geheilt, die Kulikow schon längst aufgegeben hatte. Es war ihm sogar gelungen, solche zu heilen, die von den städtischen Tierärzten als unheilbar bezeichnet waren. Dieser Bauer war mit anderen zusammen wegen Falschmünzerei ins Gefängnis gekommen. Hatte er sich auf seine alten Tage an einer solchen Geschichte beteiligen müssen! Er selbst erzählte uns, indem er sich über sich selbst lustig machte, sie hätten aus drei echten Goldstücken nur ein einziges falsches hergestellt. Kulikow fühlte sich durch Jelkins tierärztliche Erfolge etwas gekränkt, durch die sogar sein Ansehen bei den Sträflingen beeinträchtigt wurde. Er hielt sich in der Vorstadt eine Geliebte, ging in einem plü-

schenen ärmellosen Wams, trug einen silbernen Ring, einen Ohrring und selbstverfertigte Stiefel mit farbiger Einfassung und sah sich nun auf einmal durch das Versiegen seiner Einnahmen genötigt, Branntweinhändler zu werden. Daher erwarteten alle, daß jetzt bei dem Ankaufe des neuen Braunen die beiden Feinde sich womöglich noch miteinander prügeln würden. Darauf warteten sie in neugieriger Spannung. Jeder der beiden hatte seine eigene Partei. Die Vormänner der beiden Parteien gerieten schon in Aufregung und begannen schon sich wechselseitig mit Schimpfworten zu traktieren. Jelkin selbst verzog schon sein schlaues Gesicht zu einem höchst sarkastischen Lächeln. Aber die Sache nahm einen anderen Gang: Kulikow dachte gar nicht daran zu schimpfen, verfuhr aber auch ohne Schimpfworte mit meisterhafter Geschicklichkeit. Zuerst hörte er in zurückhaltender Weise, ja sogar mit einer gewissen Achtung mit an, wie sein Rivale die Pferde kritisierte; aber als er ihn dann auf einem unrichtigen Ausdruck betraf, bemerkte er ihm in bescheidenem, aber nachdrücklichem Tone, daß er sich im Irrtum befinde, und ehe noch Jelkin Zeit fand, sich zu besinnen und sich zu verteidigen, bewies er ihm, daß er sich wirklich in dem und dem Punkte irre. Kurz, Jelkin war ganz unerwartet mit großer Kunst geschlagen, und obgleich er trotzdem den Vorrang behauptete, so war doch auch die Kulikowsche Partei zufrieden.

„Nein, Kinder“, sagten die Kulikowschen, „den schlägt man nicht so leicht aus dem Felde; der steht seinen Mann; ei ja!“

„Jelkin weiß mehr“, bemerkten die andern, aber in nachgiebigem Tone. Die Reden beider Parteien hatten auf einmal eine sehr versöhnliche Klangfärbung.

„Mehr wissen tut er eigentlich nicht; er hat nur eine leichtere Hand. Aber auch Kulikow braucht sich als Tierarzt nicht zu verstecken.“

„Nein, das braucht er nicht; er ist ein tüchtiger Mensch!“

„Nein, das braucht er nicht ...“

Endlich war der neue Braune ausgewählt und wurde nun gekauft. Es war ein prächtiges Pferdchen, jung, hübsch, kräftig, mit sehr liebem, lustigem Blick. Selbstverständlich war er auch in jeder andern Hinsicht tadellos. Man fing an zu handeln: der Verkäufer forderte dreißig Rubel; unsere Leute boten fünfundzwanzig. Es wurde hitzig und lange gehandelt, zugelegt und abgelassen. Endlich wurde die Sache den Sträflingen selbst lächerlich.

„Wirst du denn das Geld aus deinem eigenen Beutel nehmen?“ fragten manche. „Was hat das Handeln für Zweck?“

„Soll uns der Staatssäckel leid tun?“ riefen andere.

„Aber, Brüder, es ist doch immer Geld, das der Gesamtheit gehört ...“



„Der Gesamtheit! Na ja, da sieht man's: Dummköpfe, wie es sie bei uns gibt, braucht man nicht zu säen; die wachsen von selbst..."

Endlich kam der Handel mit achtundzwanzig Rubeln zustande. Es wurde dem Major Meldung gemacht, und dieser verfügte den Ankauf. Natürlich brachten die Sträflinge sofort Brot und Salz heraus und führten den neuen Braunen mit allen Ehren ins Gefängnis. Ich glaube, es gab keinen Sträfling, der ihm nicht bei dieser Gelegenheit den Hals geklopft oder das Maul gestreichelt hätte. Gleich an demselben Tage wurde der Braune angespannt, um Wasser zu holen, und alle paßten neugierig auf, wie der neue Braune seine Tonne würde angefahren bringen. Unser Wasserfahrer Roman betrachtete das neue Pferdchen mit außerordentlicher Zufriedenheit. Es war dies ein etwa fünfzigjähriger Bauer von wortkargem, gesetztem Wesen. Haben ja doch alle russischen Kutscher ein höchst gesetztes, ja schweigsames Wesen, wie wenn es wirklich seine Richtigkeit mit der Behauptung hätte, daß der beständige Umgang mit Pferden dem Menschen eine Art von besonderer Gesetztheit, ja von Würde verleihe. Roman war ein stiller Mensch, gegen jedermann freundlich, mit Worten sparsam; er schnupfte aus einer Dose und wartete seit unvordenklichen Zeiten im Gefängnis beständig die Braunen. Der neugekaufte war schon der dritte. Wir waren alle der Überzeugung, daß die braune Farbe zum Gefängnis passe, daß dies sozusagen die Spezialfarbe unseres Hauses sei. Dieser Ansicht stimmte auch Roman bei. Einen Schecken zum Beispiel hätten wir unter keinen Umständen gekauft. Das Amt eines Wasserfahrers blieb beständig wie auf Grund eines Rechtsanspruches in Romans Besitz, und nie wäre es bei uns jemandem in den Sinn gekommen, ihm dieses Recht streitig zu machen. Als der frühere Braune gefallen war, kam es niemandem, auch dem Major nicht, in den Sinn, Roman daraus irgendwelchen Vorwurf zu machen: es war eben Gottes Wille so gewesen und weiter nichts; Roman aber war ein guter Kutscher. Bald wurde der Braune der Liebling des Gefängnisses. Obgleich die Sträflinge im ganzen eine finstere, mürrische Gesellschaft waren, gingen sie doch oft hin, um ihn zu liebkosen. Ein häufiger Vorgang war dieser: wenn Roman vom Flusse zurückkam, machte er das Tor wieder zu, das ihm der Unteroffizier geöffnet hatte; der Braune aber stand, nachdem er in den Gefängnishof hereingegangen war, mit der Tonne da, wartete auf ihn und schielte nach ihm hin. Dann rief ihm Roman zu: „Geh nur allein!" und der Braune zog den Wagen sofort allein weiter bis zur Küche, wo er stehenblieb und auf die „Köchinnen" und Paraschniks wartete, die mit ihren Eimern kamen, um Wasser zu holen. „Bist ein kluger Kerl, Brauner!" riefen sie ihm zu. „Ganz allein ist er angefahren gekommen!... Wie hübsch er gehorcht!"

„Da sehe einer wirklich an: ist ein Tier und hat solchen Verstand!"

„Bist ein wackerer Bursche, Brauner!"

Der Braune schlug mit dem Kopfe hin und her und prustete, als ob er das Gesagte wirklich verstände und sich über das Lob freute. Und unfehlbar brachte ihm dann einer Brot und Salz. Der Braune fraß es und nickte wieder mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Ich kenne dich! Ich kenne dich! Ich bin ein liebes Pferdchen, und du bist ein guter Mensch!"

Auch ich brachte dem Braunen gern Brot. Es war ein Vergnügen, seine hübsche Schnauze zu betrachten und in der Handfläche seine weichen, warmen Lippen zu fühlen, die hurtig die Gabe erfaßten.

Überhaupt wären unsere Sträflinge imstande gewesen, Tiere zu lieben, und wäre es ihnen erlaubt gewesen, so hätten sie sich mit großer Freude eine Menge von Haustieren und Vögeln im Gefängnis gehalten. Und man möchte meinen, nichts sei in höherem Grade geeignet gewesen, den düsteren, tierischen Charakter der Sträflinge zu mildern und zu veredeln als eine solche Beschäftigung. Aber es war eben nicht erlaubt. Weder die bestehende Ordnung noch der Raum gestatteten es.

Dennoch gab es im Gefängnisse während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in demselben einige Tiere. Außer dem Braunen hatten wir Hunde, Gänse und den Ziegenbock Waska; auch ein Adler lebte eine Zeitlang bei uns.

Als ständiger Gefängnishund lebte bei uns, wie ich schon früher gesagt habe, Scharik, ein kluges, gutmütiges Tier, mit dem ich dauernd gut Freund war. Aber da der Hund überhaupt bei dem gesamten niederen Volke für ein unreines Tier gilt, das keine Beachtung verdient, so schenkte auch diesem Scharik bei uns fast niemand irgendwelche Beachtung. Der Hund lebte bei uns still für sich, schlief auf dem Hofe, fraß die Küchenabfälle, erregte bei niemandem ein besonderes Interesse, kannte aber alle und betrachtete alle im Gefängnisse als seine Herren. Wenn die Sträflinge von der Arbeit zurückkamen, so lief er schon, sobald am Wachthause „Gefreiter!" gerufen wurde, zum Tore, begrüßte jeden Trupp freundlich, wedelte mit dem Schwanze und sah jedem Eintretenden vergnügt in die Augen, als erwarte er wenigstens eine kleine Liebkosung. Aber viele Jahre hindurch wurde ihm eine solche von niemandem zuteil außer von mir. Dafür liebte er mich auch mehr als alle andern. Ich erinnere mich nicht, auf welche Weise später ein anderer Hund, namens Bjelka, zu uns ins Gefängnis kam. Einen dritten, Kultjapka, zog ich selbst auf, nachdem ich ihn als noch ganz junges Tier von der Arbeit mitgebracht hatte. Bjelka war ein sonderbares Geschöpf. Es hatte ihn einmal jemand mit einem Wagen überfahren, und sein

Rücken war infolgedessen nach innen gebogen, so daß, wenn er lief, es von weitem manchmal aussah, als liefen da zwei weiße zusammengewachsene Tiere. Außerdem war er am ganzen Leibe räudig und hatte eitrige Augen; den kahlen, fast ganz haarlosen Schwanz trug er beständig eingeklemmt. Vom Schicksal übel behandelt, hatte er sich offenbar dafür entschieden, demütig zu sein. Niemals bellte oder knurrte er jemanden an; das schien er gar nicht zu wagen. Er lebte größtenteils hinter den Kasernen, um dort seine Nahrung zu suchen; wenn er aber einen von unsern Leuten erblickte, so warf er sich sofort, schon in einer Entfernung von mehreren Schritten, zum Zeichen der Demut auf den Rücken: „Tu mit mir, was dir beliebt", hieß das; „du siehst, ich denke nicht daran, mich zu widersetzen." Und jeder Sträfling, vor dem er sich hinwarf, pflegte ihm, wie wenn er das unbedingt für seine Pflicht gehalten hätte, einen Stoß mit dem Stiefel zu versetzen. „Da, du Biest!" sagten die Sträflinge mitunter dabei. Aber Bjelka wagte nicht einmal aufzuheulen, und nur wenn es ihm gar zu weh tat, hörte man ein unterdrücktes, klägliches Winseln. Ebenso warf er sich auch vor Scharik auf den Rücken und vor jedem andern Hunde, wenn er einmal in seinen eigenen Angelegenheiten aus dem Bereiche des Gefängnisses hinausgelaufen war. Wenn ein großer Hund mit hängenden Ohren unter heftigem Gebell auf ihn zustürzte, dann pflegte er sich auf den Rücken zu werfen und demütig dazuliegen. Aber die Hunde haben es gern, wenn ihresgleichen sich gegen sie demütig und unterwürfig benehmen. Der wütende große Hund war sofort besänftigt, blieb gewissermaßen nachdenklich über dem unterwürfigen Hunde stehen, der mit den Beinen nach oben vor ihm lag, und begann langsam und mit größtem Interesse ihn an allen Körperteilen zu beriechen. Was mochte unterdessen der am ganzen Leibe zitternde Bjelka denken? Wahrscheinlich ging ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wie nun? Wird mich das Untier zerreißen?" Aber nachdem der große Hund ihn aufmerksam berochen hatte, ließ er ihn schließlich liegen, da er an ihm nichts besonders Interessantes gefunden hatte. Bjelka sprang sogleich auf und lief, wenn es sich so traf, wieder hinkend hinter einer langen Reihe von Hunden her, die einer Hündin nachfolgten. Und obgleich er recht wohl wußte, daß er niemals die nähere Bekanntschaft dieser Hündin machen werde, so war doch schon das für ihn ein Trost in seinem Unglück, wenn er auch nur von weitem nachhinken konnte. Allen Ehrgeiz hatte er offenbar völlig fahren lassen. Da ihm jede Möglichkeit, in der Zukunft Karriere zu machen, genommen war, so lebte er nur noch für das Fressen und war sich dessen vollständig bewußt. Ich versuchte einmal, ihn zu liebkosen; das war für ihn etwas so Neues und Unerwartetes, daß er sich plötzlich mit allen vier Pfo-



ten und dem ganzen Leibe auf die Erde duckte, an allen Gliedern zitterte und vor Rührung laut zu winseln anfing. Aus Mitleid liebkoste ich ihn von da an häufiger. Dafür konnte er mir auch gar nicht mehr begegnen ohne vor Freude zu winseln. Wenn er mich nur von ferne erblickte, so winselte und winselte er schon in einer geradezu krankhaften Weise, die ordentlich weinerlich klang. Sein Ende fand er in der Weise, daß ihn außerhalb des Gefängnisses auf dem Walle andere Hunde zerrissen.

Einen ganz andern Charakter hatte Kultjapka. Warum ich ihn als noch ganz junges blindes Tier aus einer Werkstatt in das Gefängnis mitbrachte, weiß ich nicht. Es machte mir Vergnügen, ihn zu füttern und großzuziehen. Scharik nahm ihn sofort unter seinen Schutz und schlief mit ihm zusammen. Als Kultjapka heranwuchs, erlaubte er ihm, ihn in die Ohren zu beißen, ihn am Fell zu zwacken und mit ihm zu spielen, wie kleine Hunde gewöhnlich mit ausgewachsenen spielen. Sonderbar war, daß Kultjapka fast nicht in die Höhe wuchs, sondern immer nur in die Länge und Breite. Er hatte ein zottiges Fell von einer hellen mausgrauen Farbe; das eine Ohr wuchs nach unten, das andere nach oben. Er hatte ein feuriges, enthusiastisches Temperament wie jeder junge Hund, der vor Freude, seinen Herrn wiederzusehen, gewöhnlich winselt, aufbellt, an ihm in die Höhe springt, um ihm das Gesicht zu lecken, und gleich auf der Stelle vor dessen Augen seine Gefühle auch in anderer Weise an den Tag legt: „wenn nur mein Entzücken sichtbar wird", denkt er; „die äußeren Anstandsregeln haben nichts zu bedeuten!" Ich mochte sein, wo ich wollte, auf den Ruf: „Kultjapka!" erschien er plötzlich aus irgendeinem Winkel wie aus der Erde gewachsen und flog mit entzücktem Gewinsel auf mich zu, wobei er unterwegs wie eine Kugel rollte und sich überschlug. Ich hatte dieses kleine Ungeheuer schrecklich lieb. Es schien, daß das Schicksal für dasselbe ein behagliches Dasein und nur Freuden in Bereitschaft hielt. Aber eines schönen Tages wandte der Sträfling Njëustrojew, der sich mit der Anfertigung von Frauenschuhen und der Bearbeitung von Fellen beschäftigte, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu. Es war ihm plötzlich an dem Tiere etwas aufgefallen. Er rief Kultjapka zu sich, befühlte sein Fell und wälzte ihn freundlich mit dem Rücken auf der Erde umher. Kultjapka, der nichts Böses ahnte, winselte vor Vergnügen. Aber gleich am nächsten Morgen war er verschwunden. Ich suchte ihn lange; es war, als hätte ihn die Erde eingeschluckt; und erst nach zwei Wochen klärte sich alles auf: Njëustrojew hatte an Kultjapkas Fell besonderes Wohlgefallen gefunden. Er hatte es ihm abgezogen, gegerbt und damit ein Paar samtne Winterhalbstiefel gefüttert, die die Gattin des Auditeurs bei ihm bestellt hatte. Er zeigte mir auch die Halb-

stiefel, als sie fertig waren. Das Fell nahm sich wundervoll aus. Armer Kultjapka!

Bei uns im Gefängnisse beschäftigten sich viele mit der Bearbeitung von Fellen und brachten oft Hunde mit schönem Fell mit nach Hause, die dann sofort verschwanden. Manche dieser Tiere hatten sie gestohlen, andere auch gekauft. Ich erinnere mich, daß ich einmal hinter den Küchen zwei Sträflinge sah. Sie beratschlagten über etwas und waren dabei sehr eifrig. Einer von ihnen hielt an einem Stricke einen prachtvollen, großen, schwarzen Hund, offenbar von teurer Rasse. Ein nichtswürdiger Diener hatte ihn seinem Herrn entführt und an unsere Schuhmacher für dreißig Kopeken Silber verkauft. Die Sträflinge schickten sich an, ihn aufzuhängen. Der weitere Hergang war dann sehr einfach: das Fell wurde abgezogen und der Kadaver in die große, tiefe Mistgrube geworfen, die sich im hintersten Winkel unseres Hofes befand und im Sommer bei starker Hitze furchtbar stank; sie wurde nur selten ausgeräumt. Der arme Hund schien das Schicksal, das seiner harrte, zu begreifen. Forschend und unruhig blickte er uns drei der Reihe nach an und wagte es nur ab und zu, mit seinem buschigen Schwanz, den er meist eingeklemmt hielt, zu wedeln, als suchte er uns durch dieses Zeichen seines Zutrauens zu uns milder zu stimmen. Ich ging schnell weg; sie aber brachten selbstverständlich ihr Geschäft glücklich zu Ende.

Auch Gänse waren zufällig unsere Hausgenossen geworden. Wer sie aufzog, und wem sie eigentlich gehörten, weiß ich nicht; aber eine Zeitlang bereiteten sie den Sträflingen viel Amüsement und wurden sogar in der Stadt bekannt. Sie waren im Gefängnis ausgebrütet worden und wurden in der Küche gehalten. Als die Brut heranwuchs, da gewöhnten sie es sich alle an, als schnatternder Haufe mit den Sträflingen zur Arbeit zu gehen. Sowie die Trommel erscholl und wir Sträflinge uns nach dem Ausgang hin in Bewegung setzten, liefen auch unsere Gänse schreiend mit ausgebreiteten Flügeln hinter uns her, sprangen eine nach der andern über die hohe Schwelle des Pförtchens am Tore und begaben sich unfehlbar nach dem rechten Flügel, wo sie sich aufstellten und warteten, bis die Verteilung in einzelne Trupps beendet war. Sie schlossen sich immer dem größten Trupp an und weideten während der Arbeit irgendwo in der Nähe. Kaum aber brach der Trupp nach Beendigung der Arbeit auf, um wieder ins Gefängnis zurückzukehren, so setzten auch sie sich in Bewegung. In der Festung verbreitete sich das Gerücht, daß Gänse mit den Sträflingen zur Arbeit zögen. „Seht mal, da kommen die Sträflinge mit ihren Gänsen", sagten oft die Begegnenden; „wie habt ihr ihnen das nur beigebracht?" „Da habt ihr etwas für die Gänse", fügte ein anderer hinzu und reichte uns ein Almosen. Aber trotz all

ihrer treuen Anhänglichkeit wurden sie einmal zum ersten Fleischtage nach der Fastenzeit alle geschlachtet.

Dagegen hätten die Sträflinge unsern Ziegenbock Waska um keinen Preis geschlachtet, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre. Ich weiß auch hier wieder nicht, woher er zu uns gekommen war, und wer ihn gebracht hatte; aber plötzlich befand sich im Gefängnis ein kleiner, weißer, allerliebster Ziegenbock. Im Laufe weniger Tage gewannen ihn bei uns alle lieb und hatten an ihm ihr Amüsement, ja ihre Erquickung. Sie fanden auch einen Grund, weshalb sie ihn halten müßten: da ein Pferdestall im Gefängnis sei, müsse notwendigerweise auch ein Ziegenbock gehalten werden. Jedoch hielt er sich nicht im Pferdestalle auf, sondern anfangs in der Küche, dann aber im ganzen Gefängnisse. Er war ein überaus graziöses, überaus mutwilliges Geschöpf. Er kam herbeigelaufen, wenn man ihn rief, sprang auf Bänke und Tische, stieß sich mit den Sträflingen und war immer lustig und guter Dinge. Einmal, als ihm schon ordentliche Hörnchen gewachsen waren, kam eines Abends der Lesghier Babai, der mit einer Menge anderer Sträflinge auf den Stufen vor der Tür der Kaserne saß, auf den Einfall, sich mit ihm zu stoßen. Sie waren schon längere Zeit mit den Stirnen gegeneinander geprallt (das war ein Lieblingsvergnügen der Sträflinge mit dem Bocke), als Waska auf einmal auf die oberste Treppenstufe sprang und, sowie Babai sich zur Seite wandte, sich sofort auf die Hinterbeine hob, die Vorderhufe an den Leib drückte und mit voller Wucht Babai ins Genick stieß, so daß dieser kopfüber von der Treppe hinunterflog, zum Entzücken aller Anwesenden und vor allem Babais selbst. Kurz, alle hatten Waska sehr gern. Als er herangewachsen war, wurde infolge einer gemeinsamen, ernsten Beratung an ihm eine gewisse Operation vorgenommen, die unsere Tierärzte vorzüglich auszuführen verstanden. „Sonst wird er bockig riechen", sagten die Sträflinge. Hierauf begann Waska furchtbar fett zu werden. Er wurde aber auch zum Platzen gefüttert. Zuletzt wurde er ein sehr schöner, großer Bock mit sehr langen Hörnern und außerordentlicher Leibesfülle. Wenn er ging, watschelte er ordentlich. Auch er gewöhnte sich, mit uns zur Arbeit zu gehen, zur Erheiterung der Sträflinge und des begegnenden Publikums. Alle Leute kannten den Gefängnisbock Waska. Manchmal, wenn wir am Ufer des Flusses arbeiteten, rissen die Sträflinge biegsame Weidenruten ab, holten noch Laub dazu, pflückten auf dem Walle Blumen und schmückten mit alledem unsern Waska: sie umwanden ihm die Hörner mit Zweigen und Blumen und behängten ihm den ganzen Leib mit Girlanden. So kehrte dann Waska, immer an der Spitze der Sträflinge, ausgeputzt und verziert in das Gefängnis zurück; sie aber gingen hinter ihm her und



waren den Passanten gegenüber ordentlich stolz auf ihn. Diese Liebe zu dem Bocke ging so weit, daß einige von ihnen, wie Kinder, sogar auf den Einfall kamen, ob man dem lieben Waska nicht die Hörner vergolden solle. Aber es wurde nur davon geredet, ohne daß es zur Ausführung gekommen wäre. Ich erinnere mich übrigens, daß ich Akim Akimowitsch, unsern besten Goldarbeiter nach Isai Fomitsch, fragte, ob es wirklich möglich sei, dem Bocke die Hörner zu vergolden. Er betrachtete zunächst aufmerksam den Bock, dachte ernsthaft nach und antwortete dann, daß es vielleicht möglich sei, aber nicht dauerhaft sein werde und überdies gar keinen Zweck habe. Damit endete die Sache. Und Waska hätte lange im Gefängnis gelebt und wäre vielleicht an Atemnot gestorben, wenn er nicht eines Tages, als er ausgeputzt und geschmückt an der Spitze der Sträflinge von der Arbeit zurückkehrte, dem Major begegnet wäre, der in seinem Wagen fuhr. „Halt!" brüllte dieser; „wem gehört der Bock?" Man setzte es ihm auseinander. „Wie? Ein Ziegenbock im Gefängnis, und ohne meine Erlaubnis! Unteroffizier!" Der Unteroffizier erschien, und der Major gab sogleich Befehl, den Bock zu schlachten, das Fell abzuziehen, es auf dem Markte zu verkaufen, den Erlös in die staatliche Gefängniskasse zu tun, das Fleisch aber den Sträflingen in die Kohlsuppe zu geben. Im Gefängnis wurde lebhaft darüber geredet; man bedauerte den Bock, wagte aber doch nicht, ungehorsam zu sein. Waska wurde über unserer Mistgrube geschlachtet. Das Fleisch kaufte einer der Sträflinge im ganzen und zahlte an das Gefängnis dafür anderthalb Silberrubel. Für dieses Geld wurden Kringel gekauft; das Fleisch aber verkaufte der Käufer Waskas im einzelnen an seine Bekannten zum Braten. Es erwies sich wirklich als außerordentlich wohlschmeckend.

Eine Zeitlang lebte bei uns im Gefängnisse auch ein Adler, aus der Spezies der kleinen Steppenadler. Er war von jemand, verwundet und abgemattet, ins Gefängnis gebracht worden. Die ganze Sträflingsschar umringte ihn; er konnte nicht fliegen; der rechte Flügel hing auf die Erde, und das eine Bein war verrenkt. Ich erinnere mich, wie er grimmig um sich schaute, die neugierige Menge anblickte und seinen krummen Schnabel aufsperrte, gewillt, sein Leben teuer zu verkaufen. Als sie ihn genugsam betrachtet hatten und auseinandergingen, hinkte er, auf einem Beine hüpfend und mit dem gesunden Flügel schlagend, nach dem fernsten Ende des Gefängnishofes, wo er sich in eine Ecke drückte und seinen Körper dicht an die Palisaden preßte. Dort lebte er bei uns etwa drei Monate und kam während dieser ganzen Zeit kein einziges Mal aus seinem Winkel heraus. Anfangs gingen die Sträflinge häufig zu ihm hin, um ihn zu besehen, und hetzten auch den Hund auf ihn. Scharik stürzte wütend auf ihn los,

fürchtete sich aber offenbar, ihm zu nahe zu kommen, was die Sträflinge sehr amüsierte. „So ein Tier!“ sagten sie; „will sich nicht ergeben!“ Später fing auch Scharik an, ihm übel mitzuspielen; seine Furcht war verschwunden, und wenn er angehetzt wurde, verstand er es geschickt, den Adler an dem kranken Flügel zu packen. Der Adler verteidigte sich aus Leibeskräften mit dem Schnabel und blickte stolz und wild, wie ein verwundeter König, in seine Ecke gedrückt, auf die Neugierigen, die gekommen waren, um ihn sich anzusehen. Schließlich wurde er allen langweilig; alle hörten auf, sich um ihn zu kümmern, und vergaßen ihn, und doch konnte man täglich ein paar Stückchen frisches Fleisch und ein Schälchen mit Wasser neben ihm sehen. Es sorgte also doch noch jemand für ihn. Er wollte anfänglich auch nicht fressen und fraß mehrere Tage nicht; endlich begann er doch Nahrung zu sich zu nehmen, aber niemals aus der Hand oder in Gegenwart von Menschen. Es machte sich mehrmals so, daß ich ihn aus der Ferne beobachten konnte. Wenn er niemanden sah und allein zu sein glaubte, so entschloß er sich manchmal, eine kleine Strecke aus seiner Ecke hervorzukommen und ungefähr zwölf Schritte von seinem Platze an dem Palisadenzaune entlang zu hinken; dann kehrte er wieder zurück; dann kam er wieder heraus, gerade als ob er sich Bewegung machen wollte. Wenn er mich erblickte, eilte er sofort, so schnell er konnte, hinkend und hüpfend nach seinem Platze hin, warf den Kopf zurück, öffnete den Schnabel, sträubte das Gefieder und machte sich unverzüglich zum Kampfe fertig. Durch keine Freundlichkeiten vermochte ich ihn zu besänftigen; er biß und schlug um sich, nahm kein Fleisch von mir an und sah mir die ganze Zeit über, während ich bei ihm stand, unverwandt mit seinem wütenden, durchdringenden Blicke in die Augen. Einsam und ingrimmig erwartete er den Tod; er traute niemandem und versöhnte sich mit niemandem. Endlich erinnerten sich die Sträflinge gleichsam wieder an ihn, und obgleich zwei Monate lang niemand sich um ihn gekümmert, niemand auch nur an ihn gedacht hatte, so wurde doch auf einmal bei allen ein Gefühl des Mitleids gegen ihn rege. Es wurde die Meinung geäußert, man müsse den Adler wegschaffen. „Mag er immerhin krepieren, aber nicht im Gefängnis“, sagten manche.

„Versteht sich; er ist ein freier, grimmiger Vogel; der läßt sich nicht an das Gefängnis gewöhnen“, stimmten ihnen andere bei.

„Er ist eben von anderer Art als wir“, fügte jemand hinzu.

„Da hast du einen rechten Unsinn gesagt; er ist ja doch ein Vogel, und wir sind Menschen.“

„Der Adler, Brüder, ist der König der Wälder . . .“ fing Skuratow an; aber sie hörten diesmal nicht nach ihm hin.

Einmal, nach dem Mittagessen, als die Trommel zur Arbeit rief, nahmen sie den Adler und trugen ihn aus dem Gefängnisse hinaus; den Schnabel drückte ihm dabei der Träger mit der Hand zusammen, weil er wild um sich hackte. Sie gelangten zum Walle. Die etwa zwölf Mann, die zu diesem Trupp gehörten, waren neugierig, zu sehen, wohin der Adler sich wenden werde. Merkwürdig: alle waren eigentümlich zufrieden, als ob sie selbst in gewissem Grade die Freiheit erhielten.

„Nun sehe mal einer den Racker; man tut ihm Gutes, und er beißt immer um sich!" sagte derjenige, der ihn hielt, und sah den wütenden Vogel dabei fast liebevoll an.

„Laß ihn los, Mikitka!"

„Das Eingeschlossensein ist nichts für ihn. Gib ihm die Freiheit, die volle Freiheit!"

Sie warfen den Adler vom Walle in die Steppe hinab. Es war spät im Herbst, an einem kalten, trüben Tage. Der Wind pfiff über die kahle Steppe und rauschte in den Büscheln von gelb und trocken gewordenem Steppengrase. Der Adler beeilte sich, mit dem gesunden Flügel schlagend, von uns geradeswegs nach irgendwelcher Richtung hin fortzukommen. Die Sträflinge verfolgten ihn neugierig mit den Augen, wie sein Kopf durch das Gras huschte.

„Nun seht mal den!" sagte einer nachdenklich.

„Und er sieht sich nicht um!" fügte ein anderer hinzu. „Nicht ein einziges Mal hat er sich umgesehen, Brüder; er läuft und läuft!"

„Dachtest du, er würde noch einmal umkehren, um sich zu bedanken?" bemerkte ein dritter.

„Das macht die Freiheit. Er hat die Freiheit verspürt."

„Jawohl, die Freiheit."

„Jetzt ist er nicht mehr zu sehen, Brüder . . ."

„Was steht ihr da? Marsch!" riefen die Begleitsoldaten, und alle begaben sich langsam und schweigend zur Arbeit.

Bret Harte

Sylvesters Kindchen

In einem kleinen Goldgräberlager der kalifornischen Sierras lernte ich ihn zuerst in seiner ganzen grotesken Lieblichkeit kennen.

Ich war früh am Morgen angelangt, aber nicht früh genug, um des Freundes habhaft zu werden, dem mein Besuch galt. Er war „Gold muten" gegangen – so wurde mir am Flusse gesagt – und würde wahrscheinlich erst in später Nachmittagsstunde zurückkehren. Welche Richtung er eingeschlagen hatte, vermochte man mir nicht anzugeben; auch glaubten sie nicht, daß ich ihn finden würde, wenn ich ihm folgte. Die allgemeine Ansicht war, daß ich am besten täte zu warten.

Ich stand am Ufer des Flusses und sah mich um. Augenscheinlich waren die Menschen, mit denen ich gesprochen hatte, außer mir die einzigen weit und breit, und selbst die verschwanden schon wieder aus meinem Gesichtskreise, da sie gerade die steile Böschung hinab nach dem trockenen Flußbette zu gingen.

Ich trat auf die Böschung und fragte, wo ich denn warten sollte.

Oh, irgendwo – wenn ich wollte, da unten bei ihnen auf der Sandbank im Flußbett, wo sie arbeiteten. Oder ich könnte mir's ja auch in einer der Hütten, die ich ringsherum zerstreut finden würde, gemütlich machen. Oder vielleicht würde ich es kühler und angenehmer in der Hütte meines Freundes finden, da drüben auf dem Hügel ... Ob ich die drei großen Zuckerfichten und ein bißchen rechts davon das Dach aus Segeltuch und den Schornstein über das Gebüsch gucken sähe? ... Nun, das wäre Dick Sylvesters Hütte. Mein Pferd könnte ich dort in der kleinen Schlucht anpflöcken und mich da so lange herumdrücken, bis er käme. Auch einige Bücher würde ich in der Bude finden, mit denen könnte ich mich amüsieren, oder ich könnte ja auch mit dem Kindchen spielen.

Womit?

Aber sie waren bereits fort. Ich lehnte mich über den Uferrand hinaus und rief den verschwindenden Gestalten nach: „Womit könnte ich spielen, sagtet ihr?"

Die Antwort kam langsam durch die heiße träge Luft zu mir herauf: „Mit – dem – Kind – chen!"

Schläfrige Echos fingen die Frage auf und warfen sie gemächlich von einer Bergwand zur andern, bis der kahle Berg mir gegenüber irgendeine unzusammenhängende Bemerkung über das Kindchen machte; dann war alles still.

Ich mußte nicht richtig verstanden haben. Mein Freund war kein Familienvater, vierzig Meilen rings um das Lager gab es kein einziges weibliches Wesen, und ein so leidenschaftlicher Kinderfreund war er niemals gewesen, um einen so kostspieligen Luxusartikel zu importieren. Ich mußte nicht richtig verstanden haben.

Ich wandte den Kopf meines Pferdes dem Hügel zu. Als wir langsam den schmalen Pfad hinaufkletterten, hätte man die kleine Ansiedlung für eine ausgegrabene pompejanische Vorstadt halten mögen, so verlassen und schweigsam lagen ihre Behausungen da. Die offenen Türen zeigten deutlich das roh ausgestattete Innere einer jeden – den groben Fichtentisch, auf dem noch die spärlichen Gerätschaften des Morgenmahles standen, die hölzerne Pritsche mit ihren unordentlich umherliegenden wollnen Decken.

Eine goldglänzende Eidechse lag wie ein Genius der Ruhe auf der Schwelle einer Hütte, ein Eichhörnchen guckte spitzbübisch verschämt zu den Fenstern einer anderen herein; ein Specht – sie sehen alle wie Leichenbesorger aus, die einen Sarg zuhämmern – hielt, als ich mit meinem Pferde vorüberkam, in seiner Berufsarbeit auf dem Dache inne.

Einen Augenblick bedauerte ich beinahe, daß ich die Einladung, in dem Flußbett zu warten, nicht angenommen hatte; allein im nächsten fegte eine Brise die lange dunkle Schlucht herauf, und die harrenden Fichtenreihen drüben neigten sich grüßend zu mir herüber. Ich glaube, mein Pferd begriff ebensogut wie ich, daß es die Hütten waren, welche die Einsamkeit mit der Erinnerung an Menschen erfüllten und deshalb unerträglich machten; denn es beschleunigte seine Schritte und brachte mich in einem sanften Trabe bald an den Saum des Waldes und zu den drei Fichten, die gleich Reiterwachen vor Sylvesters Hütte Vorposten standen.

Ich nahm meinem Pferde in der kleinen Schlucht das Reitzeug ab, schnürte die lange Riata vom Sattelbogen, band es damit an einen jungen Baum und

wandte mich der Hütte zu. Aber ich war erst einige Schritte gegangen, als ich hinter mir ein rasches Traben vernahm – und siehe da, mein armer Pomposo, am ganzen Körper vor Furcht zitternd, war mir dicht auf den Fersen.

Ich ließ meine Blicke rasch umherschweifen. Die Brise hatte sich wieder gelegt; nichts als ein gelegentlicher Atemzug aus der tiefen Brust des Waldes, mehr einem langen Seufzer als einem artikulierten Tone gleichend, oder das trockene Gezirp einer Zikade in der glutheißen Schlucht ließ sich vernehmen. Sorgfältig untersuchte ich den Grund nach Klapperschlangen, allein vergebens. Und doch zitterte Pomposo von seinem gewölbten Nacken bis zu seinen empfindlichen Hanken, sogar seine Flanken bebten vor Entsetzen.

Ich beruhigte das Tier, so gut ich konnte, schritt dann auf den Saum des Waldes zu und blickte in seine düstern Tiefen hinein. Das helle Aufflimmern eines Vogelfittichs oder das rasche Vorbeischießen eines Eichhörnchens war alles, was ich bemerkte. Ich muß gestehen, daß mich etwas wie abergläubische Erwartung beschlich, als ich wieder auf die Hütte zuschritt. Ein Elfenkind, in einer kostbaren Wiege ruhend, von Titania und ihrem Gefolge gehütet, würde mich nicht überrascht haben; ich fürchte, ich begann zuversichtlich eine schlummernde Prinzessin zu erwarten, die diese Einöde durch ihr Erwachen wieder mit Leben und Tätigkeit erfüllen und die ich ohne Zaudern geküßt haben würde.

Aber nichts von alledem fand ich. Die Zeugen für den feinen Geschmack und den Ordnungssinn meines Freundes traten mir entgegen: Der Herd war auf das gewissenhafteste reingefegt, die Tierfelle, die den Boden und die Möbel bedeckten, waren malerisch geordnet, und die gestreifte Serapa lag zusammengefaltet auf dem hölzernen Bett. Die Wände waren phantastisch mit Abbildungen aus der Londoner illustrierten Zeitung tapeziert, über dem Kamin hing Emersons Porträt in Holzschnitt, wunderlich umrahmt von Elsterflügeln; hier befanden sich auf einem schwebenden Bücherbrett die wenigen Lieblingsbücher, dort auf dem Bett lag die letzte Nummer des „Punch" ... Armer Dick! Der Mehlsack war bisweilen leer, aber der feine Satiriker unterließ es selten, dir seinen wöchentlichen Besuch abzustatten.

Ich warf mich auf das Bett und versuchte zu lesen. Aber bald war mein Interesse an der Bibliothek meines Freundes erschöpft, und so lag ich müßig und sah durch die offene Tür nach dem grünen Hügelgelände drüben. Die Brise erhob sich wieder, und eine wonnige Kühle, gemischt mit dem herrlichen Balsam der Wälder, huschte durch die Hütte. Das einschläfernde Gesumm der Hummeln draußen an dem Segeltuchdache, das schwache Krächzen der Saatkrähen auf dem gegenüberliegenden Berge und die Ermüdung, die mein Mor-

genritt verursacht hatte, begannen mir die Augenlider zu senken. Zum Schutz gegen die erfrischende Waldbrise zog ich die Serapa über mich und war in wenigen Augenblicken eingeschlummert.

Ich erinnere mich nicht, wie lange ich geschlafen habe. Indes muß ich mir während meines Schlummers bewußt gewesen sein, wie schwierig es war, mich mit der Serapa zugedeckt zu halten, denn ein- oder zweimal wachte ich darüber auf, wie sie über das Fußende des Bettes hin verschwinden wollte und ich mit einem verzweifelten Griff nach ihr faßte. Dann erwachte ich plötzlich, um zu bemerken, daß meine Anstrengungen, sie festzuhalten, an einer ebenso beharrlichen Kraft Widerstand fanden; und als ich die Decke losließ, sah ich zu meinem Entsetzen, daß sie rasch unter das Bett gezogen wurde.

Da richtete ich mich auf, vollständig wach. Unmittelbar darauf begann etwas unter dem Bette hervor aufzutauchen, das wie ein Riesenmuff aussah. Im nächsten Augenblick war es ganz zum Vorschein gekommen und schleppte die Serapa hinter sich her. Kein Zweifel mehr: es war ein Bärenkindchen – freilich nur erst ein Säugling, eine hilflose Rolle von Fett und Pelz, aber unverkennbar das Junge eines Bären!

Ich kann mich auf nichts besinnen, das so unwiderstehlich komisch gewesen wäre wie der Anblick, als es seine kleinen verwunderten Augen langsam zu den meinigen erhob. Es war in der Gegend der Hüfte bedeutend größer als in den Schultern; seine Vorderbeine waren so unverhältnismäßig klein, daß die Hinterbeine sich beim Gehen beständig den Vortritt anmaßten. Es kollerte in einem fort vornüber auf seine spitze unschuldige Nase, um nach diesen unwillkürlichen Purzelbäumen immer von neuem mit aufrichtigstem Erstaunen wieder aufzustehen. Das Komische seiner Erscheinung erhöhte der Umstand, daß eines seiner Hinterbeine mit einem von Sylvesters Schuhen geschmückt war, in den es zufällig getreten sein mußte und von dem es sich nicht wieder befreien konnte. Da dies seinen ersten Antrieb zur Flucht einigermaßen hemmte, wandte es sich nach mir um und machte dann halt, vermutlich weil es in dem Fremden dieselbe Spezies erkannte, zu der sein Herr gehörte. Alsdann richtete es sich auf seinen Hinterbeinen langsam auf und bewegte unbestimmt und bittend ein mit kleinen stählernen Haken befranstes Kinderpfötchen hin und her. Ich ergriff das Pfötchen und schüttelte es ernsthaft. Von dem Augenblick an waren wir Freunde. Die kleine Geschichte mit der Serapa war vergessen.

Indes war ich doch so klug, unsere Freundschaft durch einen Akt zarter Aufmerksamkeit zu besiegeln. Der Richtung seiner Augen folgend, entdeckte ich



ohne besondere Mühe auf einem Brett in der Nähe der Firststangen die Büchse mit den viereckigen Klümpchen weißen Zuckers, die man auch beim ärmsten Goldgräber selten vermißt. Während das Tier den Zucker verspeiste, hatte ich Gelegenheit, es mir näher zu betrachten.

Seine Körperfarbe war ein seidenartiges dunkles, schattiertes Grau, das an den Pfoten und der Schnauze in Schwarz überging. Die Haare seines Pelzes waren außerordentlich lang und dicht und so weich wie Daunen; die Fleischpolster darunter erinnerten in ihrem Gefüge und ihren Umrissen ganz an die eines Kindes. Es war noch so jung, daß die Innenflächen seiner halb menschlichen Füße noch zarter waren als die eines Wickelkindes. Außer den glänzend stahlblauen, halb in den kleinen Zehen versteckten Krallen war durchaus nichts Herbes an seiner fetten Gestalt zu bemerken. Es war so frei von Ecken wie nur irgendeiner von Ledas Sprößlingen. Die liebkosende Hand versank gleichsam mit träumerischem Behagen in seinem Pelz. Das Betrachten war ein Sinnenrausch, es zu streicheln eine wahre Wonne; das Tierchen umarmen hieß auf seine Verstandeskräfte verzichten.

Als Jung-Petz mit dem Zucker fertig war, rollte er mit einem halb mißtrauischen, halb einladenden Blick zur Tür hinaus, als erwarte er, daß ich ihm folge. Das tat ich denn auch. Allein das Schnüffeln und Schnaufen des scharf witternden Pomposo abseits in der Schlucht klärte mich nicht nur über die Ursachen seines vorherigen Schreckens auf, sondern veranlaßte mich auch, eine andere Richtung einzuschlagen.

Nach kurzem Zaudern entschloß sich der Kleine, mich zu begleiten. Freilich überzeugte mich ein gewisser teuflischer Blick, daß er vollkommen verstanden hatte und sich über Pomposos Furcht diebisch freute. Während er an meiner Seite in einer Gangart dahinrollte, die der eines betrunkenen Matrosen nicht unähnlich war, entdeckte ich, daß sein langes Haar ein ledernes Halsband verbarg, dessen Inschrift das einzige Wort „Kindchen“ war. Da erinnerte ich mich des geheimnisvollen Winkens der beiden Goldgräber unten am Flusse. Das also war das „Kindchen“, mit dem ich spielen sollte.

Wie wir wirklich „spielten“, wie Kindchen mir gestattete, es den Hügel hinabzutrudeln, worauf es dann jedesmal wieder in der vorzüglichsten Laune heraufkrabbelte; wie es auf einen jungen Baum kletterte, um meinen Panamahut herunterzuholen, den ich auf die höchsten Zweige hinaufgeschleudert hatte; wie es sich weigerte, nachdem es den Hut erwischt hatte, früher wieder herunterzukommen, als bis es ihm beliebte; wie es, als es wieder unten war, hartnäckig auf drei Beinen marschierte und meinen zu einer formlosen Masse zerknitterten

Hut mit dem vierten an die Brust gedrückt trug; wie ich es endlich verlor und es schließlich in einer der menschenleeren Hütten auf einem Tisch sitzend wieder entdeckte, eine Sirupflasche zwischen den Pfoten, vergebens bemüht, an den Inhalt heranzukommen – mit diesen und anderen Einzelheiten jenes ereignisvollen Tages will ich den Leser jetzt nicht behelligen. Es genüge zu bemerken, daß ich, als Dick Sylvester zurückkehrte, herzlich müde war und das Kindchen zu einem Riesenpolster zusammengerollt am Fußende des Bettes lag und schlief.

Sylvesters erste Worte nach der Begrüßung waren: „Ist der kleine Petz nicht großartig?"

„Prächtig. Wo hast du ihn her?"

„Ich zog ihn unter seiner toten Mutter hervor, fünf Meilen von hier", antwortete Dick, indem er sich seine Pfeife ansteckte. „Traf sie aus einer Entfernung von mehr als hundertfünfzig Fuß. Blattschuß: rührte sich gar nicht mehr. Kindchen kroch hervor, geängstigt, aber unverletzt. Die Alte muß es in der Schnauze getragen und, als sie mich gewahrte, fallen gelassen haben; denn es war nicht älter als drei Tage und noch keineswegs fest auf seinen Läufen. Es bekommt die einzige Milch, die Adams Expreßbote täglich sieben Uhr morgens hierher in unsere Ansiedlung bringt. Sie sagen, es sähe mir ähnlich. Bist du auch der Ansicht?" fragte Dick mit ungeheucheltem Ernst, indem er seinen heufarbigen Schnurrbart strich und sichtlich seinen schönsten Gesichtsausdruck annahm.

Früh am andern Morgen nahm ich in Sylvesters Hütte von dem Kindchen Abschied und ritt dann aus Rücksicht auf Pomposos Gefühle vorbei, ohne ihm nochmals mein Wohlwollen auszudrücken. Aber an dem vorhergehenden Abend hatte ich Sylvester feierlich schwören lassen: Wenn eine Trennung stattfände, sollte das Kindchen mir zufallen.

„Übrigens muß ich bemerken", hatte er hinzugefügt, „daß ich noch nicht daran denke zu sterben, alter Junge; und ich wüßte nicht, was Kindchen und mich sonst trennen könnte."

Als ich zwei Monate nach diesem Besuch in meinem Büro in San Franzisko die Morgenpost durchsah, bemerkte ich einen Brief, der Sylvesters bekannte Handschrift trug. Aber er war mit „Stockton" abgestempelt, und so erbrach ich ihn augenblicklich, nicht ohne eine gewisse Besorgnis. Er lautete:

„Mein lieber Frank! Erinnerst du Dich, was wir wegen des Kindchens ausgemacht haben? Also betrachte mich für das nächste halbe Jahr als tot oder dorthin gegangen, wohin junge Bären mir nicht folgen können – nach dem Osten.

Ich weiß, Du liebst das Kindchen; aber glaubst Du wirklich, mein lieber Junge – aufrichtig, glaubst Du wirklich, daß Du ihm ein Vater sein könntest? Erwäge das wohl. Du bist jung, leichten Sinnes und auch wohlwollend; allein getraust Du Dir, die Pflichten eines Leiters, Schutzengels oder Vormunds bei einem so jungen und arglosen Wesen zu übernehmen? Kannst Du diesem Telemach ein Mentor sein, Denke an die Versuchungen einer großen Stadt! Überlege Dir die Sache wohl und laß mich Deinen Entschluß so schnell wie möglich wissen, denn ich habe Petzchen hierher mitgebracht. Er macht in dem Hofe des Gasthauses einen fürchterlichen Spektakel und rasselt mit der Kette wie ein Verrückter. Sende umgehend eine telegrafische Antwort Deinem Sylvester

P. S. Natürlich ist Jung-Petz ein bißchen gewachsen und nimmt die Dinge jetzt nicht immer so gelassen auf wie früher. In der vorigen Woche spielte er zwei von Watsons jungen Hunden ziemlich arg mit und machte den alten Watson, der sich ins Mittel legen wollte, vollständig kahlköpfig. Erinnerst Du Dich an Watson? Für einen intelligenten Mann weiß er sehr wenig von der kalifornischen Tierwelt. Wie seid ihr in der Montgomerystraße für Bären eingerichtet – ich meine in bezug auf dauerhafte Verschläge und dergleichen?

P. P. S. Er hat verschiedene neue Kunststückchen gelernt. Die Jungens haben ihm Boxen beigebracht. Er haut eine abscheuliche Linke. S.“

Mein Wunsch, in den Besitz des Kindchens zu gelangen, drängte alle anderen Erwägungen in den Hintergrund, und so telegrafierte ich Sylvester sofort in bejahendem Sinne.

Als ich in später Nachmittagsstunde nach Hause kam, erwartete mich meine Wirtin mit einer Depesche. Sie war von Sylvester und lautete:

„Alles in Ordnung. Kindchen geht mit dem Nachtdampfer ab. Sei ihm ein Vater. S.“

Hiernach also mußte Petz in der folgenden Nacht gegen ein Uhr eintreffen. Einen Augenblick erschreckte mich meine Übereilung. Ich hatte noch gar keine Vorbereitung getroffen, hatte meiner Wirtin noch nichts von ihrem neuen Gaste gesagt. Ich hatte gehofft, alles noch früh genug ordnen zu können; und da war mir nun durch Sylvesters übel angebrachte Hast meine Vorbereitungszeit um zwölf Stunden verkürzt worden. Indessen, das eine oder andere mußte sofort getan werden.

Ich wandte mich an Frau Brown, zu deren mütterlichen Gefühlen ich großes

Vertrauen hatte, noch größeres als zu der allgemeinen Weichherzigkeit hübscher Frauen. Allein ich muß gestehen, ich fühlte mich beunruhigt. Doch versuchte ich, leicht lächelnd, mit klassischer Ruhe und Gelassenheit den Gegenstand aufs Tapet zu bringen. Ich sagte sogar: „Wenn Shakespeares athenischer Rüpel glaubte, daß ein Löwe unter Damen ein schreckliches Ding sei, was, Frau Brown, muß dann – –"

Aber da brach ich schon ab, denn ich sah sofort, daß Frau Brown mit dem ihrem Geschlecht eigentümlichen schrecklichen Anschauungsvermögen meinem Benehmen mehr Aufmerksamkeit schenkte als meinen Worten. Ich versuchte daher die Sache frontal anzugehen und sagte rasch, indem ich ihr die Depesche überreichte: „In dieser Angelegenheit muß sofort etwas geschehen. Es ist eine dumme, alberne Geschichte, aber heute nacht um ein Uhr ist der Kleine da! Bitte tausendmal um Verzeihung; meine Amtspflichten gestatteten mir nicht, früher Rücksprache mit Ihnen zu nehmen –", hier gingen mir der Atem und der Mut aus.

Frau Brown las die Depesche mit ernster Miene, zog ihre hübschen Augenbrauen in die Höhe, wandte das Blatt Papier um und betrachete die andere Seite; dann fragte sie mich in ungewohnt eisigem Ton, ob ich damit gesagt haben wollte, daß auch die Mutter mitkomme.

„Du lieber Gott, nein!" rief ich ganz erheblich erleichtert aus. „Die Mutter ist tot. Sylvester – mein Freund, der das da geschickt hat – erschoß sie, als das Kindchen erst drei Tage alt war."

Aber der Ausdruck von Frau Browns Antlitz ward jetzt so beunruhigend, daß ich sofort merkte, nur die ausführlichste Erklärung könne mich noch retten. Hastig und nicht sehr zusammenhängend setzte ich ihr den ganzen Sachverhalt auseinander.

Sie wurde allmählich sanftmütiger. Sie sagte, ich hätte sie mit meinem Geschwätz erschreckt. Es wäre ja kein Löwe. Ich glaube, meine Schilderung des armen Kindchens, mochte ich die Farben auch ein wenig stark aufgetragen haben, rührte ihr mütterliches Herz; sie war sogar etwas böse über das, was sie Sylvesters „Hartherzigkeit" nannte.

Indes war ich doch noch nicht ohne alle Besorgnis. Zwei Monate waren verstrichen, seit ich Jung-Petz gesehen, und Sylvesters dunkle Anspielung „Haut eine abscheuliche Linke" peinigte mich. Ich sah die mitfühlende kleine Frau Brown an, und der Gedanke an Watsons Hunde trieb mir die Röte schuldbewußter Verwirrung ins Gesicht.

Frau Brown hatte sich bereit erklärt, bis zur Ankunft des Kleinen mit mir

aufzubleiben. Ein Uhr kam, aber kein Kindchen. Es schlug zwei, drei – noch immer warteten wir vergebens . . . Es war beinah vier, als sich draußen ein schreckliches Klappern von Pferdehufen vernehmen ließ und vor dem Hause ein Wagen mit einem Ruck anhielt.

Im nächsten Augenblick war ich draußen und stand einem Fremden gegenüber. Fast in demselben Moment versuchten die Pferde mit dem Wagen durchzugehen.

Das Aussehen des Fremden war, um mich milde auszudrücken, beängstigend. Sein Anzug war furchtbar zerrissen und zerfetzt, der leinene Kittel hing ihm um die Schultern wie einem Herold seine halblange Pelerine. Eine Hand war verbunden, sein Gesicht zerkratzt, und auf dem zerzausten Kopf hatte er keinen Hut. Um diesem allgemeinen Eindruck die Krone aufzusetzen, hatte er augenscheinlich Trost für seine Leiden im Trinken gesucht, und so wackelte er von einer Seite zur andern, während er sich an dem Türgriff festhielt und mir mit sehr heiserer Stimme berichtete, daß er dort „etwas" für mich habe. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, machten die Pferde einen neuen Satz.

Frau Brown meinte, sie müßten wohl scheu geworden sein.

„Die scheu!" lachte der Fremde mit bitterer Ironie. „Bewahre Gott! Meine Pferde werden niemals nicht scheu! Sind auf dem Wege hierher bloß viermal durchgebrannt. Bewahre Gott! Nichts hat sie scheu gemacht. Alles in Ordnung. Nicht war, Bill?" sagte er, zu dem Kutscher gewendet. „Nur zweimal über Bord und einmal unten durch die Luke. Hat nichts zu sagen! Bloß zwei Menschen in Stockton in Doktorshänden. Hat nichts zu sagen! Sechshundert Dollar decken den ganzen Schaden."

Ich war zu sehr entmutigt, um antworten zu können, schritt jedoch auf den Wagen zu. Der Fremde sah mich mit einem Erstaunen an, das ihn beinah ernüchtert hätte.

„Wo-w-wollen Sie das Vieh selbst auftakeln?" fragte er, indem er mich von Kopf bis zu den Füßen musterte.

Ich antwortete nicht, sondern ging mit einem Anschein von Kühnheit, die ich absolut nicht empfand, auf den Wagen zu und rief: „Kindchen!"

„Alles okay. Schneide die Stricke durch und komm 'runter, Bill."

Die Stricke wurden durchgeschnitten, und Jung-Petz der Schreckliche kollerte gelassen zu Boden, rollte an meine Seite und rieb seinen närrischen Kopf an mir.

Ich glaube, das Erstaunen der beiden Männer war zu groß, um sich in menschlichen Tönen Luft machen zu können. Ohne ein Wort zu sagen, bestieg der betrunkene Fremdling seinen Wagen und fuhr von dannen.

Und Jung-Petz? Er war wirklich ein wenig gewachsen; aber er war mager geworden und trug die Spuren unzweideutig schlechter Behandlung. Sein schönes Kleid war verfitzt und ungekämmt, und seine Krallen, die glänzenden Stahlhaken, waren unbarmherzig bis ins lebende Fleisch hinein beschnitten. Seine Blicke waren verstohlen und unruhig, und der frühere Ausdruck einfältiger Gutmütigkeit hatte sich in den eines klugen Mißtrauens verwandelt. Sein Verkehr mit der Welt hatte seinen Verstand sichtlich geschärft, ohne jedoch seinen moralischen Sinn zu fördern.

Ich hatte große Mühe, Frau Brown davon abzuhalten, ihn unter Decken zu ersticken und seine Verdauung durch die Delikatessen ihrer Speisekammer zu ruinieren; doch gelang es mir schließlich, ihn wohlbehalten in einem Winkel meines Zimmers unterzubringen, wo er einschlief. Ich lag noch eine Weile wach, ganz mit Plänen für Kindchens Zukunft beschäftigt. Endlich faßte ich den Entschluß, es gleich am folgenden Tag nach Oakland zu bringen, wo ich mir ein Wochenendhaus gebaut hatte und stets meine Sonntage zubrachte. Und inmitten eines rosigen Bildes von häuslichem Glück schlummerte ich ein.

Als ich erwachte, war es heller lichter Tag. Meine Blicke wandten sich sofort dem Winkel zu, wo Jung-Petz gelegen hatte; allein er war fort. Ich sprang aus dem Bette, blickte darunter, suchte im Schrank – vergebens. Die Tür war noch verschlossen; aber auf dem Brett unter dem Fenster, das ich zuzumachen vergessen hatte, waren noch Spuren seiner abgestumpften Krallen zu sehen. Augenscheinlich war er auf diesem Wege entwischt. Aber wohin? Das Fenster ging auf einen Balkon, zu dem man nur noch vom Flur aus gelangen konnte. Er mußte also noch im Hause sein.

Ich hatte die Hand bereits auf der Zimmerglocke; aber ich hielt noch früh genug inne. Wenn er sich nicht bemerkbar gemacht hatte, warum sollte ich dann das Haus beunruhigen? Ich kleidete mich rasch an und schlüpfte in den Flur. Der erste Gegenstand, der meinem Blicke begegnete, war ein Stiefel auf der Treppe. Er trug die Spuren von Jung-Petzens Zähnen; und als ich den Flur entlangblickte, sah ich nur zu deutlich, daß die übliche Reihe frischgewichster Stiefel und Schuhe vor den Türen der Mieter fehlte.

Als ich die Treppe hinaufstieg, fand ich einen zweiten Stiefel, von dem die Wichse sorgfältig abgeleckt war. Im dritten Stockwerk lagen noch weitere zwei oder drei leicht angekaute Stiefel; hier schien Jung-Petzens Geschmack an Stiefelwichse bereits abgenommen zu haben. Etwas weiter sah ich eine Leiter, die zu einer offenen Dachluke führte. Ich stieg die Leiter hinan und erreichte das flache Dach, das eine ununterbrochene Fläche über die ganze Häuserreihe bis

zur nächsten Straßenecke bildete. Hinter dem Schornstein auf dem allerletzten Dache kauerte irgend etwas. Es war der flüchtige kleine Petz.

Er war mit Staub und Schmutz und Glasscherben bedeckt. Aber er saß auf den Hinterbeinen und verspeiste ein ungeheures Stück Kuchen – mit einer Miene schwachen Schuldbewußtseins und stärksten Behagens. Ja, es war mir sogar, als streichelte er sich, während ich mich näherte, mit der nichtbeschäftigten Vorderpfote sanft den Bauch. Er wußte, daß ich ihn suchte, und der Ausdruck seiner Augen sagte deutlich: ‚Was ich drin habe, das habe ich jedenfalls.'

Ich trieb ihn mit Beweisen seiner Schuld nach der Dachluke zurück und stieg auf den Zehen in den obersten Stock hinab. Die Vorsehung begünstigte uns; ich begegnete niemandem auf der Treppe, und sein weicher Tritt war unhörbar. Ich glaube, er war sich der Gefahren einer Entdeckung bewußt, er hielt sogar den Atem an, ohne das letzte Maulvoll, das er zu sich genommen, zu kauen. So schlich er, während ihm aus den unbeweglichen Kiefern der Sirup herauströpfelte, still neben mir her. Ich glaube, notfalls wäre er in diesen Minuten mir zuliebe schweigend erstickt; erst als ich mein Zimmer wieder erreicht hatte und mich fast atemlos auf das Sofa warf, bemerkte ich, wie sehr ihm schon die Luft fehlte. Zwei- oder dreimal würgte er noch entschuldigend, ging dann aus eigenem Antrieb in die Ecke und rollte sich, aus jeder Pore Gewissensbisse und Sirup schwitzend, wie eine ungeheure Zuckerbohne zusammen.

Ich schloß ihn ein, als ich mich zum Frühstück begab, und fand Frau Browns Mieter in der größten Aufregung über gewisse geheimnisvolle Ereignisse der vorhergehenden Nacht und über die schrecklichen Enthüllungen des Morgens. Wie es schien, waren Einbrecher durch die Dachluken in die Häuser unserer Nachbarschaft eingedrungen; da sie jedoch plötzlich gestört wurden, hatten sie unser Haus wieder verlassen, ohne irgendwelche Plünderung auszuführen, ja, sie hatten sogar die Stiefel wieder fallen lassen, die sie in den Gängen gesammelt hatten; indes sei doch ein verzweifelter Versuch gemacht worden, die Ladenkasse des Konditors an der Ecke zu erbrechen, und die gläsernen Schaukästen seien unbarmherzig zerschlagen. Eine mutige Magd in dem Hause Nummer 4 hatte einen maskierten Einbrecher auf Händen und Füßen den Versuch machen sehen, in ihre Dachluke einzudringen; aber auf ihren lauten Ruf „Hau ab!" hatte er augenblicklich die Flucht ergriffen.

Während dieser Berichte saß ich mit unbehaglich glühenden Wangen da, und meine Verlegenheit nahm keineswegs ab, als ich meine Augen erhob und sah, daß die von Frau Brown ebenso neugierig wie boshaft auf mich gerichtet waren. Sobald ich vom Frühstückstisch entschlüpfen konnte, tat ich es, eilte hurtig die

Treppe hinan und suchte in meinem Zimmer vor allen etwaigen Fragen Schutz. Jung-Petz schlummerte noch in seiner Ecke. Es würde nicht ratsam gewesen sein, ihn fortzuschaffen, solange die Mieter sich noch im Hause befanden, und ich ging noch mit mir darüber zu Rate, ob es besser sei, ihn zu behalten, bis die Nacht seine geheimen Ausschweifungen dem Auge der Öffentlichkeit verhüllte, als vorsichtig an meine Tür geklopft wurde. Ich öffnete. Frau Brown glitt ruhig herein, machte die Tür leise wieder zu, stellte sich mit dem Rücken dagegen, die Hand auf die Klinke gelegt, und winkte mir geheimnisvoll zu, näher zu kommen. Dann fragte sie leise: „Sind Haarfärbemittel giftig?"

Ich war viel zu erstaunt, um antworten zu können.

„Nun, so reden Sie doch! Sie wissen ja doch, was ich meine", sagte sie ungeduldig. „Das hier."

Sie brachte plötzlich hinter ihrem Rücken eine Flasche zum Vorschein mit einer griechischen Etikette, die so lang war, daß sie sich dreimal von oben bis unten spiralförmig um das Glas herumwand.

„Er sagt, es sei keine Farbe, sondern ein Präparat aus Pflanzenstoffen, zur Stärkung – –"

„Wer sagt das?" fragte ich verzweifelt.

„Herr Parker natürlich", versetzte Frau Brown in strengem Tone, mit einer Miene, als hätte sie den Namen schon ein halbdutzendmal genannt, „der alte Herr in dem Zimmer über Ihnen. Die einfache Frage, die ich an Sie richten wollte", fuhr sie in der ruhigen Manier eines Menschen fort, der über den unglaublichen Unverstand eines anderen taktvoll hinweggeht, „ist weiter nichts als die: Wenn etwas von dem Zeug da in eine Untertasse gegossen und aus Nachlässigkeit auf dem Tische stehengelassen würde, und ein Kind oder ein Säugling oder eine Katze oder irgendein anderes junges Tier käme zum Fenster herein und tränke es aus – eine ganze Untertasse voll – weil es süß schmeckt, würde es dadurch wohl zu Schaden kommen?"

Ich warf einen besorgten Blick auf Jung-Petz, der friedlich in seiner Ecke schlummerte, dann einen sehr dankbaren auf Frau Brown und erwiderte, ich glaubte nicht, daß dadurch Schaden angerichtet würde.

„Ich dachte nur", fuhr Frau Brown gleichgültig fort, indem sie die Tür öffnete, „wenn es giftig wäre, so müßten beizeiten Gegenmittel angewendet werden. Denn", setzte sie hinzu, indem sie plötzlich ihre würdevolle Haltung aufgab, mit einem wilden Sprung in die Ecke stürzte und den ahnungslosen kleinen Petz leidenschaftlich umarmte, „denn wenn irgendeine scheußliche Chemie sein schönes Haar in abscheuliches Grün oder widerwärtiges Rosa verwandeln sollte,

es würde seiner eigenen Mutter das Herz brechen, jaja, seiner eigenen Mutter!" Bevor ich aber Frau Brown beteuern konnte, daß Haarfärbemittel als innerliche Medikamente wirkungslos seien, war sie zum Zimmer hinausgestürzt...

Am Abend jenes Tages verließen Jung-Petz und ich mit der Heimlichkeit von Verbrechern Frau Browns gastliches Quartier. Der zu erregbaren Natur des edelsten aller Tiere, des Pferdes, einigermaßen mißtrauend, nahm ich meine Zuflucht zu einem mit einem vierschrötigen Irländer bespannten Handkarren, um meine Fracht bis an die Fähre zu schaffen. Und selbst da weigerte sich Jung-Petz, sich abtransportieren zu lassen, wenn ich nicht neben dem Karren herging und mich von Zeit zu Zeit hineinsetzte.

„Ich wollte", sagte Frau Brown, als sie in ein ungeheures Tuch gewickelt vor die Haustür kam, um uns abreisen zu sehen, „ich wollte, es sähe nicht so traurig aus, nicht so nach Armenhäusler-Begräbnis."

Ich muß gestehen, daß mir, als ich an jenem Abend neben dem Karren herging, ganz so zumute war, als begleitete ich die irdischen Reste eines bescheidenen Erdenbewohners zu ihrer letzten Ruhestätte, und wenn ich gar in dem Karren mitfahren mußte, kam ich nicht ganz von der Vorstellung los, ich sei bis zu totaler Hilflosigkeit von geistigen Flüssigkeiten überwältigt oder Opfer eines Unfalls auf dem Wege zum Hospital.

Doch endlich erreichten wir die Fähre. Ich glaube, niemand auf dem Dampfer hatte eine Ahnung von Jung-Petzens Gegenwart – außer einem Betrunkenen, der auf mich zutrat, um mich für seine Zigarre um Feuer zu bitten, sie aber plötzlich fallen ließ und vor Schreck nach der Herrenkajüte entfloh, wo sein unzusammenhängendes Gefasel glücklicherweise für die etwas frühzeitigen Vorboten des Säuferwahnsinns gehalten wurde.

Es war nahezu Mitternacht, als ich mein Häuschen bei Oakland erreichte. Mit einem Gefühl von Erleichterung und Sicherheit trat ich ein, schloß die Tür auf und ließ Petzchen frei im Flur, überzeugt, daß sein Tatendrang sich von jetzt an auf mein Eigentum beschränken würde.

Er verhielt sich in jener Nacht sehr ruhig; und nachdem er den Hutständer – in der irrigen Voraussetzung, er sei zu seinen gymnastischen Übungen hingestellt – zu erklettern versucht und sämtliche Hüte heruntergeworfen hatte, legte er sich friedlich auf der Matte schlafen.

Nach Verlauf einer Woche hatte er infolge der körperlichen Bewegung, die er sich durch Herumlaufen im großen, sorgfältig abgeschlossenen Hofraum verschaffen konnte, seine Gesundheit, seine Kraft, seinen Humor, ja sogar zum großen Teil seine frühere Schönheit wiedererlangt. Meinen Nachbarn war von

seiner Anwesenheit nichts bekannt, obgleich es bemerkenswert war, daß die Pferde, die mein Haus auf der Leeseite passierten, jedesmal scheu wurden und daß Bäcker und Milchmann des Morgens bei Ablieferung ihrer Waren große Schwierigkeiten zu überwinden hatten und sich dabei unziemliche und unnötige Flüche erlaubten.

Gegen Ende der Woche beschloß ich einige Freunde zu mir zu bitten, um ihnen Petzchen zu zeigen, und schrieb zu dem Zwecke eine Anzahl formeller Einladungen. Nach einer langen und breiten Vorrede über die großen Kosten seiner Gefangennahme und Abrichtung folgte ein Programm der Vorstellungen des „Wunderkindes unserer urwäldlichen Einöden", ganz in der erhabenen Sprache eines Schaubudenmannes abgefaßt.

Einige Auszüge werden dem Leser eine Vorstellung davon geben, welche Fortschritte Jung-Petz in seiner Erziehung gemacht hatte:

„Erstens. Er wird, in eine runde Kugel zusammengerollt, rasch über das Dach des Holzstalles herabrollen, um die Art und Weise zu veranschaulichen, wie er in seiner heimatlichen Wildnis seinem Feinde entwischt.

Zweitens. Er wird an der Brunnenstange hinaufklettern und ganz oben von der höchsten Spitze einen Hut herunterholen; ebendesgleichen so viele von dessen Rande, als man ihm geneigtest verstatten wird.

Drittens. Er wird in einer Pantomime auftreten und das Benehmen des großen Bären, des mittelgroßen Bären und des kleinen Bären in dem männiglich bekannten Ammenmärchen darstellen.

Viertens. Er wird mit wunderbarer Schnelligkeit seine Kette schütteln, um die Art und Weise zu zeigen, wie er Schrecken und Entsetzen anrichtet in den Herzen und Gemütern von Wanderern, so in den Bärenwildnissen ihrem Berufe nachgehen."

Der Morgen der Aufführung kam, aber eine Stunde vor Beginn vermißten wir den nichtswürdigen kleinen Petz. Der chinesische Koch vermochte keine Auskunft über seinen Verbleib zu geben. Ich durchsuchte das Haus und die Nebengebäude von oben bis unten, ergriff dann verzweiflungsvoll meinen Hut und lief hinaus auf den Pfad, der nach der freien Feldmark und dem Walde dahinter führte. Aber nicht die geringste Spur von Sylvesters Kindchen war zu entdecken.

Nach einer Stunde fruchtlosen Suchens kehrte ich zurück und fand meine Gäste bereits auf der hintern Veranda versammelt. Mit kurzen Worten berichtete ich den Unfall und wahrscheinlichen Verlust und bat sie um ihren Beistand.

„Warum“, sagte ein Bekannter spanischer Nationalität, der sehr stolz auf seine tiefe Kenntnis des Englischen war, zu meinem Freund Barker, der vergebens den Versuch zu machen schien, sich aus seiner liegenden Stellung zu erheben, „warum machen Sie sich denn nicht los von der Veranda Ihres Freundes? Und warum, im Namen des Himmels, befestigen Sie sich soviel von diesem Dingsda und machen sich solche unnötigen Verrenkungen? Ah“, fuhr er plötzlich fort, einen seiner eigenen Füße mit sichtlicher Anstrengung aufhebend, „ich selbst bin befestigt! Wahrhaftig, hier ist etwas!“

Und es war in der Tat etwas. Meine Gäste vermochten sämtlich nur mit Mühe aufzustehen. Der Boden der Veranda war mit irgendeiner klebrigen Substanz bedeckt. – Sirup!

Da wußte ich mit einemmal Bescheid. Ich rannte nach der Scheune. Das Fäßchen mit dem „goldenen Sirup“, das ich erst am vorhergehenden Tage gekauft hatte, lag ganz leer am Boden. Durch den ganzen Hofraum waren klebrige Fußspuren zu entdecken, aber noch immer kein Petz.

„Dort bei dem Schutthaufen wühlt etwas in der Erde“, sagte Barker.

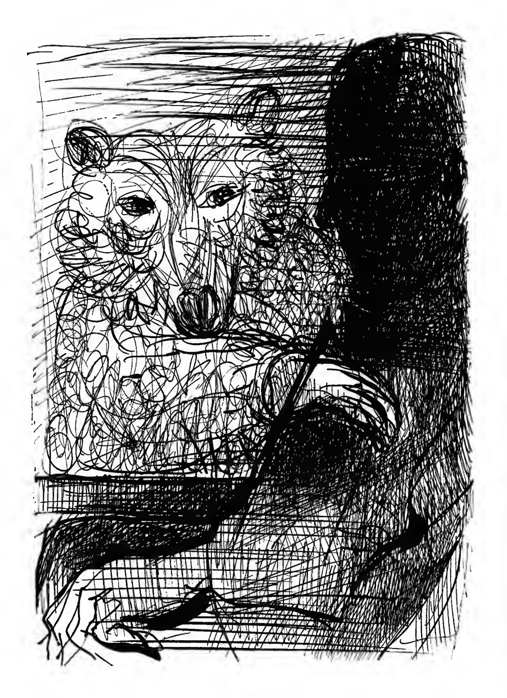
Er hatte recht. In der einen Ecke bewegte sich der Boden wie bei einem Erdbeben. Vorsichtig näherte ich mich. Ich sah, was ich bisher nicht bemerkt hatte, daß die Erde aufgeworfen war, und dort, inmitten einer großen grabähnlichen Höhlung, kauerte Sylvesters Kindchen, noch immer grabend und langsam, aber sicher in einer Masse von Staub und Dreck den Blicken entschwindend.

Welche Absichten hatte Petz bei dieser Tätigkeit? Ob ihn Gewissensbisse quälten und er sich vor meinen vorwurfsvollen Blicken verstecken wollte, oder ob er lediglich versuchte, sein sirupbeschmiertes Gewand zu trocknen, werde ich niemals erfahren; denn ach, jener Tag war sein letzter bei mir!

Zwei Stunden lang ließen wir das Wasser der Pumpe auf ihn herabströmen, und doch gab er nach Verlauf dieser Zeit noch immer einen dünnen Sirup von sich. Dann nahmen wir ihn, wickelten ihn sorgfältig in Decken und schlossen ihn in die Vorratskammer ein.

Am folgenden Morgen war er fort! Der untere Teil des Fensterrahmens samt Scheiben war ebenfalls fort. Die erfolgreichen Experimente über die Zerbrechlichkeit des Glases, die er am ersten Tage seines Eintritts in die zivilisierte Welt in dem Laden des Konditors angestellt hatte, waren für ihn keine verlorene Mühe gewesen. Sein erster Versuch, Ursache und Wirkung miteinander zu verbinden, endete mit seiner Flucht.

Wohin er gegangen ist, wo er sich versteckt, wer ihn abgefangen hat, falls es ihm nicht gelungen war, die Vorberge jenseits Oakland zu erreichen – selbst



durch das Aussetzen einer bedeutenden Belohnung und trotz der Bemühungen einer intelligenten Polizei vermochte ich das nicht zu entdecken. Niemals sah ich ihn wieder seit jenem Tage, bis –

Sah ich ihn denn wieder? ... Ich saß vor einigen Tagen auf der Sechsten Avenue in einem Pferdebahnwagen, als die Pferde plötzlich störrisch wurden und unter den Flüchen und Verwünschungen des Kutschers das Gleis mit dem Trottoir vertauschten. Unmittelbar vor dem Wagen hatte sich eine Volksmenge um zwei Bären und deren Führer angesammelt, die eine Vorstellung gaben. Das eine der Tiere, dünn, abgezehrt und nur noch eine Ruine seiner ursprünglichen Kraft, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich versuchte die seinige ebenfalls zu erregen. Es wendete mir ein paar triefende häßliche Augen zu – aber kein Zeichen des Wiedererkennens war darin zu bemerken. Ich lehnte mich zum Wagenfenster hinaus und rief leise: „Kindchen!" Aber es achtete nicht darauf. Ich schloß das Fenster wieder. Der Wagen wollte sich grade in Bewegung setzen, als das Tier sich plötzlich umwandte und aus Zufall oder Absicht seine schwielige Pfote durch die Scheibe streckte.

„Eine neue Scheibe kostet anderthalb Dollar", sagte der Schaffner. „Das kommt davon, wenn man mit Bären spielt ..."

Michail Prischwin

Chua-lu

Die Tiere der Tertiärzeit sind ihrer Heimaterde treu geblieben, auch als sie sich allmählich mit Eis bedeckte. Hätte sich alles mit einem Schlage verändert – wie furchtbar wäre das für den Tiger gewesen, plötzlich seine Spur auf dem Schnee zu entdecken! Doch so verblieben die schrecklichen Tiger und eines der zierlichsten, schönsten und zärtlichsten Geschöpfe der Erde, der gefleckte Hirsch, in ihrer Heimat, und mit ihnen viele merkwürdige Gewächse: der Baumfarn, die Aralie und die berühmte Wurzel des Lebens, Dschen-schen.

Aber angesichts dieser Tatsache kann man über die Macht der Menschen nachdenklich werden: Der Einbruch der Eiszeit in die subtropische Zone konnte die Tiere nicht vertreiben, vor dem Donner der Kanonen jedoch sind sie in die Mandschurei geflohen.

Ich konnte es ebensowenig aushalten wie die Tiere. Wie die verderbenbringenden Geschosse in unseren Angriff hineinschwirrten, hörte ich ihr Surren so genau, daß ich es heute noch in den Ohren habe – und dann wußte ich nichts mehr. So stirbt der Soldat – ganz alltäglicher Vorgang.

Als ich aus Dunkelheit und Vergessen erwachte, hatte sich alles um mich her verändert: Es gab keine lebenden Menschen mehr, weder Kameraden noch Feinde. Das Kampffeld war mit Leichen von Menschen und Pferden bedeckt. Geschoßkartuschen, Patronenstreifen und leere Tabakpackungen lagen umher. Die Erde war aufgewühlt, als ob sie mit Blatternarben bedeckt wäre.

Da ich als Pionier nur mit einem Revolver bewaffnet war, suchte ich mir nach einigem Nachdenken ein gutes Gewehr aus, füllte meine Tornister mit Patronen und gab es auf, meine Kompanie zu suchen. Sie hatten mich als streb-

samen Chemiestudenten zum Fähnrich befördert, lange Zeit hatte ich es mitgemacht, doch als nun weiterer Kampf für den Zaren sinnlos wurde, ging ich fort – wohin, wußte ich selbst noch nicht.

Seit meiner Kindheit lockte mich die unerforschte Natur. Und nun geschah es mir, daß ich plötzlich in ein Paradies versetzt wurde, das allen meinen Wünschen und Vorstellungen entsprach. Nirgends in meiner Heimat hatte ich diese Weite und Vielfalt der Natur angetroffen wie hier in der Mandschurei: bewaldete Berge, Täler mit so hohem Gras, daß ein Reiter darin untertauchen konnte, große rotblühende Büsche, die wie lohendes Feuer waren, Schmetterlinge so groß wie Vögel und Ströme von Blumen. Bekam ich je wieder die Gelegenheit, inmitten dieser unberührten Natur einmal so zu leben, wie es mir gefiel?

Nicht weit von hier war die russische Grenze und dahinter dieselbe Vegetation und Tierwelt. Ich ging in der entgegengesetzten Richtung davon und entdeckte im Sand am Bach unzählige Spuren, die alle ins Gebirge führten: das war die mandschurische Wanderziege und das Moschustier, die über die Grenze in das nördliche Rußland wechselten. Tagelang konnte ich die Tiere nicht finden, doch dann erblickte ich hinter dem Engpaß, dort, wo der Fluß Mai-che entspringt, hoch über mir auf der Gebirgswange einen Ziegenbock. Er stand auf einer Felsplatte, und es schien mir, daß er mich schon gewittert hatte und nun auf seine Art zu schelten begann.

Ich hatte den letzten Rest meines Zwiebacks aufgegessen und ernährte mich schon zwei Tage lang von kleinen runden Pilzen, die, wenn sie reif waren, unter den Füßen mit zischendem Geräusch platzten. Es war eine wohlschmeckende Nahrung, und sie berauschte wie Wein. Der Ziegenbock kam mir jetzt nach meiner Hungerzeit wie gerufen, und ich begann besonders aufmerksam auf ihn zu zielen. Als ich ihn ins Visier nahm, konnte ich bemerken, daß gerade unter dem Ziegenbock ein großer Eber im Schatten einer Eiche lag. Der Ziegenbock hatte also mit ihm geschimpft und nicht mit mir. Ich richtete jetzt das Gewehr auf den Eber. Nachdem ich den Schuß abgefeuert hatte, jagte plötzlich ein ganzes Rudel Wildschweine und weiter oben auf dem Bergkamm eine aufgeschreckte Ziegenherde in Richtung der russischen Grenze davon.

Nach der anderen Seite konnte ich auf den Bergkuppen zwei kleine Hütten unterscheiden und ein Stück Ackerland, das nach chinesischer Art bestellt war. Die chinesischen Bauern nahmen mir den Eber gerne ab, bewirteten mich und gaben mir für das Fleisch Reis und andere Lebensmittel. Als ich mich überzeugt hatte, daß das Pulver in der Einöde genauso hoch im Kurs steht wie überall, war mir leichter zumute. Ich überschritt in verhältnismäßig kurzer Zeit

die russische Grenze, erklomm einen Gebirgskamm und erblickte vor mir das blaue Meer. Für diesen einen Blick von der Höhe aufs Meer konnte man viele seiner schlaflosen Nächte vergessen, die man wie ein Tier auf der Streu verbracht hatte, von der Hand in den Mund lebend.

Lange Zeit stand ich auf meiner Höhe, versunken in den Anblick des Meeres. Nachdem ich etwas gegessen hatte, begann ich den Abstieg. Zedernwälder nahmen mich auf; schließlich betrat ich den Laubwald der mandschurischen Küstenlandschaft. Gleich von Anfang an gefiel mir in seiner Einfachheit ein samtener Baum, er war fast wie unsere Eberesche und doch wieder anders, wie aus Samt: der Amurkorkbaum. Auf dem grauen Stamm eines dieser Bäume war in verwitterter russischer Schrift zu lesen: „Nicht gehen dahin, sonst piff-paff.“ Was war hier zu tun? Ich las noch einmal, dachte nach, und mich dem Gesetz des Landes fügend, machte ich kehrt, um einen anderen Pfad zu suchen. Währenddessen hatte mich ein Mensch, hinter einem Baum verborgen, beobachtet. Daß ich umkehren wollte, überzeugte ihn, daß ich ungefährlich war. Er trat hinter dem Baum hervor und schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß ich mich nicht zu fürchten brauche.

„Geh, geh!“ sagte er.

Vor drei Jahren waren chinesische Jäger hergekommen. Sie jagten da die gefleckten und die Isubrahirsche. Die Aufschrift brachten sie an, um andere Menschen abzuhalten, herumzugehen und ihnen die Tiere zu verscheuchen.

Das alles versuchte mir der Chinese in russischer Sprache deutlich zu machen.

„Geh, geh, spazier, spazier!“ sagte er mit einem Lächeln. „Nichts geschieht.“

Dieses Lächeln bezauberte mich und machte mich gleichzeitig nachdenklich. Im ersten Augenblick erschien mir der Chinese uralt. Sein von Falten zerfurchtes Gesicht war von fahler Erdfarbe, die Augen, die man kaum sah, verbargen sich in der faltigen Haut, die wie die Rinde eines alten Baumes war. Doch als er mir zulächelte, erstrahlten diese schönen Menschenaugen in einem dunklen Feuer, die Haut glättete sich, die Lippen wurden rot, weiße Zähne blitzten, und das ganze Gesicht wurde von innen her erhellt, erschien jugendfrisch und kindlich vertrauensvoll. Es gibt Pflanzen, die sich vor dem Unwetter und vor der Nacht schließen und, wenn es heiter wird, ihre Kelche wieder öffnen. Der Chinese betrachtete mich mit einer besonderen, zärtlichen Aufmerksamkeit.

„Klein wenig essen will“, sagte er und führte mich zu seiner Hütte am Bach, nahe der Geröllhalde, in den Schatten des mandschurischen Nußbaumes mit seinen großen, gezackten Blättern.

Die Hütte war alt, mit einem Dach aus Schilfrohr, das zum Schutze vor der

Gewalt des Taifuns mit einem Netz bedeckt war. Die Fenster und Türen waren mit Papier verklebt. Einen Zaun gab es nicht, dafür sah man in der Nähe der Hütte das Werkzeug zum Ausgraben der Dschen-schen Wurzel: kleine Schaufeln, Spaten, Hacken, kleine Schachteln aus Birkenholz. Den Bach sah man nicht, er floß hier unter einer Schicht von Geröll, doch so dicht am Haus vorbei, daß man bei geöffneter Tür seinem unruhigen Lied lauschen konnte, das wie ein fröhliches, gedämpftes Gespräch war. Als ich zum ersten Male diesem Murmelgespräch zuhörte, war mir, als ob es die „andere Welt" gäbe. Dort trafen sich jetzt alle Menschen, die einander liebten und die so lange voneinander getrennt waren. Ihre Gespräche rissen nicht ab und zogen sich tage-, nächte-, wochen- und monatelang hin ...

Mir war es beschieden, Jahre in dieser Hütte zu verbringen, dennoch konnte ich selbst in dieser langen Zeit nie das Flüstern des Baches überhören, während ich mich nach einiger Zeit an das Musizieren der Heupferdchen, Grillen und Zikaden so gewöhnt hatte, daß ich es nicht mehr merkte. Diese Musikanten bringen eine so eintönige Musik hervor, daß man sie binnen kurzer Zeit gar nicht mehr wahrnimmt. Mir will scheinen, diese Tiere sind nur dazu erschaffen, um das Rauschen des Blutes zu übertönen und die Stille der Wüste auszufüllen, die ohne sie lautlos wäre; niemals aber könnte ich jenes murmelnde Gespräch unter der Erde vergessen, denn immer war es anders, und seine Wendungen stets unerwartet und besonders.

Der Jäger der Lebenswurzel nahm mich unter sein Dach, gab mir zu essen, ohne zu fragen, woher ich stammte und weshalb ich hierhergekommen war. Als ich gegessen hatte und ihn freundlich anblickte, lächelte er mir wie einem Bekannten oder Freunde zu, zeigte mit der Hand nach Westen und sagte:

„Orßland?"

Ich verstand sofort und sagte:

„Ja, ich bin aus Rußland."

„Wo ist dein Orßland," fragte er mich.

„Mein Orßland ist in Moskau", antwortete ich, „und deins?"

„Mein Orßland ist Schanghai."

So ergab sich in unseren Gesprächen das Mein und Dein. Und es war, als ob wir, der Chinese und der Russe, eine gemeinsame Heimat „Orßland" hätten. Erst viele Jahre später begann ich zu verstehen, daß mein Orßland hier bei diesem Bach mit der Murmelstimme ist. Ich betrachtete es als Zufall, daß Luwens Orßland vor langer Zeit Schanghai war und mein Orßland Moskau ...

Zwanzig Schritte von der Hütte begann ein undurchdringliches Dickicht von

Eichen, kleinblättrigem Ahorn, Weißbuchen, Eiben und Korkbäumen. Alles das war mit den Ranken des Zitronenbaumes, mit wildem Wein, den stachligen Zweigen zweimeterhohen Wermuts und einer solchen Fliederpracht durchzogen und verwachsen, wie er bei uns nur in Gärten anzutreffen ist. Lu-wen, der oft nach Wasser gehen mußte, hatte sich hier einen Richtweg angelegt. Dieser Pfad führt an einem festen Platz vorbei und kommt an einem Felsabsturz heraus. Und hier wird das Murmeln des Baches, das man in der Nähe der Hütte wie aus einer anderen Welt hört, laut und deutlich: Als Gießbach kommt er unter dem Fels hervor ans Tageslicht, prallt an die gegenüberliegende Wand und zerstiebt als regenbogenfarbener Sprühregen in der Tiefe. Die Felswand ist immer feucht und glänzt vor Nässe. Ihre zahllosen Rinnsale fließen unten zu einem breiten und fröhlichen Wildbach zusammen. Niemals werde ich diese Wonne vergessen! Nach dem schwierigen Weg war es für mich die schönste Belohnung, in diesem Bach zu baden. Dort hinter dem Felsrücken ließen mich die Quälgeister kaum leben, doch hier, in der Nähe des Meeres, gab es weder Mücken noch Bremsen oder Fliegen. Etwas tiefer war ein durch die Lage der Steine gebildeter Wasserstrudel, da ließ ich meine Wäsche zum Waschen und begab mich selbst in meine Badestube. Von oben wurde ich durch die Wasserspritzer wie von einer Dusche übersprüht. Das Rauschen des herabstürzenden Wassers verschluckte jeden Laut. Die Tiere vernahmen nichts von dem ihnen so schrecklichen Menschen, sie kamen vertrauensvoll an den Bach, um zu trinken. Gleich das erste Mal konnte ich etwas Schönes beobachten.

Der Sommer ist hier die Zeit der Nebel, und nur selten zeigte sich die Sonne dieses Küstengebietes in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, wie an diesem Tage zu meiner Begrüßung. Im Schatten der großblättrigen Bäume waren die vielgestaltigen Lichtflecke der heißen Sonne des zweiundvierzigsten Breitengrades ringsumher aufs Gras verstreut. Unmöglich hätte ich inmitten der Sonnenkringel die gleichartigen Flecke auf dem rötlichen Fell der Tiere unterscheiden können, wenn sie sich nicht bewegt hätten. Die gefleckten Hirsche, die wahrscheinlich hier in der Nähe gelagert hatten, zogen nun inmitten der Lichtkringel zur Tränke. Wer, der nach dem Osten kommt, hätte nicht von diesen seltenen Tieren der Küstensteppe gehört? Ihr Geweih enthält, wenn es noch jung und durchblutet ist, einen heilsamen Stoff, der, wie man sich erzählt, den Menschen Jugend und Glück zurückbringt. Wie viele Geschichten habe ich nicht schon über diese Panten gehört, die für die Chinesen eine besondere Kostbarkeit sind. Mit der Zeit begann auch ich den Erzählungen und Märchen über die wunderbaren Wirkungen der Panten Glauben zu schenken.

Gerade diese berühmten Panten entdeckte ich jetzt zwischen den ungeheuren Blättern des mandschurischen Nußbaumes, der ganz dicht am Bach stand. Sie waren wie aus Samt, von einer rötlichen Pfirsichfarbe, und saßen auf einem Kopf mit zwei grauen Augen. Als sich das Grau-Auge zum Wasser niederbeugte, erschien hinter ihm ein anderer Kopf, ohne Geweih, mit zwei noch schöneren Augen von einer glänzend schwarzen Farbe. Neben dieser Hirschkuh zeigte sich ein junger Hirsch im Bast mit denselben Flecken und ein Hirschkälbchen, ein winziges Spielzeug, mit genau denselben Flecken wie die Großen. Dieser Kleine stieg sofort mit allen vier Füßchen in den Bach. Sich langsam von einem Stein zum anderen bewegend, blieb er zwischen mir und der Mutter stehen. Als sie nach ihm schauen wollte, fiel ihr Blick gerade auf mich, der wie ein Ölgötze im Sprühregen saß.

Sie erstarb, wurde gleichsam zu Stein. Doch bald begann sie mich zu beobachten, ob ich aus Stein wäre oder mich auch bewegen könnte. Ihr Mund war schwarz und für ein Tier geradezu winzig, dafür waren die Ohren ungewöhnlich groß, aufrechtstehend und trotzdem zart. In einem Ohr sah man ein kleines Loch, es schimmerte dort ganz hell. Andere Einzelheiten aufzunehmen war ich nicht imstande, so sehr wurde meine Aufmerksamkeit durch die herrlichen schwarzglänzenden Augen gefesselt. Das waren keine Augen, das waren Blumen. Ich verstand jetzt, warum die Chinesen diesen kostbaren Hirsch Chua-lu nennen, das heißt Blume-Hirsch.

Es war schwer, sich den Menschen vorzustellen, der beim Anblick dieser Blumen das Gewehr anlegen und seine verderbenbringende Kugel abfeuern könnte. Ich kann es nicht mehr sagen, wie lange wir einander in die Augen blickten. Es schien mir sehr lange. Ich atmete kaum, doch von Minute zu Minute fiel mir das schwerer. Infolge meiner inneren Aufregung begannen Lichtpünktchen vor meinen Augen zu tanzen. Chua-lu bemerkte das, hob langsam ihren dünnen, mit einer kleinen scharfen Schale versehenen Vorderfuß, beugte ihn, und mit voller Kraft sich aufrichtend, stampfte sie auf. Daraufhin hob Grau-Auge den Kopf und begann mich auf eine Weise zu mustern, als ob er von seiner einsamen Höhe ein häßliches Etwas betrachtete, wie ein König, der die widerwärtigen Einzelheiten des Lebens zu bemerken unter seiner Würde fühlt. Es fehlte nur noch, daß er mit mir gesprochen hätte wie die Hochmögenden zu ihren kleinen Bittstellern: „Ich bin bereit, alles für Sie zu tun, nur sagen Sie schnell, worum es sich da wieder handelt, ich kann doch so was nicht wissen."

Gerade in dem Augenblick, als Chua-lu aufstampfte und Grau-Auge unwillig seinen Kopf mit den kurzen samtigen Panten hob, entstand etwas tiefer

unter uns eine Bewegung. Inmitten all der Köpfe rückte ein Kopf in den Vordergrund, und bald erkannte ich einen Hirsch mit einem schwarzen, deutlich abgesetzten Streifen auf dem Rücken. Schon von weitem konnte man erraten, daß Schwarz-Rücken nichts Gutes vorhatte, seine schwarzen, düsteren Augen blickten auf mich mit böser Absicht. Nicht nur die Hirsche in der Nähe Schwarz-Rückens begannen mich, auf das Zeichen von Chua-lu hin, zu mustern, auch das Hirschkälbchen im Bach bemühte sich, die Erwachsenen nachzuahmen und zu Stein zu werden. Doch es wurde bald müde, und außerdem quälten es, wie alle Hirsche, die Zecken. Es wurde ihm zu langweilig, es hob den Fuß und kratzte sich. Jetzt hielt ich es auch nicht mehr aus, lächelte ihnen zu, und nun war Chua-lu im Bilde. Sie stapfte so entschieden und kräftig mit dem Fuß auf, daß sich ein Stein loslöste und ins hochaufspritzende Wasser fiel. Ihre schwarzen Lippen bewegten sich, sie pfiff wie ein Mensch, drehte sich um und jagte davon. Ihr besonders großer, weißer Spiegel leuchtete auf und gab den Nachfolgenden im Gebüsch die Richtung. Das Hirschkälbchen raste der Mutter nach. Grau-Auge, Schwarz-Rücken und die anderen folgten ihnen. Als alle davongejagt waren, sprang plötzlich in der Mitte des Baches eine hübsche Hirschkuh hervor, blieb stehen, als ob sie fragen wollte: ‚Was ist geschehen, wo sind sie hingelaufen?‘, und jagte plötzlich quer durch den Bach in entgegengesetzter Richtung davon. Bald erschien sie auf der Höhe des Felsens, äugte von oben auf mich herab, raste davon, schaute wieder und verschwand dort, wo der schwarze Fels mit dem blauen Himmel in eins zusammenfloß.

Lu-wen hatte seine kleine Hütte vor den furchtbaren Taifunen des Küstengebietes in der Tiefe der Geröllhalde versteckt. Wenn man von dieser Geröllhalde ungefähr hundert Meter emporstieg, konnte man von der Felswange das Meer, den Stillen Ozean, sehen. Unsere Halde „Piff-Paff" ging allmählich in die Schlucht Susu-che über und war nicht weit von der Stelle entfernt, wo ich die Hirsche getroffen hatte. Das Wasser floß hier ruhiger, denn allmählich verbreitert sich die Schlucht zu einem Tal. Der Fluß hat hier seinen qualvollen Weg durch die Gesteinshalden und Klüfte beendet und fließt ruhig und majestätisch in den Ozean.

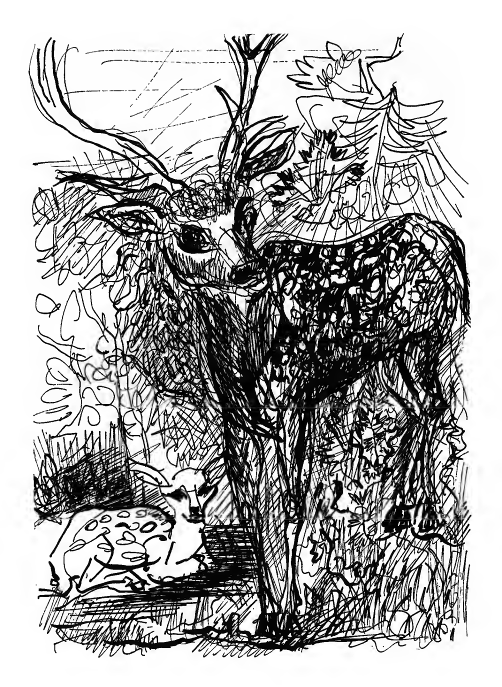
Einen Tag nach meiner Ankunft erschien ein Schiff mit Einwanderern in der Bucht Susu-che. Eine ganze Woche lang blieb es hier, bis die Umsiedler ihre Angelegenheiten geordnet hatten. In dieser Woche ereignete sich die größte Begebenheit meines Lebens. Von dieser will ich hier erzählen. Jenes Tal, durch das der Fluß Susu-che fließt, war mit Blumen wie mit einem Teppich bedeckt.

Hier lernte ich das rührend-einfache Erzählen jeder Blume verstehen: „Im Tal des Susu-che ist jede Blume eine kleine Sonne! Ihr Dasein legt Zeugnis ab von der Begegnung des Sonnenstrahls mit der Erde." Wenn ich doch so über mich erzählen könnte wie diese einfachen Blumen im Tal des Susu-che! Es gab hier Iris von einer blaßblauen Farbe, die bis ins Schwärzliche hinüberspielte, Orchideen in allen Tönen und Schattierungen, rote, orange und gelbe Lilien, und zwischen all diese Blumen waren die rotflammenden Sternchen der Nelken eingestreut. In dem Tal mit seinen einfachen und wunderbaren Blumen flogen Schmetterlinge umher, die wie diese Blumen waren: gelbe Apollofalter mit schwarzen und roten Tupfen, ziegelrote kleine Füchse, in allen Regenbogenfarben schimmernd, und ungeheuer große dunkelblaue Schwalbenschwänze. Was ich hier erstmals sah, war, daß einige von ihnen schwimmen konnten. Sie setzten sich aufs Wasser, erhoben sich und flogen von neuem über das Blütenmeer. Die Bienen hingen an den Blütenkelchen, die Wespen und Hummeln mit ihren schwarzen, orangefarbenen und weißen Bäuchen surrten durch die Luft. Manchmal schaute ich in eine Blüte hinein und erblickte dort, was ich niemals zuvor gesehen hatte und bis zum heutigen Tag nicht benennen kann: eine Hummel war es nicht, aber auch keine Wespe und keine Biene. Zwischen den Blumen eilten Laufkäfer hin und her, krochen die schwarzen Totengräber, versteckten sich ungeheuer große Käfer, um sich bei der ersten Gelegenheit in die Luft zu erheben und immer geradeaus zu fliegen, ohne sich umzuschauen. Ich fühlte, daß ich inmitten der Blumen und des brodelnden Lebens dieses Tales als einziger ganz einsam war und nicht so, wie alle hier, in die Sonne schauen und so einfach sprechen konnte wie sie. Ich kann über die Sonne nur erzählen, wenn ich meine Augen vor ihrem Licht beschatte. Ich bin bloß ein Mensch und werde von ihrem Licht geblendet. Ich vermag nur, alles, worauf ihr Licht fällt, mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit zu bedenken.

Von dem großen Felsen über unserer Hütte entdeckte ich das Schiff, und in mir erwachte das Verlangen, wieder Menschen zu sehen. Bis ich zur Mündung unseres Baches „Piff-Paff" hinabkam, war es sehr heiß geworden. Ich war müde. Hier, wo der Bach mit dem Fluß Susu-che zusammenfließt, hatten die Ranken des wilden Weins die jungen Nußbäume so umwunden, daß sich einige von ihnen in ein dichtes, dunkelgrünes Zelt verwandelten. Durch dieses Zelt drang kein Sonnenstrahl. In mir erwachte der Wunsch, in das Innere eines dieser Zelte einzudringen und mich, wenn es dort kühl und angenehm war, ein wenig niederzusetzen und auszuruhen. Es war nicht leicht, durch das dichte Netz der bis auf die Erde reichenden, dicken Weinranken durchzudringen. Nachdem ich die

Ranken auseinandergeschoben hatte, erblickte ich rings um den umwachsenen und von außen nicht sichtbaren Baumstamm einen kleinen trockenen Platz. In dieser angenehmen Kühle setzte ich mich auf einen Stein und lehnte den Rücken an den grauen Stamm des Baumes. In das Innere des Zeltes drangen doch hin und wieder ein paar goldene Strahlen ein, die grünen Blätter erglühten von innen in einem smaragdenen Licht, und überall malte die Sonne ihre Kringel. Es war so still, daß es schien, als ob sich die Luft nicht bewegte; mit Erstaunen stellte ich aber eine Bewegung fest, welche die Sonnenflecke in Verwirrung brachte, so, also ob sich jemand in die Sonne stellte und dann wieder fortginge. Vorsichtig schob ich die Weinranken auseinander und erblickte einige Schritte vor mir eine Hirschkuh, deren Fell wie mit Sonnenkringeln gezeichnet war. Zum Glück wehte der Wind gerade auf mich zu. Bei dieser geringen Entfernung konnte sogar ich die Hirschkuh wittern. Doch was wäre, wenn sich der Wind drehte? Der Gedanke, daß sie ein unvorsichtiges Rascheln stutzig machen könnte, beunruhigte mich sehr. Ich wagte kaum zu atmen. Sie näherte sich mir wie alle vorsichtigen Tiere – einen Schritt vorwärts gehend, dann wieder stehenbleibend; ihre ungeheuer großen und wachsamen Ohren drehte sie in die Richtung, in der sie etwas zu wittern schien. Einmal dachte ich, daß schon alles verloren wäre; sie wandte ihre Lauscher gerade mir zu, und jetzt sah ich wieder in ihrem linken Ohr das kleine Loch, das von einem Durchschuß herrühren mußte! Bei diesem Anblick war ich freudig bewegt, als ob ich einen Freund getroffen hätte, denn ich erkannte in ihr dieselbe Hirschkuh, die am Gebirgsbach mit dem Fuß aufgestampft hatte. In Nachdenken versunken oder in einer plötzlichen unwilligen Regung hob sie auch jetzt, genauso wie damals, ihren Vorderfuß, und wenn ich auch nur ein einziges Weinblatt durch meinen Atem bewegte, würde sie wieder aufstampfen und verschwinden. Doch ich erstarb, und sie setzte langsam den Fuß wieder auf, machte einen und noch einen Schritt zu mir her: Ich sah ihr gerade in die Augen, bewunderte ihre Schönheit und stellte mir diese selben Augen bei einer Frau vor und dachte sie mir als Blume, als eine unverhoffte Entdeckung inmitten der Blumen im Tal Susu-che.

Jetzt verstand ich erst richtig den Namen Blume-Hirsch, und ich ward bei dem Gedanken freudig gestimmt, daß vor vielen tausend Jahren ein gelbhäutiger Poet beim Anblick dieser Augen sie als Blumen empfand und daß ich, ein Weißhäutiger, dasselbe fühlte und auch mir diese Augen wie Blumen vorkamen. Es freute mich, daß ich diese Beobachtung nicht allein gemacht hatte und daß es Dinge gibt, über die man nicht weiter zu diskutieren braucht. Jetzt verstand ich auch, warum die Chinesen die Panten gerade dieses Hirsches besonders schätzten



und nicht die des plumpen Isubrahirsches oder Marals: Es gibt auf der Erde viel nützliche und heilsame Dinge, doch es ist selten, daß das Nützliche zugleich von makelloser Schönheit ist.

Währenddessen hatte sich Chua-lu noch einige Schritte meinem Zelt genähert. Plötzlich erhob sie sich auf ihre Hinterfüße, die Vorderfüße hoch über mir aufstellend. Durch das Geflecht des wilden Weines streckten sich die kleinen, zierlichen Hufe zu mir herein. Ich hörte, wie sie die saftigen Weinblätter abriß, die eine Lieblingsspeise der gefleckten Hirsche und auch für unseren Geschmack angenehm sind. Beim Anblick ihres großen Euters, aus dem die Milch tropfte, erinnerte ich mich an ihr Hirschkälbchen, wagte jedoch nicht, mich zu bücken, um durch die kleine Öffnung nach ihm Umschau zu halten: es mußte ganz sicher hier in der Nähe sein. Als Jäger – das heißt also auch als ein Tier – fühlte ich mich sehr verlockt, jetzt ganz vorsichtig aufzustehen und die Hirschkuh schnell an den Hufen zu packen. Ich war ein starker Mann und mir vollkommen sicher: Wenn ich die Hirschkuh ganz fest an den Fesseln faßte, würde ich sie bezwingen und mit meinem Gürtel binden können.

Jeder Jäger wird mein heißes Verlangen begreifen, das Tier zu fangen, es mir zu eigen zu machen. Doch der andere Mensch in mir, der wollte in diesen Augenblick nichts bezwingen, im Gegenteil, diesen Anblick wollte er in seiner ganzen Reinheit auf immer im Gedächtnis festhalten. Alle sind wir nur Menschen, durch viel Gemeinsames verbunden: Auch den leidenschaftlichsten Jäger schmerzt es, wenn das verwundete Tier stirbt, und der empfindsamste Beobachter möchte gern die Blume, den Hirsch, den Vogel als eigen besitzen. Als Jäger kannte ich mich sehr gut, doch nie hätte ich erwartet, daß noch ein anderer Mensch in mir steckte, daß mich, den Jäger, die Schönheit – oder was war es? – unversehens an Händen und Füßen fesseln könnte. In mir stritten zwei Stimmen. Die eine sagte: ‚Niemals kommt dieser Augenblick wieder, und ewig wirst du ihm nachtrauern. Pack zu, halte fest! Und das schönste Tier der Erde, die Hindin Chua-lu, wird dir gehören!‘ Die andere Stimme erwiderte: ‚Bleibe ruhig! Diesen herrlichen Augenblick kannst du für immer in deiner Seele bewahren, wenn du ihn nicht mit deinen eigenen Händen zerstörst.‘ Es war wie im Märchen – der Jäger hat das Gewehr schon auf den Schwan angelegt und hört plötzlich eine Stimme: ‚Warte noch etwas! Schieße nicht!‘ Und der Schwan verwandelt sich, und eine wunderbar schöne Prinzessin tritt vor den Jäger.

Ich atmete kaum im inneren Kampf, aber ich begann zu zittern wie ein Hund auf dem Anstand. Wahrscheinlich übermittelte sich der Hirschkuh mein Zittern als eine Art von Unruhe. Chua-lu löste vorsichtig ihre kleinen Hufe aus dem

Weingeflecht, stellte sich auf ihre zarten Füße und blickte mit besonderer Aufmerksamkeit in das Dunkel des Laubes. Sie blickte mir gerade in die Augen, machte plötzlich kehrt und ging fort, blieb dann stehen und sah sich um. Von irgendwoher tauchte das Hirschkälbchen auf und kam dicht an sie heran. Beide blickten mir lange in die Augen und verschwanden dann im Gezweig des Blauspierstrauchs.

August Bondeson

Tromp und Kranz

Die beiden Schwäger, der Schinder-Nils und der Kristian, lagen am Abend vor Johanni auf Storaå und fischten. Sie hatten eben eine Grundleine mit fünfhundert Haken ausgelegt – war also nicht der Teufel im Spiel, so mußten die Aale zu einer Kanne Feiertagsbranntwein für morgen reichen. Jetzt ruderten sie bei Pilön ans Land und gedachten, in dem alten Schafschuppen zu nächtigen und auf ihre Geräte aufzupassen, denn es gab immer dann und wann Fischer in Kröplinge, die nicht recht zwischen mein und dein zu unterscheiden wußten und die obendrein meinten, der Schinder und der Kristian hätten nichts in ihrem Fischwasser zu tun, wiewohl sie da soviel zu tun hatten wie irgendwo anders – das heißt, weggejagt konnten sie überall werden.

Der erste, der ans Land sprang, war Kristians kleiner garstiger, zottiger Hund, der die ganze Zeit vorn im Kahn gesessen und sich umgeguckt hatte.

„Das war recht, daß du den Wächter mitgenommen hast, Kristian. Der sagt wenigstens seine Meinung, wenn jemand daherkommt und die Nase hineinstecken will“, meinte Schinder-Nils und zog den Kahn in der kleinen Bucht am unteren Ende des Sees herauf.

„Ja, es ist ganz gut, den mitzunehmen“, sagte Kristian und nahm eine neue Prise, ehe er von dem Achterbrett aufstand und ans Land kletterte. „Mich wundert's nur, daß du dir keinen neuen Hund anschaffst, wo du doch so versessen aufs Schießen bist. 's ist schon recht lange her, seit du den Kranz gehabt.“

Nils setzte sich auf einen Erlenstumpf bei der Kahnleiste. „Ja, das versteht sich“, sagte er und kratzte sich im Nacken. „Einen Hund erhalten könnt' ich wohl so gut wie du. Freilich ist es so, daß ein Schinder alleweil ein armer

Schlucker ist. Aber kann einer das Futter für die Menschen zusammenkratzen, so ist er auch imstande herzuschaffen, was so ein Hundevieh braucht. Nein, deswegen ist's nicht, daß ich ohne Hund bin. – Aber ich will's dir sagen, Kristian, das war so eine garstige Sache, wie ich mich hab' sollen von den zwei Hunden trennen, die mein gewesen, vom Tromp und vom Kranz, daß ich's nicht noch mal mitmachen will, wenn's nicht sein muß."

„Oh!" machte Kristian und setzte sich neben den Schinder auf die Erde. „So was muß doch ein Ende haben. Und 's ist ja doch nur ein unvernünftig Vieh. Nie hab' ich mir den Abschied von meinen Hunden nah gehen lassen. Das da ist der fünfte Wächter, seitdem ich und Neta Karolina beisammen sind. Alle viere hat sie gut versorgt, wie wir sie nicht länger gemocht, und sie wird schon auch den auf sich nehmen, wenn die Reihe an ihn kommt. Nichts weiter wie ein Stückchen Strick mit einem Stein um den Hals – dann hinunter auf den Bachgrund, da können sie unten schweifwedeln."

„Pfui Teufel, was für eine Rede! Du bist doch immer der gleiche, nicht kalt und nicht warm. Du weißt eben nicht, was das heißt, ein Vieh einmal wirklich gern haben."

Kristian strich sich um den Mund.

„Oho, das weiß ich schon", meinte er.

„Nein, meiner Seel', du nicht!" sagte der Schinder. „Aber ich weiß es, ich. – Denkst du noch an meinen Tromp?"

„Ja, das war der Grauzottige, den du auf Galtåsen gehabt, da unterhalb dem Trottabärger Herrenhof, wo du deiner Mutter die Pachtwirtschaft geführt hast."

„Ja, das war er. – Ich hab' ihn beim Jon vom Slätthult bekommen. Er war von der Schäferhundrasse. Ja, das war einer! – Sapperlot, was der Hasen in den Tod brachte! Er war erst fünf Jahre, wie ihn der Teufel holte, sonst wär' er mir wohl noch viele Jahre gefolgt."

„Was meinst du damit, daß ihn der Teufel holte?"

„Verflucht! Hast du nichts davon gehört? Freilich, ich red' nicht gern unnötig davon, denn lustig ist's nicht, daran zu denken. Pfui Teufel!" sagte der Schinder und spuckte aus, daß der Kautabak herumflog. – „Ei ja, meiner Seel', das war ein Hasenhund. Und wie er auf die Füchse ging! Trieb er im Morgengrauen einen Fuchs auf, so folgt' er ihm bis zum lieben Abend, wenn der Fuchs nicht in den Bau ging. Und tat er's, dann ging er ihm nach. Mitunter war er so zerrissen, daß sein Kopf aussah wie zerhackt und die Hautfetzen um ihn schlotterten, wenn er sich schüttelte. Aber den Roten mußt' er immer beim Pelz haben. Den

letzten Winter war er dabei, wie elf Füchse ins Gras bissen – und dazumal kriegte einer sieben Reichstaler für den Fuchspelz, so eine Nachfrage sei in Rußland nach Fuchspelz, sagten sie –, also das waren, wart nur – sieben und sieben und sieben und sieben ... Siebenundsiebzig Reichstaler in einem Winter – das will was heißen. Da aber kam der verfluchte Leutnant vom Herrenhof aus Deutschland heim, und da hat er sich's in den Kopf gesetzt, einmal eine große Jagd zu richten. Sonst war er justament kein Jäger – dazu war er viel zu faul. Bis um zwölf am Tag schlafen und mit Vierspann fahren, und wenn's auch nur zum nächsten Hof war, ja! – Pfui Teufel! – Da kamen jetzt Herrenleute und Gesinde von Dänemark und Schonen herüber, um bei der großen Jagd mit dabeizusein. Und der alte Spjut, der Waldhüter, der war drauf und dran, den Verstand zu verlieren, so himmelangst war ihm, wie der Leutnant zu ihm sagte, er hab' es zu verantworten, daß die Jagd gut abliefe – er war ja schon so alt und schlapp, der arme Bursche. Aber da schickte er zu mir und bat mich, um Himmels willen zu kommen und zu helfen. Ja, ich war auch der Rechte dazu. Zwanzig Jahre war ich erst, und den hätt' ich sehen mögen, der dazumal leichter an Gliedern und flinker auf den Beinen gewesen als ich. Und die Felder kannt' ich besser als unseren eigenen Stubenboden. Da war eine Meile weit kein Hasenloch an einer Zaunhecke, von dem ich nicht wußte. – Also, den Abend vor der Jagd kam ich hin, und Spjut, der arme Kerl, der war so froh darüber, daß er eine Halbe Branntwein vom Schulzen lieh, die wir aussoffen. Und dann erwogen wir, Spjut und ich, wie wir's mit der Jagd machen sollten, denn ich mußte die ganze Geschichte auf mich nehmen, versteht sich.

Am Morgen also sollt' es losgehen in den Feldern. Aber es brauchte eine hübsche Zeit, ehe die Herren alle auf den Beinen waren. Die Herren hatten ihre großen starken Spürhunde mit und gingen einher und beguckten einer des anderen Hund. Und einer flunkerte mehr als der andere von den seinigen und meinte, es gäbe deren gleiche nicht, denn es waren einige aus England und einige aus Deutschland. Keiner fand sich, der einen Blick für meinen kleinen Tromp gehabt, eh' wir nicht ein gut Stück auf dem Weg nach der Au waren. Da fiel's einem von den Herren, einem langen, dünnen, krummbeinigen mit Schnauzbart, ein zu grinsen.

‚Was, zum Kuckuck, soll denn der kleine Bauernhund dabei?' sagte er und zeigte auf Tromp, den ich an der Leine führte.

‚Ei', sagte ich, ‚den hab' ich bloß so zum Spaß mitgenommen, damit er einmal zuschauen kann, wie's die Herrschaftshunde machen, und ein bissel was lernt', sagte ich, im Jux nur, versteht sich, denn ich wußte recht gut, wie die Herren-

hunde sind, stumm in den Beinen und verschlafen, daß sie nicht einmal dazu gut sind, eine alte, hinkende Sau herzuschleppen.

Die Herren lachten.

‚Ja, das scheint er, meiner Treu, nötig zu haben', meinten sie.

Ich aber dachte: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Hahaha! dacht' ich.

Sie hatten Jäger mit, die ihre Hunde führten. Und wie wir nun in die Au kamen, da stellten Spjut und ich die Herren auf ihre Plätze, und nun hieß ich die Jäger die Hunde loslassen. Ich aber ließ meinen Tromp nicht los – ich hatt' erst Lust zu sehen, wie diese raren Englischen und Deutschen sich aufführen würden.

Es war justament ein Morgen zu Anfang September, und der Tau lag als wie ein Flor über dem Feld, mächtig schön war's! Nicht eine Minute hätt's gedauert, so hätten wir einen Meister Lampe auf den Beinen gehabt, wenn ich meinen Tromp hätte losgelassen. Aber diese lausigen Herrschaftshunde, die rannten hinter den Eichenbüschen herum und schwenkten die langen Schwänze und schnupperten und schnüffelten und trieben alles Mögliche und Unmögliche – aber einen Hasen fanden sie nicht. Dann endlich schien der eine was aufgespürt zu haben, und das war nun, meiner Seel', ein Durcheinander und Getue. Das ganze Rudel, sieben, acht Stück an der Zahl, und das war ein Balgen und Puffen, daß sie rein einer den andern umschmissen. Fort also ein Stück mit schrecklichem Hallo und dann wieder zurück. Auf die Art ging's wieder und wiederum, hin und her, her und hin. Ich lachte, daß ich mich beinah setzen mußte. Das war akkurat was zum Lernen! Der Tromp, der war aber ganz wild, winselte und riß an der Schnur und stand auf zwei Beinen und hopste und wollte endlich dabeisein. Läßt sich denken, wie ihm das tat – da an der Leine gehen –, wo er einen Höllenspektakel anhub, sowie er nur einen nach der Büchse greifen sah, und wie ein Blitz abfuhr, sobald er nur draußen am Feld war – ich sah ihn nicht öfter bei meinen Beinen, als wenn er mit einem Hasen daherkam. Aber ich dachte: Nur Geduld, nur Geduld, mein Bürschlein! Deine Zeit kommt schon!

Na, schließlich hatten die herrschaftlichen Hunde doch das Aufundabwalzen satt, und nun gingen sie den Jägern an die Beine und ließen den Schwanz hängen und streckten die Zunge heraus, als wenn sie sich wunder was strapaziert hätten.

Himmelsackerment, dacht' ich mir da, jetzt sollt ihr einen andern Tanz zu sehen kriegen, dacht' ich, aber ich sagte nichts, sondern streifte nur dem Tromp die Leine ab.

Der stob davon, daß eins nichts wie einen grauen Streifen sah – da hinüber, wo eben noch alles drunter und drüber gegangen, und in weniger, als eines

braucht, um bis zwanzig zu zählen, schrie er auf. Und das ganze Hunderudel fuhr ab, hinter ihm her mit einem gewaltigen Spektakel.

‚Jetzt ist der Hase auf den Beinen! Aufgepaßt jetzt!‘ schrie ich und lief hin auf den Anstand zu meinem alten Standplatz mitten in den Büschen auf einem Steinhügel.

Ja, sapperlot – kaum war ich dort, so kam schon der Hase dahergesprengt und wollte hinüber. Aber kannst dir denken, wie eilig ich ihn das Stehenbleiben lehrte; denn sowie es knallte, überkugelte er sich ein paarmal, und dann lag er da. Meine Büchse war aber auch eine, die sich sehen lassen konnte, ich hatte sie von dem alten Förster Krona gekauft. Nun schmiß ich den Hasen, wie er da war, in die Tasche, packte Tromp und schickte ihn gleich wieder hinaus, denn ich wußte, daß es noch einen Lampe hier in der Au gab. Es war keine Not um Hasen dazumal, denn ich hatt' es auf die Füchse in der Umgegend abgesehen. Und ein bequemes Jagen war es auch, weil da noch nicht die verflixten Rehe waren, die die Hunde irremachen und jede anständige Hasenjagd verderben. Heut' kann ja einer seinen Hund nicht in die Au lassen, ohne daß er ein Reh aufspürt, und dann adieu für heut' mit dem Hund, wenn was Gutes an ihm ist. Ja, dazumal war's lustig, das Hasenjagen. Ich weiß noch, wenn schöner Spurschnee war vor Weihnachten und die Hasen recht im Element, da knallt' ich fünf, sechs am Tag nieder. – Ja also, meiner Seel', es dauerte nicht lang', da blafft der Tromp wiederum, und die anderen Hunde kläffen mit, aber vom Hasen kriegen sie nicht eine Spur zu sehen. Ich sprang wieder auf den Anstand, und der zweite Hase hatt' es just ebenso eilig mit dem Liegenbleiben. Hihi! Und ich meinte, ich hätt' meine Sache recht ordentlich getan.

Da kamen aber die Herren und die Jäger herbeigerannt. Und die Herren waren fuchsteufelswild.

‚Was, zum Kuckuck, ist das für eine Ordnung?‘ schrien sie. ‚Glaubst du, die Jagd ist dazu angesagt, damit du die Hasen schießen sollst?‘

Ich wußte gar nichts zu sagen.

‚Meinst du, wir sind heruntergereist von Schonen und Dänemark, um deine lausigen Schüsse anzuhören?‘ fragten sie.

‚Nein‘, sagt' ich da, ‚aber ich hab' gemeint, wenn einer den Augenblick ersieht, einen Hasen zu schießen, so soll er's auch tun‘, sagt' ich.

‚Zum Henker, Kerl!‘ schrie da ein aufgeblasener Koloß mit einer großen roten Nase, den sie, wie ich hörte, Rittmeister nannten. ‚Wir sind da, um selbst das Vergnügen zu haben, Hasen zu schießen. Verstanden, Lümmel?‘

Das war mir noch gar nie eingefallen. Aber seine Richtigkeit mocht' es schon



haben, denn ich will gar nicht in Abrede stellen, daß das Hasenschießen ein Vergnügen ist. Und ich war beinah daran, zu bereuen, daß ich die Hasen nicht hatt' laufen lassen, denn da wären sie zu guter Letzt doch den Herren vor den Paß gekommen.

Der Tromp verstand, daß nicht alles war, wie es sein sollte, denn er drängte sich an mich, so dicht er konnte.

Da sagte der große Krummbeinige mit dem großen Schnauzbart: ‚Wer hat dir denn erlaubt, den Hund abzukoppeln?'

‚Erlaubt hat mir's keiner', sagt ich. ‚Aber ich hab' mir gedacht, es wird das beste sein, weil die anderen Hunde ja doch nichts aufspürten. Sie kennen ja die Felder nicht', meint' ich zu ihm. ‚Mein Tromp hat beide Hasen aufgespürt.'

Da wurden die Herren ein wenig milder von Aussehen.

‚Was willst du für den Racker haben?' fragte der mit der großen roten Nase, den sie Rittmeister nannten.

‚Nichts', sagt' ich. ‚Den verkauf ich nicht.'

‚Was, zum Kuckuck, hast du da für obstinate Treiber!' sagte er zum Leutnant, der dabeistand und ganz verdonnert dreinschaute. ‚Das sollte bei mir daheim sein, da wüßt' ich wohl, was ich täte', sagte er und holte mit dem Arm aus, wie wenn einer mit dem Stecken zuhaut. ‚'s ist doch einer von deinen Leuten?'

‚Ja, das ist er', sagte der Leutnant.

‚Parbleu! Einen Kerl auf seinem Gut haben, der Jäger ist und einen Jagdhund hält und den Jagdgästen die Hasen vor der Nase wegschießt! Da sollte man doch wenigstens niemanden zur Jagd herbemühen. – Aber das Hundevieh wenigstens hätt' einen eiligen Abgang, wenn das auf meinem Grund und Boden wäre. Pfui Teufel!' machte der Rittmeister, und damit wandte er sich vom Leutnant ab.

Der Leutnant stand da und zitterte ordentlich vor Zorn und Wut. Und ehe ich wußte wie, hatte er die Büchse ans Maul gelegt und abgeknallt.

Tromp gab ein Winseln von sich, daß es einem durch Mark und Bein gehen konnt'. Und als ich hinsah, da hatte der Teufel den Hund angeschossen, aber ihn nur ins Hinterteil getroffen. Und nun schleppte das arme Vieh sich über meine Füße hin und schaute zu mir auf.

Hei, wie das Blut in mir kochte! In einem Nu hatte ich die Hähne gespannt. Dem Teufel wollt' ich augenblicklich einen Schuß zurückgeben. Da aber wimmerte der arme Tromp so jämmerlich, daß ich drei Schritt zurücksprang und ihm einen Schuß mitten in den Kopf setzte, daß Blut und Hirn spritzten. Dann hob ich die Büchse wieder . . .

‚Bist du toll, Kerl? Weißt du, was du tust?' schrien die Herren.

Da setzte ich die Büchse wieder ab. Weinen wollt' ich und fluchen, konnt' aber beides nicht, sondern stand nur da und zitterte.

‚Alle Hagel, der würde auf meinen Gütern nicht alt werden', meinte der Rittmeister mit der großen roten Nase.

Aber der lange Krummbeinige mit dem großen Schnauzbart, der sagte zum Leutnant, der noch dastand und dreinglotzte, im Gesicht so weiß wie ein Leintuch: ‚Gib dem Kerl etwas für den Hund und laß ihn dann laufen!'

Und der Leutnant nahm einen Silbertaler aus der Tasche und schmiß ihn mir zu. Ich aber stieß das Geldstück mit dem Fuß, daß es mit einem Ruck zur Hölle fuhr.

‚Glaubt ihr, ihr könnt alles mit Geld bezahlen? Geht zum Satan mitsamt euerm Geld!' sagte ich, und damit ging ich.

Aber zur selben Stunde war ich auch los und ledig der Pacht, die ich im Frühjahr angenommen, und auch die Mutter mußte ausziehen. Wir hatten nämlich keinen Kontrakt, denn auf dem Hofe war's nicht Brauch, den Häuslern Kontrakt zu machen, wiewohl's freilich der Leutnant schriftlich von uns hatte, daß er uns pressen konnte, wie er nur wollte. So mußten wir den Winter über in der elenden Bootsmannshütte beim närrischen Halling bleiben und hatten nicht viel zu beißen. Dazumal war's, wo ich Schinder wurde – Pferdeabdecker muß man eher sagen; anderer Leute Hunde hatten hübsch Ruhe vor mir.

Mehr als eine Nacht aber lag ich drüben beim Herrenhof und paßte dem Leutnantssatan auf; denn mit dem Bösen selbst hätt' ich mich eingelassen, hätt' der Hund einen Denkzettel abgekriegt für meinen alten Tromp. Er hütete sich gar wohl, mir in die Klauen zu kommen – aber mit dem Messer schnitt ich in seine Schlafzimmerwand, daß die Holzverkleidung ganz zerschunden war.

Ja, seit Tromp fort war, konnt' ich lange nicht nach der Büchse greifen. Und einen neuen Hund mir zu schaffen, daran dacht' ich nicht einmal. Denn wann immer ich nur wollte, konnte ich den alten vor meinen Augen sehen, wie er mich anguckte, nachdem er den Schuß vom Leutnant gekriegt, und mich um Hilfe anbettelte. Und auf solche Art mußt' ich ihm helfen – ihm den Gnadenschuß geben! Pfui, pfui! Und einmal ums andere wachte ich mitten in der Nacht auf und sah es vor mir – und wie Blut und Hirn flossen!

Aber da war ich einmal draußen auf Spurschnee – es war länger als ein Jahr, seit ich Tromp verlor. Da traf ich den Jäger Jöns am Feld, und wir waren immer gute Kameraden und gingen gern mitsammen auf die Jagd, insonderheit zur Zeit der jungen Wildenten, denn da gehörte ein Schütze auf jede Seite des Bachs, und auf die Seen gehörte einer zum Rudern, dieweil der andere die Büchse führt. Wir haben manche Kanne Branntwein zusammengeschossen. –

Jöns hatte zwei Hasen heimgebracht und ich drei, so daß wir uns keiner zu schämen brauchten. Und der Tag verging, und es ging auf den Abend, denn zur Weihnachtszeit hat eins nicht soviel Tagesstunden für sich. Und so meinten wir zwei eben, wir könnten auch diese Hasen noch draufgehen lassen. Wir stapften hin nach Sjönnvad und verkauften unsere Hasen und kauften uns jeder eine Halbe Branntwein, denn wir hatten keiner auch nur einen Tropfen Starken mitgehabt. Und wir spendierten eins dem andern und tranken Schnaps und waren munter und fidel.

Da erzählt nun der Jöns, daß seine Spela Junge gehabt, und herrschaftliche Junge noch dazu. Denn er hatte die Hündin mit sich auf den Herrenhof genommen und den großen Spürhund an sich gelockt, und das sollten Hunde werden – ganz extrafeine, von den beiden. Spela sei rein unübertrefflich für Hasen, für den Roten freilich sei sie zu klein und zu schwach, und drum wollte er einen rechten Fuchshund haben, und den würde er nun wohl haben, nach dem großen Herrenhofhund. Er hatte die beiden Jungen, die die größten Jagdknollen im Genick hatten, herausgenommen, wollte aber nur den einen behalten, den anderen verkaufen.

‚Was willst du für ihn haben?' fragt' ich ihn – rein aus Fürwitz, denn wie gesagt, war's mir gar nicht in den Sinn gekommen, mir einen neuen Hund zu schaffen.

Fünf Reichstaler wollte er dafür.

Wie wir aber so soffen und hin und her redeten, da ertauschte ich mir das eine Junge gegen ein neues Pulverhorn, das ich in der Stadt gegen einen Banko erstanden, und einen Reichstaler kriegte er noch dazu. Der Reichstaler aber ging, versteht sich, als Kauftrunk drauf, so daß Jöns nicht mehr für den jungen Hund hatte als das Pulverhorn.

Ich nahm den kleinen Wurm, als er gerade so alt war, daß er selbst zu fressen anfing. Und rot war der Kleine, mit einem weißen Ring um den Hals, und der Schwanz wurde so lang und breit wie von einem Fuchs. Ja, du erinnerst dich seiner ja noch. Jöns behielt, versteht sich, das schönere und größere von den beiden Jungen. Das war schwarz mit gelben Punkten über den Augen und gelben Füßen. Aber was glaubst du! Dem Jöns seiner hat ihm keine Freud' gemacht, das war ein rechter Trottel von einem Hund. Es glückt nicht immer, Herrenhund mit Bauernhund zu mischen. Der Kranz aber – sapperlot –, das war ein Hund! Und was Jöns allemal fluchte, daß er mir den besseren gelassen!

Eh' Kranz einjährig war, nahm ich ihn auf die Fuchsjagd mit. Und eine Freude war's, ihn herumstreichen zu sehen, den Schwanz wie einen großen dikken Kehrbesen in der Luft. Hihi. Ja, das war freilich ein Hund!

Hahaha! Wär' Kranz nicht gewesen, so wären du und ich bestimmt nicht Schwäger geworden, Kristian. Gar viel hätt' nicht gefehlt, so wär' ich hingegangen und hätt' drüben in Tranarp die Magd dort von Ebbe, die Stava, gefreit, die jetzt den Küster droben in Klafhult hat. Eine große, tüchtige Dirn' war's und wollte mir justament passen auf Ängstropet, das ich vom Fläbben in Boarp in Pacht nehmen sollt'. Uijeh, und gefallen hab' ich ihr, das hab' ich wohl gemerkt. Aber rechthaberisch war sie, wenn sie's auch zu Anfang nicht zeigte, und ich kann einmal rechthaberische Weiber nicht ausstehen. Die Weibsleute müssen sich nach den Männern richten, sonst – meiner Seel' – hat man keine Freud' mit der Ehe. Der Ebbe aber wollte die Stava nicht hergeben – eine Mordsdirn' zum Arbeiten, wie sie war, gerade soviel wert als ein schlechter Mann –, so daß es ihm gegen den Strich war, daß ich zu ihr ging. Aber er wußt' nichts davon, ob ich nun kam oder ging, denn Stava und der Knecht lagen in der Herberg', und sie hielten zusammen und ließen mich hinein, wenn ich auch mitten in der Nacht kam – freilich, ich hatte auch zumeist einen Schnaps mit, um dem Knecht den Mund zu stopfen.

Einmal aber bei Nacht hatt' ich Kranz mit hingenommen, und da geschah's, daß Stava ihm auf den langen Schwanz trat, so daß er aufschrie. Da kam Ebbe mit einem Licht in der Hand herausgefahren und machte einen mächtigen Spektakel und hieß mich zum Kuckuck gehen samt meinem elendigen Hund und sie im Haus bei Nacht schlafen lassen. Ich hieß ihn, versteht sich, akkurat so weit gehen und seine Nase nicht in Sachen stecken, die ihn nichts angingen. Und es fehlte nicht viel, so wär' eine Balgerei draus geworden.

Stava ärgerte das ganz schrecklich. Und so wütend wurde sie auf den Hund – denn der habe das alles angerichtet, meinte sie –, daß sie sagte, das abscheuliche Vieh müßt' ich ganz bestimmt fortgeben, sonst gucke sie sich nimmermehr um mich um, sagte sie.

‚Ich den Kranz fortgeben?' sagt' ich meinerseits. ‚Nein, meiner Seel', das tu' ich nicht, verlaß dich drauf.'

‚Ja, tu nur, was du willst', sagte sie.

‚Na, da kannst du zum Kuckuck gehen', sagte ich, denn ich war böse.

Das war doch zu zeitig, das Kommando zu nehmen, eh' wir noch beisammen waren. Wie sollte das werden, wenn wir erst verheiratet wären.

Ich hab' sie laufen lassen. Und nachher hab' ich gehört, daß sie auch so eine geworden ist, wie ich geglaubt hab', denn sie sagen, der arme Tropf von einem Küster darf nicht einmal soviel wie einen Zwölfschilling ausgeben, weil über jeden Stüber im Haus sie bestimmt. Und nicht soviel wie einen guten Freund

darf er zu einem Schnaps laden, ja, nicht einen gefrorenen Kotklumpen mit dem Fuß wegstoßen darf er, ohne daß er sie erst fragt. Hahaha! Nein, das war das beste Stückchen vom Kranz, daß er mich von dem Keifmaul frei machte. – Aber gut stehen sie sich, sagen die Leute.

Nein, da lob' ich mir schon das Weib, das ich hab'. Johanna Petternilla war immer gut zu Kranz und hatt' ihn gern, und drum hatt' ich auch sie gern. Und sie will, wie ich will. Und haben wir's auch nicht im Überfluß, so sind wir doch wenigstens einträchtig, und verhungern tun wir nicht, solang' ich lebe und es ein Pferd zum Abdecken gibt.

Jaja, der Kranz! An dem hab' ich meine Freude gehabt! Und ich mein' beinah, ich hätt' unseren Herrgott lieber eins von unseren Kindern nehmen lassen, als ihn zu verlieren, weil er einer der besten seiner Art war. Denn so ein Jagdhund wie den hat's in ganz Halland nicht gegeben – außer dem alten Tromp, muß ich sagen. Was es nur gab, konnt' ich mit ihm jagen. Fuchs und Dachs grub er aus, und es half ihnen nichts, wenn sie sich mit ihm zu balgen suchten. Hui! war er mit ihnen fertig. Und die Hasen nahm er oft und oft, so daß ich gar keinen Schuß an sie zu wenden brauchte. Und die jungen Wildenten biß er tot und schmiß sie hin, daß ich gar nichts anderes zu tun hatte, als hinter ihm herzugehen und sie schnell aufzulesen. Sogar als Vogelhund war er zu gebrauchen. Denn wußt' ich, daß ein Birkhahn im Moor lag, da nahm ich nur den Hund an die Leine und ließ ihn vor mir hergehen, bis ich's ihm anmerkte, daß er den Birkhühnern nah war; denn siehst du, da wischte er so possierlich mit dem großen weißen Schwanz und war so aufgeregt. Da band ich mir die Schnur um den Leib und ließ ihn nebenher gehen und scheuchte selbst die Birkhühner auf, und gar viele fegte ich solcherart nieder und Rebhühner dazu.

Und glaubt's mir, wiewohl Herrschaftshundeblut in ihm war, war er doch so wütend auf jeden herrschaftlich angezogenen Menschen, denn das hatte ich ihn gelehrt. Ja, wenn sie ihm ein Stück Zucker geboten – er hätte ihnen doch die Zähne gezeigt, den Herren und ihrem Gesinde. Aber den lumpigsten Bettler wedelte er an, ja den ärgsten Landstreicher, denn das hatt' ich ihn auch gelehrt.

Ei der Tausend, war das ein Hund! – Knapp und karg war's freilich manchmal bei uns, und viel hatten wir justament nicht für uns selbst und für ihn. Aber der hat sich zu helfen gewußt. Der hat sich drauf verstanden, in der Nacht sich in die Häuser hineinzugraben und sich am Schweinetrog oder am Katzentrog im Stall so pumpsatt zu fressen, daß er kaum wieder nach Haus konnte. Und Gott helf der Hausmutter, die die Küchentür vergessen hatt' zuzusperren, wenn Kranz auf den Strich ging. Wenn ich nur an die Anna Lena in Pärsgård denk' –

haha! Die hatte gerad' ein mächtig großes Stück Rindfleisch eingewässert, um das Salz herauszuziehen – zum Pfingstfest sollt' es aufgetischt werden. Da geschah's ihr, daß sie die Küchentür offenließ, dieweil sie ein wenig Reisig holen ging. Und glaubst du? – Kranz hatte aufgepaßt, und hui! war er drin, hatte den Braten erschnappt, und davon ging's über die Felder. Anna Lena schrie und hallote und rannte ihm nach, daß sie rein den Atem verlor. Und schwer und groß war das Fleischstück, so daß dem Kranz das Entwischen nicht so leicht war. Wie sie ins Jordbäratal kamen, da war ihm die Anna Lena schon so nah, daß sie ihn justament gleich bei dem großen dicken Schwanz gepackt hätt'. Aber da ließ Kranz das Fleisch fallen und zeigte Anna Lena die Zähne und grinste so garstig, daß sie ihrem himmlischen Vater dankte, als sie mit heilen Beinen und heilen Röcken wieder heimkam.

Und siehst du, das allerbeste war, daß er mit gar vielen guten Bissen angezogen kam. So was nennen die Herrenleut' ‚apportieren'. Und selbes hat er mit dem großen Fleischstück da auch gemacht, so daß wir gutes Salzrindfleisch an den Pfingsttagen zu kosten bekamen und mehrere Tage danach. Freilich hab' ich auch dafür gesorgt, daß er gleichfalls sein Gutes abbekam, und allemal, wenn ich fort war, ein Pferd abzuziehen, hatte ich den Kranz mit und ließ ihn vom Gekröse haben, soviel er wollte, und dann nahm ich die besten Bissen für ihn heim. Das muß ich sagen, schmecken hat er sich's lassen. Manche Tage war er so pumpvoll, daß er rein nur dalag und schnaufte.

Ja, sapperlot, der Kranz! Weder Tier noch Teufel braucht' ich zu fürchten, solang' ich ihn hatte. Besoffen konnt' ich sein, wie ich wollte – da war keiner, der sich an mich traute, wenn Kranz dabei war.

Einmal, da tat ich etwas, was mich reute – ich verkaufte den Hund. Aber versteht sich, das passierte auch in der Übereiltheit. Das war so, daß ich den Tag vor Christabend in der Stadt war und etwas frisches Fleisch für die Feiertage kaufen sollte. Ein paar Schnäpse hatt' ich, versteht sich, vertilgt. Und da steh' ich so eine Weile in Wennerstens Laden, und der Kranz ist mit mir. Und wie allezeit, wenn ich ein wenig Starkes in mir hatte, fing ich an mit Kranz zu flunkern. Und ich verschwor mich, daß es keinen besseren Hund in Halland gäbe – das konnt' ich auch leicht tun, denn es konnte keinen besseren geben. Da fragte einer von den Ladengehilfen, ob ich ihn verkaufen wollt'.

‚Nein, daran hab' ich nicht einmal gedacht', sagt' ich. ‚Aber 's kommt drauf an. Was krieg' ich für ihn?' frag' ich.

‚Das mußt du selbst sagen. Wer die Ware hat, stellt den Preis', meint' er.

Ich bedenk' mich eine Weile.

Na, meiner Seel', dann setz' ich einen Preis, daß du kein zweites Mal fragen sollst, denk' ich mir, und dann sag' ich: ‚Fünfunddreißig Reichstaler!' – Jetzt riech daran, Gelbschnabel! denk' ich mir.

Der Ladenschwengel aber hat's im voraus gehört, was der Hund alles kann, und so war er nicht blöd.

‚Ja, das geb' ich', sagte er nur, und so ist der Handel abgetan.

Mir war's gerad', wie wenn man mir mit einem Fetzen um die Nase gewischt hätt', denn ich wollt' ja den Hund um gar keinen Preis verkaufen. Aber ein schönes Stück Geld war's auch, versteht sich. Und ich hatte mein Wort gesagt, so mußt' ich dabei bleiben. Schinder bin ich, das ist meine Sache, aber bei meinem Wort steh' ich.

Na ja, ich versucht' es doch, mich so durchzuwinden, und grinste und fragte, ob's wirklich seine Meinung sei, denn ich hielt's für puren Spaß, sagt' ich. Aber er ließ nicht locker, sondern zählte mir die fünfunddreißig Reichstaler hin und schenkte mir einen Schnaps ein als Kauftrunk.

Na, da blieb mir nichts übrig, als das Geld zu nehmen und ihm den Hund zu lassen. Und sie legten ihn gleich an die Leine. Ich aber meinte rein, der Hund müßt' närrisch werden, als ich ging und er nicht mit durfte. Er schrie und heulte, daß man's über die halbe Stadt hörte, so lang sie ist. Es tat einem förmlich in der Brust weh, das zu hören. Aber was zum Kuckuck – er war ja in guten Händen, es ging ihm nichts ab.

Jetzt, versteht sich, kauft' ich ordentlich ein für die Feiertage. Fünf Pfund von allem und Sirup und Reisgrütze und Weizenmehl und Schnupftabak und Kreidepfeifen und eine ganze Kanne Branntwein und Pfeffernüsse und Tonkuckucke für die Kinder, denn die sollten auch mit dem Handel zufrieden sein – denn weißt du, die hingen gar so schrecklich an dem Kranz, so daß es gar nicht gemütlich war, ohne ihn heimzukommen.

Und doch wollt's kein richtiger Christabend werden daheim – denn Kranz war fort. Die Kinder aßen sich satt an dem guten Essen und den Pfeffernüssen und bliesen sich müd' an den Tonkuckucken, dann aber huben sie an von Kranz zu reden und zu flennen, weil er nicht kam und von dem Guten nicht mit kosten konnte. Johanna Petternilla sagte nichts, aber wie sie am Abend die Fischgräten und Erdäpfelschalen vom Tisch zusammenkratzte, da guckte sie schrägüber zum Trog im Ofenwinkel, wo Kranz sonst sein Futter hatte und seufzte. Ich tat gar nicht, wie wenn es einen Kranz gegeben hätt', aber leugnen will ich's nicht, daß ich die ganze Zeit an den Schlingel dachte – wie er jetzt wohl in einer Hofhütte stand und kaum eine Schüssel Milch und Brot hatte, während wir daheim in der

warmen Stube saßen und es uns auf seine Kosten schmecken ließen. Und wie er wohl heim verlangen mocht'! Der Tabak schmeckte ganz bitter in der Kreidepfeife, wiewohl's ein richtiger schwarzer Anker war, und auch der Schnaps schmeckte nicht, wie er sollte.

So legten wir uns zeitig, denn das Aufbleiben war nicht gemütlich. Und die Kinder, versteht sich, schliefen bald, und es dauerte nicht lange, so schnarchte Johanna Petternilla auch. Aber Lüge wär's, wenn ich sagen wollt', daß ich nur einen Augenblick einnickte; ich lag immer nur und dachte und dachte an den Sappermentshund. Zum Kuckuck mit dem Kranz, dacht' ich. Was geschehen, ist geschehen. Aber einerlei, schlafen konnt' ich doch nicht.

Wie's so gegen zwölf in der Nacht ging, da war mir's doch wie wenn mir's an den Augendeckeln ziehen wollt', und ich wandte Johanna Petternilla den Rücken und dacht' mir: Na also, jetzt wird's doch was mit dem Schlafen.

Aber gerad' im selben Augenblick weckt mich so ein gewaltiges Geschrei und Geheul vom Bach drunten. – Denn dazumal, wie das geschah, wohnt' ich in Kråkestugan drunten beim großen Bach. – Gleich kannt' ich den Laut. Das war Kranz, der im Bach war. Ausgerissen ist er, der Schlingel, und hat sich heimwärts gemacht. Der Bach war gefroren – auf beiden Seiten war Eis, in der Mitte aber war er offen und voller Eisbrei. Ich in die Höh' und in die Hosen, und die Holzschuhe an und hinaus in ein paar Sätzen zum Bach hinunter. Meinen kleinen Kahn schob ich vor mir her auf das Eis hinaus. Kranz war draußen. Ich hörte sein Plätschern. Ich fragte den Kuckuck nach Leben und Gesundheit, wenn ich nur den Teufelskerl erwischte.

‚Halt dich, Kranz! Ich komm'!' rief ich ihn an. Und da winselte er auf, was er konnte.

Wie ich gegen den Eisrand komm', kann ich den Kranz schon unterscheiden, wie er da liegt und patscht und nicht weiterkommen kann. Der Kopf war manchmal unter dem Wasser und manchmal darüber. Ich setzte mich in den Kahn und fuhr hinaus in die Rinne, und bald hatt' ich ihn am Pelz und zog ihn in den Kahn herauf. Mich hatt' es gewundert, daß er sich nicht hatt' selber helfen können – wo er so viele Male über den Bach geschwommen, wenn's gerad' so schwer war wie heut –, jetzt braucht' ich mich nicht mehr zu wundern. Ausgerissen war er, der Sapperlotskerl, und hatte die ganze dicke Eisenkette mitgeschleppt, und die war's, die ihn hinunterzog, so oft er aus dem Wasser kam. Es war nicht viel Leben in ihm, und doch wedelte er mit dem langen nassen Schwanz und strich sich an mich.

Jetzt sollten wir aber ans Land. Kranz war nicht so schwer zu tragen, den



nahm ich einfach beim Genick und warf ihn aufs Eis. Selbst aber braucht' ich nahezu eine Viertelstunde, eh' ich imstand' war, aufs Land zu kommen. Stück für Stück mußt' ich das Eis übereinanderschlagen, eh' es so stark war, mich zu tragen.

Nun gab das eine Freude daheim. Johanna Petternilla sprang aus dem Bett, so leicht wie ein Fisch, und machte Feuer und setzte den Kessel auf, so daß ich einen Schnaps zum Erwärmen bekam, denn ich war völlig schlapp. Läßt sich auch denken – im bloßen Hemd und Unterhosen und Holzschlappen eine ganze Viertelstunde draußen im Bach zur Christzeit. Die Kinder wachten auf und mußten heraus und Kranz tätscheln. Und trocknen taten wir ihn und beim Ofen wärmen, und die Kinder wollten ihm alle Pfeffernüsse geben, die sie übrig hatten. Nun erst waren es rechte Weihnachten, nachdem wir ihn wieder bei uns hatten, den nassen Kranz. Und den ganzen Morgen kam kein Schlaf in unsere Augen.

Ja, so war's. Der Ladengehilfe aber, der kriegte kein Haar mehr vom Kranz zu sehen. Denn das verschwor ich, daß, komme, was da wolle, der Hund nicht anders denn als Leiche von mir kommen solle. Am dritten Tag dann schickte ich Johanna Petternilla zur Stadt hinein mit den zwanzig Reichstalern, die ich von dem Sündengeld noch übrig hatte. Und sie mußte alles erzählen, wie es in der Nacht zugegangen, und dann flennte sie ein Quentchen, denn das wird ja den Weibsleuten just nicht so schwer, und dann bat sie den Ladengehilfen so schön, er möchte doch das Geld wiedernehmen, das sie bei sich hatte, und sich mit dem andern gedulden, bis wir es nach und nach zusammengespart – bis die Beeren reif würden, meinte sie, denn sie selbst und die Kinder seien nicht dumm im Beerensuchen. Freilich, lieb war ihm das nicht, denn er hätte gern an freien Sonntagen den Hund zum Jagen gehabt, und mag sein, daß er auch gedacht, sich was mit ihm zu verdienen. – Und siehst du, die fünfzehn Reichstaler, auf die konnt' er warten und wartet noch drauf, wenn er so dumm ist, heißt das; denn für das Beerengeld hat die Mutter anderen Gebrauch, und was ich hab' zusammenschuften und -scharren können, für das hab' ich auch Verwendung gewußt, ohne daß ich's just hab' dem Falkenbärger Ladengehilfen hintragen müssen.

Ja, Kranz jagte später noch viele Leben in den Tod. Schließlich aber wurd' er alt und schäbig, wie wir's alle werden. Erst fing er an schlecht zu hören, und bald hörte er's kaum, wie laut wir ihn auch riefen. Dann hub er an, sich selbst aufzufressen, und ein solches Jucken hatt' er, daß er stundenlang dasitzen und sich an dem Herd oder der Bettkante in der Stube drin reiben konnte – bis das rote Blut rann. Und wie gutes Fressen er auch kriegte, wurde er doch immer

magerer und magerer. Es war nur der lange dicke Schwanz, der sich noch hielt, obwohl er ihn nicht mehr so hoch trug wie früher.

Johanna Petternilla bat mich ein ums andere Mal, ich möchte ihm doch den Gnadenschuß geben, denn nun sei er ja weder uns noch sich mehr zur Freude. Ich aber konnte nicht. Mitunter schien's mir, als tät' ich ihm und mir einen Gefallen, wenn ich ein Ende machte. Aber hatte ich dann die Büchse geladen und wollte mit ihm ins Feld hinaus – ja, da war es mir rein, als sollt' ich selber zum Richtblock gehen. Denn wenn ich ihn lockte und er dann kam und mich so treu anschaute und mit dem langen dicken Schwanz wedelte, dann – ging ich und hängte die Büchse wiederum auf.

Aber Johanna Petternilla bekam es immer satter, je länger es dauerte. Er lag jetzt beständig im Weg und war so steifbeinig und siech, daß er schrie, sobald er nur aufstehen sollte. Dann kriegte er ein Häutchen auf dem einen Auge und wurde blind drauf, und auf dem anderen sah er auch nicht mehr gar so gut. Johanna Petternilla schalt mich fast, daß ich das Herz hatte, ihn so leiden zu lassen, und mich nicht über ihn erbarmte.

Na, da fing nun Johanna Petternilla an zu spekulieren, wie sie am besten ein Ende mit ihm mache, ohne daß ich es wisse. Und eines Tages, wie ich drüben in Västerby war, paßte sie auf und nahm den alten Gemeindearmen Tjohäj mit und gab dem Narren einen Schnaps, damit er ihr helfe, dem Hund den Garaus zu machen. Und sie kamen überein, einen Strick zu nehmen und den armen Tropf drüben im Birkenwald über dem Kråkehof an einem Baum aufzuhängen. Also, das Weib nahm den Strick und machte eine Schlinge daran, und Tjohäj packte den Hund, und so machten sie sich auf den Weg hinauf in die Birken. Der Hund winselte den ganzen Weg und suchte sich loszureißen. Es war, als hätt' er ihr Vorhaben verstanden.

Als sie angekommen waren, band Johanna Petternilla den Strick an einen starken Birkenast, und dann steckten sie den Hund mit dem Kopf in die Schlinge und zogen an, und Tjohäj ließ ihn los. Aber so schrecklich war's ihnen beiden, daß sie gleich den Rücken kehrten und heimliefen. Sie konnten's nicht ansehen, wie er mit dem Tode rang. Johanna Petternilla hatte Gespensterfurcht mitten am hellichten Tag.

Nun war's also aus mit dem alten Kranz, meinten sie. Und Johanna Petternilla setzte den Kessel auf und gab Tjohäj einen schönen Schnaps – der sollte statt des Leichentrunks sein.

Dann später am Nachmittag kam ich heim, und da erzählte mir, versteht sich, Johanna Petternilla alles, was sie mit dem Hund angestellt. Mir schien's freilich,

es sei ein garstiges Ende, daß er hatte gehängt werden müssen, der alte, ehrliche Kranz, und es reute mich, daß ich ihm nicht einen ehrlichen Schuß gegeben, denn das hatte er verdient gehabt und nicht, gehängt zu werden wie ein Missetäter. Aber geschehen war geschehen. Und gut war's, daß es ein Ende hatte mit dem ärgerlichen Gerede und Verdruß im Haus.

Aber zum Kuckuck! Wie ich ins Vorhaus will – ich dachte ins Birkengehölz hinaufzugehen, den Strick heimzunehmen und das Aas zu vergraben –, da liegt der Kranz draußen. Und er kriecht mir entgegen und wedelt mit dem großen Schwanz. Ich bin drauf und dran, mich vor Staunen niederzusetzen. Spukt der Hund, oder was, der Teufel, ist das? – Nein, behüte, es war wirklich der alte Kranz und gar kein Gespenst. Er leckte mir die Hand, der arme Wicht. Versteht sich, sie hatten den Knoten im Strick so schlecht gemacht, daß der Hund sich losgerissen hatte. Und so klug war er, der Racker, daß er sich außer dem Hause hielt, bis er wußte, daß ich heimgekommen sei.

Ich riß die Stubentür auf.

‚Komm heraus, Johanna Petternilla, dann wirst was sehen!' rief ich in die Stube hinein.

Johanna Petternilla tat ein paar Schritte zurück und wurde weiß wie ein Leintuch, wie sie den Kranz bei lebendigem Leib draußen im Vorhaus sah.

‚Ja, ja', sagt' ich, ‚so ist's einmal! Was Weibsleute und Narren tun, da wird nichts Gescheites draus', sagt' ich. ‚Nun leg' ich selbst Hand an ihn – aber gehängt soll er nicht mehr werden.'

Und ich ging hin und lud meine Büchse. Ich hatt' so ein altes großes Kronengewehr, in das eine ganze Handvoll Pulver und Hagel hineinging. Aber mit dem Gewehr konnt' ich auch bürgen, daß der Schuß, wo er saß, auch seine Wirkung tat. Das lud ich. –

Wie ich aber nun ins Vorhaus hinauskomm' und den Hund mit mir nehmen will, da glotzt er mich so groß an mit seinem einen Aug' – recht, wie wenn er sagen tät: Willst du mir jetzt Übles antun? Denn er sah mir's wohl an, daß nicht die Rede davon war, auf die Jagd zu gehen. Und dann wedelte er mich an mit dem großen dicken Schwanz. Und herrje – ob ich's imstand' gewesen wär', zu tun, wie ich wollte! Nein, ich ging hinein und hängte die Büchse zum fünfzigsten Male wieder auf.

Jetzt aber, dacht' ich, müss' es doch endlich ein Ende haben damit, denn sonst lacht mir ja noch das Weib mitten ins Gesicht und reibt mir's unter die Nase, daß ich nicht einmal so viel imstand' bin wie sie, denn sie hat ja das ihrige getan, das Vieh aus dem Leben zu schaffen, wenn's auch nicht glückte. – Da fiel

mir was ein. Eine gute Mahlzeit soll er noch haben, eh' er aus dem Weltlichen scheidet, dacht' ich, und dahinein geb' ich ihm ein wenig Weiß. Und wenn das anfängt, seine Wirkung zu tun, dann erleichtere ich ja nur mein Gewissen, wenn ich einen Schuß auf ihn abgeb' und den Schmerzen ein Ende mache, denn sterben muß er dann doch auf jeden Fall. – Na, da wußte ich denn, daß Brei und Milch ihm das Liebste war, denn auf die alten Tage hatte er auch schlechte Zähne gekriegt. Und so ging ich zu Johanna Petternilla hinaus in die Küche und hieß sie den Topf aufsetzen und ein wenig guten Brei kochen, wie sie auch tat. Dann nahm ich ein wenig Weiß, das ich im Uhrfutteral hatte, damit die Kinder es nicht finden können, und da zerrieb ich davon soviel wie eine Erbse groß am Feuerstein. Und wie Johanna Petternilla den Brei fertig hatte und wir einen ordentlichen Haufen gekühlt hatten, da mischte ich das Fliegenpulver hinein und goß Milch drauf und ging dann hinaus und setzte die Schüssel dem Kranz vor. Und er, der arme Bursche, wedelte mit dem langen Schwanz und leckt sich das Maul und grinst mich so froh an. Und dann schluckt er das Gute gar auf einmal hinab. Ich aber ging hinein und mocht' ihn gar nicht ansehen, wie er mich anwedelt.

Johanna Petternilla aber mußte immer wieder und wieder hineinschauen, wie's mit ihm stand. – Pfui, die Zeit vergeß ich mein Lebtag nicht, wie widrig das war! Ich war ja ein echter, rechter Judas gegen ihn. Daherkommen und ihn traktieren und ihm Gift geben! Wenn er nur bald zeigen tät, daß ihm übel sei, war mein Wunsch. Aber Johanna Petternilla war nun schon mindestens zum fünftenmal in der Tür gewesen, und immer sagte sie wie früher: ‚Schlafen tut er!' Aber das sechstemal, da meinte sie: ‚Jetzt fängt's an.' Pfui!

Da riß ich die Büchse von der Wand, und hinaus ins Vorhaus. Beim Genick packt' ich ihn, den armen Teufel, und trug ihn in vollem Lauf hinaus ins Kohlbeet. Da spannte ich den Hahn und zielte gut und traf ihn mitten in den Planeten, daß . . . Ich drehte mich um, ich konnt's nicht ansehen. Aber dann war ich doch gezwungen nachzusehen, ob er auch wirklich tot sei. Da wedelte er noch ein paarmal mit dem großen langen Schwanz. Wie wenn er mir hätt' zeigen wollen, daß er nicht böse sei auf mich, sondern dankbar für alles Frühere und für den letzten Dienst, den ich ihm getan.

Dann nahm ich einen Spaten und vergrub ihn in einem Winkel dort im Hof. Und dort liegt noch heutigentags ein Stein über dem Grab, der ist so groß, daß sie ihn nicht ohne Not verschieben können.

Ja, das war der Kranz, das! Und jetzt wirst du dich nicht mehr wundern, Kristian, wenn ich keine Lust mehr verspür', mir einen neuen Hund anzuschaf-

fen. Und tu's auch nimmermehr, bis ich nicht so alt bin, daß ich's verwetten kann, daß er mich überlebt. – Hm! Gehen wir jetzt und legen wir uns. Wir sind höllisch lang' aufgeblieben!"

„Ja", meinte der Kristian und stand auf. „'s ist ganz verwunderlich, wie ungleich das mit den Hunden sein kann. Hab' ja auch gerad' keine dummen Hunde gehabt, mein' ich. Und warum hätten meine Hunde dümmer sein sollen als die von anderen Leuten! Aber nie hab' ich mir unnötige Sorgen gemacht, wenn wir sie nicht mehr brauchen mögen. Denn wie ich sag', das hier, das ist der fünfte Wächter, den wir haben, seit ich und Neta Karolina beisammen sind. Und sie hat alle viere gut versorgt. Wie ich sag', nichts wie ein Stückchen Strick mit einem Stein um den Hals, und dann können sie drunten am Bachgrund schweifwedeln. Ein Erbarmen hat's da nie gegeben. Und ist der kleine Schlingel da einmal fertig, so geht's ihm akkurat auf die gleiche Art. – Komm jetzt, Wächter!" sagte er und stieß den Hund, der neben seinen Füßen zusammengekrochen lag.

„Hm, hm!" meinte Schinder-Nils und steckte eine Doppelladung Kautabak in den Mund.

Und dann gingen die beiden Schwäger in den Schafschuppen und lagen bald in guter Ruh, indes Wächter fünf draußen Wache hielt, daß keiner kam und „die Nase hereinsteckte".

Muchtar Auesow

Ein Wolfsschicksal

Wenngleich die große Schlucht am Fuße des Schwarzen Hügels menschenleer ist, kennt sie jeder Hirte in der näheren und weiteren Umgebung, denn aus ihr ist schon des öfteren großes Unheil über die Steppenbewohner hereingebrochen. Niedere Johannisbeer- und Steppenfuchssträucher bedecken den Schwarzen Hügel wie mit einer Pelzmütze. Das Blätterwerk der letzteren schimmert matt – die Knospen sind aufgegangen. Der Boden der Schlucht ist mit Hagebuttengestrüpp völlig bedeckt. Unter seinem stachligen Teppich verbergen sich zahlreiche Wolfshöhlen.

Ein kühler Maiwind weht die Düfte junger Gräser und wilder Zwiebeln aus der Schlucht; von seinen heftigen Stößen geschüttelt, rauschen die Sträucher, als ob sie sich mürrisch etwas zuflüstern wollten.

Gegen Frühlingsende wollte ein Wolf mit seiner Wölfin seine vorjährige Höhle wieder beziehen; sie war jedoch vom Wasser unterwaschen und so groß geworden, daß ein Mensch Platz darin gefunden hätte. Die beiden Wölfe gruben deshalb daneben eine neue, kleinere Höhle und verbanden sie mit der alten durch einen engen Gang. Die Wolfstatzen traten bald die frisch aufgeworfene Erde glatt. Die Wölfin trug noch ihr weißlich schimmerndes Winterfell, als im Bau bereits rauchgraue Junge erschienen.

An einem stillen Morgen lag die Wölfin in der Sonne unter den Blättern des wilden Sauerampfers. Hier war es windstill und heiß. Die Wölfin döste, ab und zu ihre matten Augen öffnend. Ihre Flanken waren eingefallen, die beständig zitternden Saugwarzen prall von Milch. Die Haut auf ihrem Rücken zuckte unruhig. Plötzlich war ein leises Knacken zu hören. Die Wölfin sprang auf und

fletschte dumpf knurrend die Zähne, während sich die Jungen sorglos zwischen ihren Beinen herumwälzten. Im nächsten Augenblick wurde über das verästelte Sträucherwerk ein Lamm vor ihre Füße geworfen. Gleichzeitig tauchte ein ausgewachsener mächtiger Wolf mit hängender Rute auf. Aus seinem Rachen troff rötlicher Speichel, und er beschnupperte die Wölfin, die gierig seine blutige Schnauze beleckte. Das Lämmchen lebte noch.

Die beiden Wölfe stürzten sich darauf und zerrissen es im Nu. Zwei weißzähnige gefräßige Rachen verschlangen große Stücke des zarten Fleisches. Die grünen Augen funkelten böse.

Nachdem sie das Lämmchen restlos verzehrt hatten, rekelten sich die beiden Tiere im saftigen, duftigen Grase. Hierauf erbrachen sie das geschluckte Fleisch wieder. Die Jungen krochen eins nach dem anderen an die Fleischstücke heran und begannen, knurrend und einander stoßend, sich darum zu balgen. Zwei von ihnen – die letztgeborenen – waren noch blind. Die Wölfin schob sie an sich heran und legte sie an die Brustwarzen.

Am nächsten Tage, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, verspürte die Wölfin plötzlich einen sich nähernden durchdringenden Pferdegeruch. Sie stieß eilig die Jungen in die Höhle und verbarg sich selbst in dem Buschwerk. Man hörte menschliche Stimmen und Pferdegetrappel. Die Menschen ritten an die Wolfshöhle heran und stiegen von den Pferden. Die Wölfin stand keuchend zwischen den Hagebuttensträuchern am Steilhang der Schlucht. Sie sah alles: Indem sie den jungen Wölfen feste Lederriemen um die Hälse legten, zogen die Zweibeinigen einen nach dem anderen aus der Höhle heraus. Fünf töteten sie an Ort und Stelle; einen verletzten sie an den Hinterläufen und ließen ihn neben dem abgenagten Kopf des Lämmchens liegen. Sie wußten: der Kleine würde wimmern, die Alten würden ihn davontragen und für lange Zeit aus dieser Gegend verschwinden. Den kleinsten Wolf des Wurfes nahmen die Menschen mit sich.

Das Pferdegetrappel verstummte. Der stämmige schwarzgraue Wolf und die helle Wölfin näherten sich von zwei Seiten dem jammernden Jungen und fletschten wütend die Zähne. Die Wölfin packte ihr Kind und verschwand in der Schlucht. In großen Sprüngen folgte ihr der Gefährte.

In der Nomadensiedlung – man nennt solche Siedlungen Aul – lebte der Knabe Kurmasch. Er bekam das junge blinde Wölflein zum Geschenk. Die Hirten wußten aus Erfahrung, daß noch blinde Jungwölfe sich zuweilen so an Menschen gewöhnen, daß sie von ihnen gezähmt werden können.

Kurmasch befreundete sich sofort mit dem jungen Tier; er gab ihm einen sauberen Futternapf und streifte ihm ein ledernes Halsband über. Schon nach zwei Tagen öffnete der junge Wolf die Augen, aus dem Zelt aber kroch er nicht heraus, denn von draußen drang Hundegebell und ein ihm widerwärtiger Hundegeruch herein. Nachts nahm Kurmasch ihn unter seine Schlafdecke. Seinetwegen legte der Knabe sich jetzt abseits von seiner Großmutter hin, die er mehr liebte, als alles andere auf der Welt.

Gegen Sommerende unterschied sich der Wolf in keiner Weise mehr von den gleichartigen jungen Hunden des Auls. Wäre er etwas zottiger gewesen, so hätte man ihn für einen jungen Wolfshund halten können. Aber das Leben im Aul bedeutete für ihn Unfreiheit. Die Hirtenhunde mieden ihn: stets begegneten ihm knurrende aufgerissene Mäuler, wenn er sich aus der Jurte hervorwagte. Kurmasch nahm sich seiner mit besonderer Liebe an, und die treuen Wachhunde, die sich vernachlässigt fühlten, gingen ihm gekränkt aus dem Wege. In der stickigen Jurte aber war es dem jungen Wolf zu langweilig und zu eng. Es zog ihn in die Steppe, in das hohe, duftige Gras, in die unbekannte Weite.

Eines Tages, als Kurmasch nicht in der Nähe war, lauerte der große, scheckige Hund des Lagerältesten dem jungen Wolf auf, verjagte ihn von dem schützenden Zelt, warf ihn zu Boden und bearbeitete ihn erbarmungslos mit seinem scharfen Gebiß. Andere Hunde kamen hinzu, und mit Genuß bissen auch sie den Wolf in Beine und Flanken. Kinder und Erwachsene eilten herbei und befreiten das angegriffene Tier. Zuerst, voller Wunden, kroch es zur Jurte zurück, lehnte sich mit dem Rücken an einen Pfeiler und fletschte lautlos seine schneeweißen Zähne. „Schaut, wie der verbissen schweigt . . . Stolz ist er“, sagten erstaunt die Erwachsenen. „Ein junger Hund hätte geschrien, als ob er am Spieße steckte.“ Und die Frauen meinten: „Er rührt sich nicht, weil er ein gefräßiger Dieb ist!“ Und das stimmte auch. Sogar Kurmasch war erstaunt über die Unersättlichkeit seines Schützlings. Der Knabe verwöhnte ihn, fütterte ihn den ganzen Tag und gab ihm viel mehr zu fressen als den Hunden, die mager und genügsam waren. Der Wolf aber konnte nicht genug bekommen, obwohl seine Flanken sich prall rundeten und sein Genick schon Speck angesetzt hatte. Er war ewig hungrig und stöberte den ganzen Tag mit seiner feuchten schwarzen Nase in der Jurte nach etwas Eßbarem herum.

In Gegenwart fremder Menschen berührte er sein Futter nie. Sobald sich diese aber abwandten, verschlang er im Nu alles, was man ihm gegeben hatte, und betrachtete sehnsüchtig die leere Schüssel, so, als ob er überhaupt nichts gefressen hätte. Oft stahl er das von der Großmutter gekochte Fleisch oder schlürfte

unbekümmert die saure Milch aus dem Topf, als ob sie für ihn dastünde, zernagte die frischen Felle, die an den Zeltstangen zum Austrocknen aufgehängt waren ... Bisweilen wurde er dabei ertappt und erbarmungslos geschlagen. Geschickt ausweichend, fletschte er dann lautlos sein mächtiges Gebiß. Niemals aber gab der Geschlagene einen Schmerzenslaut von sich.

Inzwischen wurde im Aul gemunkelt, daß er in der Nacht, ohne von den Hunden bemerkt zu werden, die Jurte verlasse und die Fettschwänze der Lämmer, die vor ihm Angst hatten, beschnüffelte. Jemand hatte beobachtet, wie er heimlich in die Steppe hinauslief.

Kurmasch hörte nicht auf das Gerede der Leute – vor ihm hatte der Wolf keine Angst; er fraß sogar in seiner Gegenwart. Wenn Kurmasch ihm ein Stück Fleisch reichte, nahm er es nicht behutsam, sondern riß es aus den Händen des Knaben. Kurmasch erhob aber nie den Stock, den er zur Abwehr der Hunde bereithielt, gegen den Wolf. Der Knabe hatte seine Freude an dem Tier, an seinem stolzen Blick, der keine Unterwürfigkeit zeigte, an seiner täglich wachsenden trotzigen Kraft. Kurmasch nannte seinen Liebling Kokserek, was soviel bedeutet wie: Grimmiger Grauer.

Gegen Ende des Sommers war die Ähnlichkeit des Wolfes mit den Aulhunden ganz verschwunden. Langbeinig wie ein Fohlen überragte er sie an Größe; den Schweif hob er nicht nach Hundeart, sondern hielt ihn gestreckt und schien deshalb noch größer; sein Genick und der Rücken ähnelten dem gespannten Bogen einer Armbrust. Jetzt lief er nicht mehr vor dem scheckigen Hund davon, und die andern Hunde mieden ihn; kaum daß er ihnen seinen breitstirnigen, steingrauen Schädel zuwandte und die Oberlippe kräuselte, suchten sie das Weite.

Niemand hatte je gemerkt, daß der Wolf im Aul herumtollte. Er spielte auch nicht mit Kurmasch. Aber seinen Namen kannte er sehr gut und kam heran, wenn Kurmasch oder die Großmutter ihn riefen. Dann trabte er bedächtig an sie heran, ohne jedoch zu wedeln. Die Hunde ließ er in Ruhe, wandte sich auf ihr Bellen nicht um und rannte den Davoneilenden nicht nach. Gewöhnlich lag er mit gespitzten Ohren im Schatten der Jurte und blinzelte verdrossen mit seinen grünen Augen.

Kurmasch war stolz auf sein schweigsames grünäugiges Tier und lachte immer, wenn die Nachbarhunde mit Angstgeheul vor ihm Reißaus nahmen. Im Inneren hatte der kleine Bengel manchmal selbst Angst vor seinem Schützling, hätte es aber niemandem gegenüber zugegeben.

Der Besitzer des scheckigen Hundes prahlte oft: „Was ist dein grauer Wolf

schon wert? Mein Hund würde ihm sofort den Garaus machen, wenn man ihm dazu nur Gelegenheit bieten und ihn nicht fortjagen würde." Einmal aber bot sich eine solche Gelegenheit: er hetzte seinen Hund gegen den Wolf. Der Hund stürzte sich ohne zu zögern und mit wütendem Geheul auf Kokserek und grub seine Zähne in dessen Schulter. Er zielte wohl auf den Hals, traf aber nicht: im letzten Augenblick wich der Wolf aus, packte seinen Gegner beim Genick und schleuderte ihn zu Boden. Der riesenhafte Hund kollerte wie ein hilfloses fettes Lamm den Abhang hinunter. Auch der Wolf hatte seinen Biß schlecht gelandet, sonst hätte er dem Hund die Gurgel aufgerissen. Kurmasch rannte aus dem Zelt und pfiff Kokserek zurück. Der Besitzer des Hundes brachte seinen Schekkigen in Sicherheit.

Am späten Abend überfielen plötzlich zwei Wölfe eine Lämmerherde, die unweit des Auls weidete. Schafhirten begannen verzweifelt zu schreien und zu pfeifen. Aus dem Aul ritten die Männer herbei. Mit einem ohrenbetäubenden Gebell rannten auch alle Aulhunde zu Hilfe – und mit ihnen Kokserek. Die Wölfe entwichen in die Steppe. Man setzte ihnen nach, holte sie aber nicht ein. Auf den benachbarten Hügeln machte man halt, sah aber nur mehr in der Ferne vorbeigleitende graue Schatten. „Früh sind sie in diesem Jahr erschienen", bemerkte einer der Schafhirten. Und nur Kurmasch sah, daß Kokserek lautlos, mit der Schnauze beinahe den Boden berührend, den Wolfsspuren nacheilte. Der Knabe blieb hinter den Leuten zurück und ging furchtlos dem Schwarzen Hügel zu. Lange Zeit rief er in die Dunkelheit hinein: „Kokserek! *Kokserek!*" Aber der Wolf hörte es nicht.

Er erschien im Aul erst in der Nacht und blieb vor seiner Jurte stehen, mit seinen scharfen Krallen die trockene, niedergetretene Erde aufscharrend; er erhob seinen Kopf zum sternenbesäten Himmel und sog die schon herbstlich kühle Luft ein.

Tagsüber sah man ihn im Aul, in der Nacht lief er wieder in die Steppe.

Drei Tage lang blieb er diesmal verschwunden und kehrte dann abgemagert, halb verhungert, ohne Halsband, aber nach wie vor verdrossen, zurück. Kurmasch freute sich über die Rückkehr seines Wolfes, umschlang dessen kurzen muskulösen Hals und gab ihm zu fressen. Kokserek fraß so unheimlich gierig, daß Kurmasch ein paar Schritte zurückwich. „Oho, jetzt zeigt sich sein Charakter", sagte der Vater zu Kurmasch. „Seine grünen Augen sprühen sogar am Tage Feuer. Es wird Zeit, daß man ihm das Fell über die Ohren zieht!" Bei diesen Worten erschrak der Knabe, denn er befürchtete, daß die Erwachsenen nun seinen Liebling töten würden.



Kokserek schien zu verstehen, daß über ihn gesprochen wurde. Kaum daß er sich unbeobachtet fühlte, verschwand er. Niemand sah, wie er den Aul verließ. Tagelang suchte ihn Kurmasch vergeblich im Korkrüstergestrüpp und rief seinen Namen. Vergebens!

Der stürmische Herbst war vergangen. Wie eine weiße Filzdecke lag der Schnee auf der Steppe. Kokserek kehrte nicht zurück!

Bis zum Spätherbst nährte er sich von Hasen und verschmähte auch die fetten Zieselmäuse nicht, denn er war genäschig wie ein Fuchs. Als aber der Schnee die Steppe bedeckte, zwang ihn der Hunger, in die Nähe der menschlichen Siedlungen zurückzukehren und in die Schafgehege einzubrechen. Nun schlich er sich heimlich heran, wie ein Fremder. Sein Fell sträubte sich, sobald er eines Menschen ansichtig wurde. Nacht für Nacht streifte er über die verschneiten Hügel; sein Rachen dampfte, wenn ihm aus den Ställen jener scharfe Geruch entgegenschlug, der Sättigung verhieß. Vor Gier schnappte der Wolf die Zähne zusammen.

Bei furchtbarem Schneegestöber versuchte er, sich eines Nachts einer Winterhütte zu nähern. Aber den ruhelosen Hunden, die im Winter hungrig und daher hellhörig sind, verriet wohl ihr Instinkt, von welcher Seite er kommen würde. Die ganze Meute, an ihrer Spitze der Scheckige, hetzte ihm entgegen und verjagte ihn.

Der Wind legte sich, und der Frost nahm zu. Der Wolf begann vor Kälte herumzutänzeln und hockte sich auf seine Hinterläufe nieder. Der Harsch verursachte seinen Pfoten brennende Schmerzen, der Bauch krümmte sich vor Hunger zusammen. In leichtem Trab lief Kokserek den Hügel hinauf. Der Schnee glitzerte im hellen Mondlicht. Kokserek hob den Kopf und begann gedehnt und verzweifelt zu heulen. Sofort erhob sich im Aul ein wildes Hundegebell. Der Wolf heulte weiter – und plötzlich drang vom Schwarzen Hügel her ein kaum hörbares banges Antwortgeheul. Kokserek straffte sich und begann zu zittern. Jemand antwortete ihm, lockte ihn. Seine Nase bewegte sich schnuppernd, er horchte angestrengt und rannte schließlich ungestüm dem Ruf entgegen. Beim Eingang in die große Schlucht stutzte er und blieb, vor Kälte zitternd, stehen. Vom Schwarzen Hügel her kam ihm eine schneeweiße Wölfin entgegen. Kokserek ließ sie nicht an sich heran. Sobald sie sich näherte, sprang er zurück und fletschte drohend die Zähne. Darauf lief sie langsam davon. Er aber holte sie ein und beleckte ihren Kopf.

Schulter an Schulter liefen die beiden Tiere durch die Schlucht dem Aul zu.

Der Mond war schon untergegangen. Kokserek und die weiße Wölfin durcheilten wie der Wind den Aul, und beide sahen, wie vom Schafstall her die ganze Hundemeute, vom Scheckigen angeführt, sie zu verfolgen begann. Die Wölfe rasten wie von Furien gejagt dahin, aber der Scheckige blieb ihnen, kläffend und vor Mordlust keuchend, auf den Fersen. In der Nähe eines Hohlwegs blieb er endlich stehen.

In der menschenleeren Steppe ist es für einen Hund schwer, einem Wolf zu entrinnen, aber der Scheckige zeigte, obwohl er nun ganz allein den Wölfen gegenüberstand, keine Angst. Sein Lebenszweck bestand nur in dem Kampf mit den Wölfen, und ohne zu zögern griff er die Wölfin wütend an. Sie verbiß sich mit einem Knurren, das sich wie Kreischen anhörte, in den Hals des Hundes. In diesem Augenblick stürzte sich auch Kokserek auf ihn und zerstampfte ihn mit seinen harten Tatzen unter sich. Nach kurzer Zeit war von dem mächtigen Scheckigen nur noch der Schwanz, der abgenagte Schädel und einzelne Haarbüschel übriggeblieben. Sogar den blutigen Schnee schluckten die Wölfe. Gesättigt kehrten sie zum Schwarzen Hügel zurück und rekelten sich im Schnee.

Seit jener Nacht trennten sich die beiden Tiere nicht mehr. In der ganzen Umgebung des Schwarzen Hügels verschleppten die Wölfe Schafe, rissen Rinder, Pferde und Kamele, töteten die besten Wachhunde und verschwanden wieder ungestraft. Nie blieben sie längere Zeit auf einem Platz: heute sah man sie in der Nähe des Schwarzen Hügels, und morgen – zehn, zwanzig, ja dreißig Werst nördlich und östlich davon. Wohl fand man in dem schneereichen Winter manchmal die Fährte der Wölfe – sie selbst konnte man nicht fangen. Wölfe können ungefährdet über harschigen Schnee laufen, Pferde aber brechen ein . . . Man versuchte an Stellen, an denen man Wolfshöhlen vermutete, vergiftetes Fleisch auszulegen, bedauerte es aber sehr bald: Wölfe rühren vergiftetes Fleisch nicht an. Die jungen Aulhunde fraßen es und blieben an Ort und Stelle tot liegen.

Der Schnee in der Steppe bekam dunkle Flecke, wurde locker. Eine früher nie empfundene Spiellust bemächtigte sich Koksereks. Er wälzte sich wie ein kleiner Hund vor der Wölfin hin und her. Ließ sie sich zum Verschnaufen nieder, tänzelte er um sie herum, sprang närrisch über sie hinweg und stieß sie mit seiner Brust, dem Kopf und den Tatzen an. Sie murrte streitsüchtig und schnappte nach ihm. Dann wurde sie wieder freundlicher, beleckte und beschnüffelte sein Fell.

Nördlich des Schwarzen Hügels befanden sich ausgedehnte flache Salzseen. Ihre Ufer waren dicht mit Schilf bewachsen. Hierher verschleppte die Wölfin im Frühling Kokserek. Jetzt jagte er weit entfernt von hier, sie aber verließ ihren

Schlupfwinkel nicht mehr und nährte sich von Vogeleiern, die sie im Schilf aufstöberte.

Eines Tages brachte er ihr den Fettschwanz eines Schafes; sie begrüßte ihn aber nicht wie gewöhnlich, sondern kroch kraftlos, die Hinterläufe mühsam nachschleifend, aus dem Bau. Diesem entströmte ein starker, dem Wolf unbekannter Geruch. Koksereks Fell sträubte sich, er fletschte die Zähne, streckte die Schnauze in die Höhle und zog ein kleines, unansehnliches Wolfskind heraus. Die Wölfin warf sich ihm, schwach bellend, entgegen, konnte ihr Junges aber nicht mehr retten. Kokserek schlug den kleinen, blinden Wolf so lange zu Boden, bis er tot liegenblieb. Als sich Kokserek der Wölfin wieder zuwandte, lag diese zwischen ihm und dem Höhleneingang, und die übrigen jungen Wölfe krochen an sie heran, mit den kleinen Schnauzen die Brustwarzen suchend. Kokserek legte sich, griesgrämig hechelnd, zur Seite. – Die Wölfin begann nun wieder mit ihm die Gegend zu durchstreifen, auf der Suche nach Nahrung, war aber noch recht schwerfällig und verließ ihn bisweilen vor dem Ende der Jagd, um nach ihren Jungen zu sehen. Oft kehrten die beiden Alten hungrig zu ihrem Bau zurück, und Kokserek schielte begehrlich nach den Jungen. Die Wölfin jagte ihn aber davon und biß ihn.

Eines frühen Aprilmorgens, als die Jungen schon sehen konnten, liefen Kokserek und die Wölfin den See entlang zu ihrer Höhle und spürten plötzlich Menschengeruch. Die Wölfe versteckten sich im Schilf. Als sie zur Höhle kamen, sahen sie davor nur ein einziges verletztes Junges. Tagelang streifte die Wölfin um den Aul herum, wo sie ihre Jungen vermutete. Vergeblich versuchte Kokserek seine Gefährtin zurückzurufen. Sie gehorchte ihm nicht – und schließlich bemerkte man sie ...

Die Erde grünte, die Steppe begann zu blühen. Die Pferde kräftigten sich durch das saftige Gras, und an einem warmen, durchsichtig-klaren Tag hörten die Wölfe hinter sich eine lärmende Verfolgerschar. Die jungen Hirten auf ihren satten, munteren Pferden verjagten die Wölfe aus der großen Schlucht. Kokserek flog wie ein Pfeil, aber schon in der Schlucht blieb die Wölfin zurück. Kokserek kehrte um und wollte sie antreiben, sie aber zeigte ihm ihre gefletschten Zähne. Daraufhin lief er blitzschnell davon. Er versteckte sich im Gestrüpp, die Wölfin aber lief in gerader Richtung über die offene Steppe; die Verfolger mit wildem Geschrei hinter ihr her ...

In der Nacht trabte Kokserek vorsichtig auf der Spur der Jäger zurück. In einem weit abgelegenen Hohlweg fand er in dem taufeuchten Grase einen Blutfleck. Er beleckte die Stelle – hier hatte seine Gefährtin gelegen! Kokserek ließ

sich nieder und saß unbeweglich da. Als der Mond aufging, begann er verzagt zu heulen. Vor Sonnenaufgang erhob er sich.

Den ganzen Sommer über streifte er in der Steppe umher, den Aul und die Herden in Schrecken versetzend. Tagsüber versteckte er sich im Schilf der vielen Salzseen, nachts aber konnte ihn nichts aufhalten – weder der Schrei eines Menschen, noch das Hundegebell oder der Knall eines Gewehrschusses. Es wurde ihm zur Gewohnheit, die Pferde in den Koppeln zu beunruhigen. Sich an ein säugendes Fohlen heranpirschend, packte er es an dem kurzen Schweif und hielt diesen so fest, daß sich das junge Pferd nicht von der Stelle rühren konnte, obwohl es sich mit aller Gewalt zu befreien suchte. Plötzlich ließ der Wolf den Schweif des Fohlens los, und dieses stürzte rücklings zu Boden, wo ihm die Wolfszähne den Hals durchbissen.

Der kurze unwirtliche Herbst verflog rasch, und wieder begannen die fürchterlichen Schneestürme zu toben. In einer frostigen hellen Nacht stieß Kokserek unerwartet auf ein großes Wolfsrudel. Die Wölfe stürzten sich auf ihn, umzingelten ihn. Kokserek sah sich Kopf an Kopf dem Führer des Rudels, einem mächtigen, ausgewachsenen Tier mit dampfendem Rachen und gefletschten Zähnen gegenüber. Die fremden Wölfe erfaßten aber sofort, daß sie nicht eine Beute, sondern den Herrn der hiesigen Gegend vor sich sahen. Die Wölfinnen waren die ersten, die an ihn herankamen und ihn berochen. Zaghaft näherten sich ihm auch die Jungwölfe. Nur dem Rudelführer erlaubte er keine Annäherung, und jener ließ ihn auch seinerseits nicht an sich heran. Die Ankömmlinge wälzten sich auf dem Boden und schluckten den gefrorenen Schnee. Dasselbe tat auch Kokserek. Dann erhob sich das Rudel. Kokserek schloß sich ihm an und lief neben dem Leitwolf her.

Gegen Morgen fing es an zu schneien. Kokserek führte das Wolfsrudel zu einer Pferdekoppel, wo es eine junge Stute abdrängte. Die Wölfe trieben sie in eine tiefe Schlucht und stürzten sich von allen Seiten auf sie. Kokserek verbiß sich, wie er dies immer tat, in ihre Schulter, flog aber, von einem dumpfen Schlag getroffen, zurück. Neben ihm stand, den Rachen grimmig aufgerissen, der fremde Leitwolf. Zum Kämpfen war aber in diesem Augenblick keine Zeit – das getötete Pferd schwand zusehends dahin: die Jungwölfe verbissen sich bis über die Ohren in seinen Unterleib, die Wölfinnen rissen ihm große Fleischstücke heraus, dumpf knurrend und sich gegenseitig stoßend. Ein einziges Hinterbein blieb für die beiden Rüden übrig, und die anderen Wölfe sahen zu, wie sie das Fleisch verschlangen. Beide entfernten sich sodann keuchend, einander mit scheelen

Blicken betrachtend, und ließen sich inmitten des Rudels nieder. Die Wölfinnen umkreisten Kokserek – er aber ließ seine grünen Augen nicht von dem alten Leitwolf. Dann zogen sie weiter die Schlucht entlang, als plötzlich vor ihren Augen ein Hase aufsprang. Kokserek und sein Rivale erreichten ihn gleichzeitig und rissen ihn in zwei Hälften. Beide verschlangen gierig ihre erbeuteten Stücke und stürzten sich dann aufeinander. Kokserek erwischte seinen Widersacher hinter dem linken Ohr, trampelte ihn nieder, hielt ihn zwischen seinen Vorderbeinen umklammert und brach ihm mit einem einzigen Biß das Genick. Der alte Leitwolf lag auf der Seite im Schnee, hilflos die Zähne fletschend. Die anderen Wölfe liefen herbei und zerrissen ihn – kein Wolf schont einen verwundet am Boden Liegenden – nicht den fremden, und nicht den eigenen.

Tag und Nacht saßen die Hirten im Sattel, konnten aber trotzdem ihre Herden vor den Wölfen nicht beschützen. Unter den Augen der Hirten rissen die Wölfe alles Lebende. Kokserek führte sein Rudel von Winterlager zu Winterlager, von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang. Einmal griffen die Wölfe sogar einen Menschen an. Ein einsamer Bauer fuhr mit seinem Schlitten über einen vom Winde glattgefegten Weg. Selten wagt ein Wolf einen solchen Weg zu überqueren, besonders dann, wenn in der Nähe ein Mensch ist. Kokserek aber zögerte nicht lange und hetzte dem Schlitten nach. Das Pferd scheute, riß sich los und versank bis zum Halse im Schnee; die Wölfe zerrissen es im Nu. Der Bauer, wahnsinnig vor Angst, fiel vom Schlitten und rannte durch den tiefen Schnee. Vorüberreitende Hirten retteten ihn. Vom benachbarten Hügel vernahm man Pferdegetrappel. Im Galopp näherten sich, durchdringend schreiend, zwei Reiter. Kokserek, die Oberlippe kräuselnd, ergriff die Flucht. Hinter ihm das ganze Rudel.

Und noch einmal versuchte Kokserek sich mit einem Menschen zu messen. Das war am hellichten Tage. Die Kälte war unerträglich. Die Wölfe schlichen sich ganz nahe an den Aul heran. Plötzlich kam hinter dem letzten Zelt ein Kamel hervor, auf dem eine Frau saß. Kokserek stutzte und wurde unsicher: ein Kamel ist kein Pferd, und dieser Reiter war kein Hirte. Die Hunde bellten aufgeregt, wagten sich aber nicht aus dem Aul. Das Wolfsrudel blieb wie angewurzelt stehen, eine sichere Beute erhoffend. Das Kamel aber erhob furchtlos seinen Kopf und setzte sich direkt auf das Wolfsrudel zu in Bewegung. Ein merkwürdiges Tier! Wohin läuft es? Warum hat es keine Angst? Und auch der Reiter ist merkwürdig – er brüllt nicht, pfeift nicht, fuchtelt nicht mit den Armen. Die Wölfe rannten ängstlich davon. Auch Kokserek. Das Kamel blieb schwer schnaufend stehen, die Frau saß unbeweglich zwischen seinen Höckern, nur das

Kopftuch blähte sich im Winde. Die Wölfe waren bereits weit entfernt und nur mehr schattenhaft in dem frostig-glitzernden Nebel zu sehen. Kokserek war nach wenigen Sprüngen stehengeblieben. Als das Kamel abermals den Kopf hob und auf ihn zukam, lief er wieder davon, in der Absicht, den Reiter weiter vom Aul wegzulocken und näher an das Wolfsrudel heranzudrängen. Endlich verschwand der Aul hinter dem verschneiten Abhang. Kokserek streckte sich und machte dasselbe Manöver wie am Vortage, als er den einsamen Bauern angegriffen hatte; in Sprüngen umkreiste er das Kamel, ihm dadurch den Rückweg zum Aul abschneidend. Das Kamel machte ein paar Tritte, ohne sich von der Stelle zu rühren, begann ängstlich zu brüllen, und Kokserek sah, wie daraufhin das ermutigte Rudel vom Hügel herabsauste. Er sah aber nicht, wie sich zwischen den Höckern des Kamels, in der Sonne glitzernd, ein Gewehrlauf zeigte. Und plötzlich zerriß ein scharfer Knall die stille Winterluft. Eine Bleikugel traf den Wolf in den Schenkel. Zum erstenmal in seinem Leben heulte der Wolf vor Schmerz auf und fiel, sich überschlagend, in den Schnee. Dann sprang er wieder auf und humpelte auf drei Beinen fort von dem immer noch brüllenden Kamel zu dem Schilfdickicht der Salzseen.

Drei Tage lang wütete ein vielhundertstimmiger Schneesturm. Drei Tage lang verließ Kokserek seinen Schlupfwinkel im Schilf nicht. Er vergrub sich in einem Schneehaufen, magerte ab, und die Wunde begann zu vernarben. In der vierten Nacht erhob er sich und lief, noch etwas hinkend, in die Steppe. Eine ganze Woche lang hungerte er. Erst gegen Ende der Woche hatte er Glück: er stieß auf eine Stute mit ihrem einjährigen Hengst, die sich von der Herde abgesondert hatten. Er tötete den jungen Hengst, legte sich neben ihn und fraß ihn während der Nacht auf.

Noch eine Woche verging. Die Wunde schmerzte kaum mehr, und es zog Kokserek zum Schwarzen Hügel. Gegen Abend näherte er sich dem Aul, in dem er aufgewachsen war und blieb auf dem Scheitel des Hügels stehen. Von den Hunden war nichts zu hören – sie hielten sich mit Schaf- und Pferdeherden in der Steppe auf.

Am Horizont wurde die dunkle Gestalt eines Reiters sichtbar, der eine kleine Schafherde zum Gehege führte. Die Schafe umdrängten die Beine des Pferdes, als der Wolf unerwartet vor seiner Beute auftauchte. Der Hirt aber bemerkte ihn sofort und begann mit kindlicher, schriller Stimme zu schreien. Kokserek hielt im Laufen inne – auf dem Pferde saß ein Knabe mit einem langen Hirtenstab in der Hand. Drohend die Zähne fletschend, wich Kokserek zur Seite, um den jungen Hirten zu umgehen und an die kläglich blökenden Schafe heranzukom-



men. Aber der Knabe gab dem Pferd die Sporen, hob den schweren Hirtenstab über seinen Kopf und ritt furchtlos direkt auf den Wolf zu, ununterbrochen heftig schreiend: „Kokserek! Kokserek!" Der Wolf schnappte ein paarmal in die Luft und lief davon. Der Knabe war ein guter Reiter, feuerte sein Pferd an, merkte aber bald, daß er hinter dem Wolf zurückblieb. Da warf er seinen schweren Hirtenstab wie eine Lanze nach dem Wolf. Der Stab traf das kranke Bein Koksereks und rollte über den vereisten Boden. Kokserek packte ihn wütend mit den Zähnen und zerbrach ihn. Dann wandte er sich um, sprang den Knaben an und packte ihn am Saum seines Halbpelzes. Das Pferd wieherte erschrocken und machte unvermutet einen Satz zur Seite, so daß der Knabe aus dem Sattel flog und zu Boden stürzte. Das letzte, was er sah, war das gespaltene Ohr Koksereks, das diesem die Hunde bei ihrem ersten Angriff im Aul aufgerissen hatten.

In der Nacht fand man die Leiche des Knaben, brachte sie in den Aul und bettete sie neben der Feuerstelle der Jurte.

Der Jäger Chassen, in der ganzen Gegend bekannt als hervorragender Reiter, besaß einen gelblich-weißen Windhund, den er in Semipalatinsk gegen ein gutes Pferd eingetauscht hatte. Dieser Hund hatte auf der Stirn einen weißen Stern, weshalb ihn sein Herr Akkaska – der Weißstirnige – nannte. Auch Akkaska war weit und breit bekannt. Der Hund war von edler Rasse, wild und ungebärdig, und ließ nur seinen Herrn an sich heran. Die rasselosen Hunde in dem Aul mieden Akkaska und bellten ihn nur von weitem an. Dieser beachtete sie gar nicht. Meist lag er stundenlang da, den schmalen Kopf auf den langen Vorderbeinen, gähnte ab und zu faul und lebte nur bei der Jagd auf, wo er mit Leichtigkeit jedes Pferd überholte. Seine Augen funkelten rötlich wie glimmende Kohle.

Dieser Jäger und sein Hund sollten den Tod Kurmaschs rächen.

Einige Tage verbrachte Chassen bei den Hirten und erkundigte sich nach den Gewohnheiten des Wolfes. Nächtelang saß er mit den Männern an den Wachtfeuern und hörte sich die Erzählungen über Kokserek und den Tod Kurmaschs an. Einige sagten, es sei ein tollwütiger Wolf. Andere meinten, es sei überhaupt kein Wolf, sondern eher eine Hyäne, weil das Tier so unbeschreiblich gefräßig sei. Chassen glaubte diese Märchen nicht und war überzeugt davon, daß es sich hier nur um einen Wolf handeln könne. Die bitteren Worte, die Kurmaschs Vater bei der Beerdigung seines Sohnes zu Chassen gesagt hatte, klangen ihm die ganze Zeit im Ohr: „Ich weiß, du bist tapfer und zäh. Wenn du den Wolf nicht zur Strecke bringst, betrachte ich dich nicht mehr als meinen Freund, und dein Hund ist auch nichts wert!" Chassen beschloß, zusammen mit

den Hirten eine Treibjagd zu veranstalten. Einen anderen Ausweg wußte er nicht.

Am Morgen der Treibjagd gab Chassen seinem Hund kein Fleisch mehr, sondern stellte nur eine Schüssel Suppe aus fein gestoßenem Lammkäse vor ihn hin. Akkaska verschlang hastig das ihm Vorgesetzte und ließ die Augen nicht mehr von seinem Herrn. Der kluge Hund verstand; es würde eine große Jagd geben, eine gefahrvolle Jagd.

„Nun, Weißstirniger", sagte Chassen, den Hund hinter den Ohren kraulend, „entweder du besiegst ihn, oder er dich – eine andere Lösung gibt es nicht. Der Geist des toten Knaben Kurmasch wird uns begleiten." Akkaska schaute aufmerksam seinem Herrn in die Augen, ungeduldig mit dem Schweif wedelnd.

Die Männer ritten in die Steppe hinaus, und Akkaska flog mit großen Sätzen über den bläulichen, morgendlichen Schnee. Chassen verteilte die Hirten in mehrere Gruppen und dirigierte sie nach verschiedenen Richtungen, selbst aber erkletterte er zusammen mit Akkaska den felsigen Gipfel eines einsamen Hügels. Über die spitzen Steine breitete er eine Wolldecke, ließ seinen Hund darauf liegen und legte sich selbst daneben in den Schnee, den Hund am Halsband festhaltend.

Plötzlich erhob sich Akkaska auf die Vorderbeine, gebannt auf den tief unten liegenden Hohlweg starrend. Jetzt glich der Hund einem Königsadler, der von einem hohen Felsen aus seine Beute erspäht. Akkaska machte, ganz gegen seine Gewohnheit, plötzlich einen Buckel und senkte den Kopf. Und schon erschien der Wolf von der Seite, von der ihn Akkaska erwartet zu haben schien – in dem stillen, einsamen, verschneiten Hohlweg. Der Wolf lief in einem langsamen, behutsamen Trab mit dem Winde und vermochte daher weder den Jäger noch den Hund zu wittern. Chassen konnte aber nicht hoffen, daß das Tier auf Schußweite herankommen würde. Deshalb ließ er den Hund mit den Worten los: „Faß ihn!" Selbst aber eilte er zu seinem Pferd, das hinter einem Felsen angebunden war.

Kokserek schätzte mit sicherem Instinkt sofort Größe und Stärke des Windhundes ab. Dem konnte er nicht entkommen! Akkaska stürzte mit wütendem Geheul auf ihn zu. Hinter dem Hund bemerkte Kokserek den Menschen mit dem Gewehr . . . Hund und Wolf gerieten auf dem schneeverwehten Abhang aneinander. Akkaska warf bei dem Anprall den Wolf um, stürzte aber auch selbst. Beide kamen wieder hoch, verbissen sich ineinander, trennten sich jedoch dann mit blutenden, hechelnden Mäulern. Einige Male warf sich Kokserek seinem Feinde entgegen, jedesmal aber traf ihn ein furchtbarer, gutgezielter Biß. Es

gelang dem Wolf schließlich, den Hund hinter dem Ohr zu packen; Akkaska schüttelte ihn aber wieder ab und ließ in dessen Zähnen Fetzen seines gelblichweißen Fells.

Inzwischen näherte sich Chassen im Galopp vom Hügel her und schrie wie wild: „Halt ihn, halt ihn, Akkaska." Kokserek stieß einen Schmerzensschrei aus und griff verzweifelt an. Hund und Wolf verbissen sich abermals ineinander. Akkaska, der gewohnt war, nur die Befehle seines Herrn zu befolgen, steckte, ohne auf Schutz bedacht zu sein, seine Schnauze in den Rachen des Wolfes und zerbiß dessen Unterkiefer. Jetzt konnten sie nicht mehr voneinander los... Chassen ritt heran. Das Pferd tänzelte und bäumte sich auf. Die Hände Chassens zitterten. Er schleuderte sein Gewehr zu Boden, sprang aus dem Sattel, warf sich mit der ganzen Last seines Körpers auf den steinharten Rücken des Wolfes und jagte ihm sein breites Messer zwischen die Schulterknochen. Akkaska befreite seine Schnauze aus dem konvulsivisch zuckenden Wolfsrachen und trollte sich winselnd davon.

Man brachte den toten Wolf in den Aul und warf ihn vor Kurmaschs Jurte.

Aquilino Ribeiro

Das Fell für die Trommel

Jahraus, jahrein hatte Cletos Gaul die Milch aus dem Dorf in die Stadt befördert, und schon lange waren seine Augen des ewig unveränderten Wegstreifens hin und zurück überdrüssig geworden. Nun war plötzlich gar nichts mehr los mit ihm. Nur noch ganz langsam und träge schleppte er sich dahin; beinahe hätte man meinen können, sein eingefallener Brustkorb sehne sich nach der verlockenden Ruhe der Erde. An den Beingelenken und Sehnen wucherten Geschwülste, deren Eiter die Fliegen von zehn verschiedenen Dörfern ergötzte. Mit großem Widerwillen trat er seinen täglichen Gang beim ersten Hahnenschrei an und kehrte erst zurück, wenn die Ochsen schon längst ihr aufgespeichertes Grünfutter wiederkäuten. Ein paar Stunden lang verfiel er dann in einen unruhigen Schlaf, träumte von Pferdekämpfen und Kriegen oder aber von gruseligen Abgründen, über die er mit bleischwerer Bürde springen mußte.

Sogar die schwächlichen Esel waren jetzt flinker als er, und sein Herr, der bei solchem Schneckentempo ganz ungeduldig wurde, munterte ihn immer wieder mit der Gerte auf und zerrte ihn am Zügel, wobei er schrie: „Hü! Willst du vielleicht Wurzeln schlagen, elendes Vieh?"

Und da geschah es eines Morgens, als die bis zum Rande gefüllten Kannen ihn zu einer Atempause zwangen, daß er plötzlich zu Boden stürzte.

Als Cleto die verschüttete Milch sah, schlug er wutentbrannt mit einem Knüppel auf ihn ein. Er prügelte so lange, bis ihn der Arm schmerzte und der Knüppel zersplitterte. Aber so sehr sich der Gaul auch anstrengte, brüllte und zappelte, seine krummen Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Cleto zerrte ihn am Kopf, am Schwanz und an den Ohren; er sah, wie er seine Hufe in die Erde

bohrte und mehrere Furchen zog und dann wieder schwach und ermattet auf die Seite fiel, wobei ihm aus dem Maul mit den gefletschten Zähnen blutroter Geifer floß.

Cleto, der auf der milchgetränkten Erde herumstapfte, beschloß, das Pferd auszuspannen. Er rief die Hirten, die, vom Lärm angelockt, aus den Schluchten aufgetaucht waren: „Heda! Ihr Jungs, legt mal mit Hand an!"

Von allen Seiten kamen sie herbeigelaufen, die Mundharmonika in der Tasche und den Stab in der Hand. Ein paar faßten den Gaul am Schwanz und ein paar am Leib, und so stellten sie ihn gemeinsam auf die Beine. Cleto brachte das Geschirr in Ordnung, schloß die Milchkannen und trieb das Tier in sanftem Ton an: „Hü hott! Nun mal zu, du kleine Kreatur du!"

Das Pferd straffte sich, gab sich einen kräftigen Ruck und setzte sich in Bewegung. Aber sein Schritt war unsicher und taumelnd, so, als ob es jede Sekunde wieder hinfallen wollte.

„Der übt einen Sarambeque ein", sagte ein Hirt.

„Der kommt heute nicht mehr bis ins Dorf", prophezeite ein anderer scherzhaft.

Cleto versuchte, das Tier an der Mähne hochzuhalten. Aber bald wurde es wieder ganz schwach, seine Beine begannen heftig zu zittern, und auf einmal ließ es sich auf die Knie nieder und rutschte kraftlos zur Seite, als ob ein Blitz es zu Boden gestreckt hätte. Cleto versetzte ihm einen Fußtritt, raufte sich dabei die Haare und nannte sich einen vom Schicksal Geschlagenen.

„Nimm dir lieber einen Esel, Vater Cleto!" riet ihm einer der Burschen.

Noch einmal versuchte Cleto zuerst mit Hieben, dann mit aufmunternden Worten, den Gaul anzuspornen. Aber er blieb reglos liegen, und sein starrer Blick schien sich in einem fernen Nebelmeer zu verlieren. Cleto stieß ihn noch ein paarmal in den Leib, ehe er ihm unter wilden Flüchen die Bürde abnahm. Darauf lief er Hals über Kopf ins Dorf, wo er sich nach einer Eselin umsah. Und sofort umringte ein Rudel Hunde das Pferd, um die Milch aufzulecken.

Als Cleto mit einem Lasttier zurückkam, hatte sich das Pferd bereits auf die Knie erhoben und knabberte gerade in aller Gemütsruhe den Stechginster am Wegrand. Weil Cleto es loswerden und vielleicht auch aus Mitleid nach Hause schicken wollte, jagte er es mit Steinwürfen auf das Dorf zu.

Schwerfällig und trübsinnig stapfte das Tier über Heide und Farnkraut hin und trottete schließlich in seinen Stall. In dieser Nacht schlief es wie ein Murmeltier.

Am frühen Morgen kam Cleto und trug ohne ein Sterbenswörtchen den Packsattel und die Kannen nach draußen. Verstohlen sah ihm der Gaul zu. Er war-

tete auf die üblichen aufmunternden Püffe. Aber heute kam und ging sein Herr, ohne ihn überhaupt anzurühren.

Da ihm die Launenhaftigkeit der Menschen nichts Neues war, wunderte er sich nicht sonderlich. Er wußte, daß es nun einmal sein Los war, zu arbeiten, und sein alter Pferdeverstand sagte ihm, daß es nicht ratsam sei, sich in süßen Hoffnungen zu wiegen. Voller Behagen legte er sich zunächst einmal zurück auf sein Lager, das gerade frühmorgens am allermolligsten war, wenn die Nacht mit ihrem Frieden zur Neige ging und die harten Arbeitsstunden bevorstanden.

Wie er so ganz behaglich dalag, hörte er draußen – einmal, zweimal – das dünkelhafte, freche Iah eines dummen Esels, der sich ganz wohl zu fühlen schien. Er schwankte einen Augenblick, doch dann siegte seine Neugier; er erhob sich und spähte hinaus. Cleto war gerade dabei, denselben Esel einzuspannen, der ihn gestern bei seinem Tagewerk abgelöst hatte. Und Joana stopfte dem Eindringling zärtlich ein Kleebüschel nach dem andern ins Maul.

„Der frißt ja eine Riesenportion!" stellte der Gaul fest, und ein tiefer Neid ergriff ihn gegen den Vielfraß mit seinen genießerischen, halbgeschlossenen Augen, als er sah, wie jener das Futter, das die ihm da reinstopften, zermalmte. Aber das war doch regelrechter Diebstahl! Der Klee gehörte doch ihm, nur ihm, daran war nicht zu rütteln! Und so schritt er denn mutig und entschlossen hinaus, biß dem Esel tief ins Fleisch und hielt anschließend seine Schnauze der freigebigen Joana hin. Aber Cleto versetzte ihm eins auf die Ohren, und so trottete er tieftraurig und haßerfüllt in den Stall zurück.

Später strich er den lieben langen Tag herum, fraß Gräser und Ginster am Berg und hielt sich bei den kleinen Ochsentreiberinnen auf, die Futter schnitten und gar keine Angst vor ihm hatten. Erst in der Abenddämmerung kehrte er zufrieden und sogar beinahe satt in seinen Stall zurück.

Einmal versuchte Cleto noch, ihm den Sattel aufzulegen. Doch teils aus Boshaftigkeit, teils aus Schwäche legte er sich auf den Boden, und weder Prügel noch Liebkosungen brachten ihn dazu, sich aufzurichten. Von dem Tage an ließ ihn sein Herr allmorgendlich hinauslaufen und herumstrolchen. Das war freilich nur ein Ausdruck seiner Verachtung. Was blieb dem Gaul aber anderes übrig, als sich mit seinem traurigen Schicksal abzufinden? Ungehindert weidete er am Wege und an den Bächen, doch das Dorf verließ er niemals, da ihm seine Entzündung nicht erlaubte, sich weit zu entfernen. Und wenn vom Kirchturm das Ave-Maria ertönte, kehrte er heim, ausgeruht und erquickt von soviel Gras und Kräutern, von den herrlichen Düften der Welt, und sein Körper schmerzte weniger.

Eines Nachmittags warfen Kinder mit Steinen nach ihm, und er sah sich gezwungen, sein alltägliches Weidegebiet schnell zu verlassen, was seine krummen und eiternden Beine kaum noch schaffen wollten. Als er ins Dorf zurückkam, fraßen die Kühe schon gemächlich an ihrer Krippe. Er fand seinen Stall verriegelt, und keine Menschenseele war ringsum zu sehen. Auf gut Glück trottete er hierhin und dorthin, verharrte dann grübelnd mitten auf der Straße, kehrte zur Stalltür zurück, blieb dort lange mit hängendem Kopf stehen und wartete. Da aber noch immer niemand kam, um ihm die Tür zu öffnen, begann er schließlich zu wiehern, zunächst schnell und bittend, nur um sich bemerkbar zu machen, dann aber langgezogen und klagend und endlich so angstvoll und schmerzerfüllt, daß die Stute des Herrn Rektors, die im nahen Wagenschuppen stand, darüber Tränen vergoß. Er wieherte und wieherte; da ihm das aber gar nichts half, fing er an, voller Qual und Zorn auf der Erde herumzuscharren. Doch niemand kam. Da stieß er ein paarmal mit dem Vorderhuf an die Tür. Aber auch das war umsonst. Erst als seine Verzweiflung und Kraft schon erlahmte, sah er Gestalten näher kommen. Am Gang und am Wuchs erkannte er in einer von ihnen Cletos Sohn. Er spitzte die Ohren und wieherte leise und dankbar. Aber der Halunke warf ihm als Antwort einen Stock an den Kopf. Da lief er weit fort und schlief unter freiem Himmel. Tiefes Entsetzen und Abscheu vor den Menschen erfüllten ihn.

Als am folgenden Tag die Sonne aufging, sah er seinen Herrn auf dem Esel sitzen; seine gespreizten Beine wurden von den Milchkannen verdeckt. Da trabte er kläglich auf ihn zu, und wehmütige Erinnerung sprach aus seinen feuchten Augen. Cleto bückte sich flink; er befürchtete wohl, das Tier könnte eine Dummheit begehen. Aber gleich darauf streichelte er es und klopfte ihm ganz leicht ein paarmal auf die Kruppe, wobei er Worte murmelte, die es zwar nicht verstand, die aber so leiderfüllt waren wie die Abenddämmerung auf den endlosen, öden Landstraßen. Da der Gaul sich nun mit dem Milchmann ausgesöhnt hatte, trabte er heiter hinter dem kleinen Esel her nach Haus. Mit sich selbst und der Welt zufrieden, schlief er die ganze Nacht den Schlaf des Gerechten.

So verstrich die Zeit, und unser Lazarus, der weiterhin ungehindert aus und ein ging, fühlte, daß ihm das Blut leichter durch die Adern rollte; auf seinem Fell sprossen sogar ein paar neue Haare, und es sah so aus, als ob er bei seinem Vagabundenleben jünger wurde.

Cleto lieferte die Milch mit seinen ausgeliehenen Eseln einmal sauer, ein andermal zu spät in der Molkerei ab.

Am Ende hatten die Leute keine Lust mehr, ihm ein Tier zu überlassen, und die Milch in den Kannen wurde dick. Am Tage darauf standen die Sterne noch am Himmel, als ein Mann mit einem stattlichen Pferd am Zügel an Cletos Tür klopfte und um die Liste der Milchlieferanten bat. Cleto erschien schlaftrunken auf der Schwelle und sagte frech: „Was quasseln Sie da, Mann?"

„Soll ich noch deutlicher werden? Sie sind entlassen. Her mit der Liste . . ."

Cleto schimpfte ausgiebig und beteuerte, er würde doch den Maulesel des verstorbenen Isidoro kaufen und dann ein für allemal seinen Dienst vorschriftsmäßig ausführen können.

Der andere aber hörte ihm nicht einmal zu, sondern ging fort und holte sich die Milch ohne die Liste. Er stellte sich auf den Brunnenplatz, zog sein Horn hervor und blies dreimal darauf. Da stellten sich sofort die Frauen mit den vollen Gefäßen auf dem Kopf ein, und da Cleto sie um einen Tag Verdienst gebracht hatte und außerdem als Schwindler und Lump galt, fuhr der neue Milchmann mit bis zum Rand gefüllten Kannen ab.

Cleto hatte sich unterdessen zu dem Molkereibesitzer, Senhor José da Loba, begeben und wollte mit ihm sprechen. Loba war klein, fett und unbeholfen, aber reich und einflußreich bei den Wahlen. Sein Entschluß sei unerschütterlich, ließ er Cleto sagen und schickte ihm eine abgetragene Hose und ein kleines Geldgeschenk heraus.

Als Cleto seiner Joana von dem fehlgeschlagenen Bittgang erzählte, sagte sie: „Morgen gehe ich hin."

Sie putzte sich mächtig heraus, zog den Flanellrock, der auf Taille saß, und die Lackpantoffeln an, und geschniegelt und gebügelt machte sie sich auf den Weg.

„Senhor José da Loba ist nicht da", erklärte man ihr.

Mit ihren kräftigen Armen drang sie bis zum Chef vor.

„Nanu, Joana, was willst du denn hier?"

„Was fragen Sie so dumm? Ich will, daß mein Mann wieder die Milch fährt."

„Aber, Joana, das ist doch ganz unmöglich. Ohne ein eigenes Tier kann er die Stunden nicht einhalten. Die Lieferanten laufen ihm davon, die besten wollen schon nichts mehr von uns wissen. Siehst du das nicht ein? Kein Tag vergeht, ohne daß er die Hälfte der Milch nicht schon sauer anbringt. Entweder holt er sie zu spät ab, oder die Leute hauen ihn übers Ohr und drehen ihm gepantschte an. Nein, das geht beim besten Willen nicht so weiter!"

„Sie brauchen ihm bloß Geld vorzuschießen, daß er sich einen Gaul kaufen kann. Schließlich kann ich das von Ihnen verlangen."

„Du bist närrisch geworden ... reinweg närrisch. Nun hör aber mal gut zu:

selbst wenn ich nachgäbe ... die Leute wollen ja gar nichts mehr mit ihm zu tun haben ..."

„Dummes Zeug! Das Pack ist doch bloß neidisch. Leihen Sie ihm das Geld, und wir werden sehen, wer recht hat."

„Ich möchte nichts mehr davon hören, verstanden, Joana? Bring dich also bitte nicht um!"

„Ach so. Na ja, umbringen tu ich mich deswegen nicht, aber ich geh zur Senhora Dona Zèzinha und sag ihr und allen Leuten, daß Sie was mit mir haben."

Er faßte sie beim Arm und schob sie ruhig bis an die Tür: „Geh Joana, geh! Wer hätte wohl noch Lust, dich anzurühren?"

Da füllten sich Joanas Augen mit Tränen: „Damals, als Sie mich rumkriegen wollten, da haben Sie ganz anders geredet."

Ihre warmen Tränen lösten ein wollüstiges Gefühl in ihm aus, und mit schmeichelnder Stimme sagte er: „Sieh, Joana, ich möchte dir ja immer behilflich sein. Aber deinen Mann kann ich nun mal nicht wieder einstellen, wahrhaftig nicht. Du müßtest bloß wissen, was für Summen der mich schon gekostet hat."

Das Blut färbte Joanas Wangen und ließ die unzähligen Falten unsichtbar werden, die ihr das siebenmalige Kindbett eingetragen hatte. Ihre pechschwarzen Augen waren eigentlich noch immer schön, und die Tränen machten sie so jung und so mädchenhaft, daß dem Loba ganz heiß wurde. Er legte seinen Arm um ihre Schultern und zischelte ihr ins Ohr: „Du weißt doch, Joana, wie gut ich dir immer war. Aber entgegenkommen mußt du mir schon ... Ob du wohl noch so zu mir sein könntest wie damals? ... Nun sag schon ... Dein Mann kann doch irgendeinen Lohndienst suchen, kräftig genug ist er noch. Ich meine: soll er doch arbeiten!"

Mit heiserer Stimme klagte sie: „Wir kommen um vor Hunger ..."

„Dummes ... Dummerchen ... wenn du wüßtest, was mir an dir liegt, würdest du nicht solch einen Unsinn schwätzen." Er lehnte seinen Kopf an den ihren, küßte sie schmatzend ab und ließ auf ihrem Nacken einen ekelhaften Schneckengeifer zurück. „Joaninha, warte auf mich bei der Borralha ... hörst du? Ich bin gleich da."

„Nein, heute nicht."

„Doch, heute!"

„Und Sie stellen meinen Mann wieder ein?"

„So geh doch schon. Wir sprechen nachher darüber."

Keine fünf Minuten brauchte Joana im Hause der Kupplerin zu warten. Loba trat keuchend und mit feurigen Augen ein, genau wie damals, wenn sie die Serra



heruntergestiegen kam, frisch nach Bergkräutern duftend und mit prallem, appetitlichem, fast unzüchtigem Leib.

Es war schon spät, als der bedeutende Herr sich den Schweiß trocknete, einen Fünf-Escudo-Schein auseinanderfaltete, auf das mit Wachstuch bespannte Nachtschränkchen legte und sich dann hastig und angewidert verabschiedete: „Da, nimm. Und mach's gut. Sag deinem Anacleto, daß ich an ihn denken werde, aber bei der Milch kann ich ihn nicht gebrauchen, er soll sich das ganz aus dem Kopf schlagen. Na, dann auf Wiedersehen!"

Joana richtete sich auf der Pritsche hoch und schob ihre schlaffen, schlauchigen Brüste in das Schnürmieder zurück. Sobald sie Loba draußen wußte, nahm sie gierig das Geld an sich und steckte es in ihren Ausschnitt. Nun konnte sie Gott sei Dank einen Ofen voll Brot backen und sich vielleicht sogar noch einen Kattunrock kaufen!

Als sie wieder oben in der Serra anlangte, schickte sich das Vieh gerade an, wie in einer Prozession ins Dorf zurückzukehren. Cleto, die gute und treue Seele, wunderte sich gar nicht über den Bericht seiner Frau. Auch nahm er die Dreistigkeit des reichen Protzers nicht schwer; er hatte sich an vieles gewöhnt, und sein moralisches Rückgrat war längst weich geworden. Was seine unwiderrufliche Entlassung anbetraf, so zuckte er nur mit den Achseln: „Hab ich dir's nicht gesagt?"

Niemand öffnete dem Gaul an diesem Morgen die Stalltür. Er war hungrig und wieherte so lange, bis ihn der Kehlkopf schmerzte. Er wühlte im Düngerhaufen nach Heu und Seetang, und als er Cleto draußen hin und her gehen und geräuschvoll hantieren hörte, war er tief entrüstet und wütend.

Erst gegen Abend kam Cleto herein, um ihm den Zaum anzulegen, und ganz unterwürfig ließ er sich von ihm aus dem Stall führen. Draußen steckte ihm Joana eine Brotrinde ins Maul. Dann stiegen sie zu dritt den Berg hinan. Birnbäume und Pflanzen wuchsen wild am Weg, und die Elstern kamen hier am Abend zusammen, um ungestört und laut schwätzen zu können. Im Heidekraut lagen Zisternen und Abbaureste verlassener Minen herum, und der Gaul, der an so vereinsamten Orten stets Angst hatte, fragte sich befremdet: Zum Teufel, was haben wir hier bloß zu suchen?

Joana ging neben Cleto her. Sie hob den Rock an, damit er nicht im Schmutz schleife. Und das Pferd leckte ihr die Hand, was ihm von dem Tage an, da er sie von der groben Pranke Cletos zu unterscheiden gelernt hatte, zu einer lieben Gewohnheit geworden war. Und mit einer zarten, liebevollen Hand, die heute

ungewöhnlich zitterte, streichelte sie ihm den weißen Fleck auf der Stirn, den sie immer bewundert hatte, wenn er sich zum Brunnen beugte, um seinen Durst zu löschen. Solch weiche, schwermütige Liebkosung machte ihn nur noch mißtrauischer.

Nach dem Regen war der Himmel ganz klar geworden, und darunter schwebte der Duft von Ginster und „Vela-luz"; er war flüchtiger als die Dunstschleier, die morgens über einem Fluß liegen. Und der Gaul sog die Luft genießerisch ein, wie er das immer auf den friedvollen Wegen getan, wenn die Maienbäume ihren herrlichen Wohlgeruch über ihn verströmt hatten.

Je länger er jedoch, von den wundersamen Düften berauscht, hinter seinen Gebietern hertrottete, desto argwöhnischer machte ihn seine Vagabundenphilosophie.

Auf halbem Wege galoppierte ein Füllen vorbei. Seine Nüstern schäumten, seine Mähne flatterte im Wind. Wie ein Blitz schoß es dahin, kaum daß es die Erde und das Heidekraut berührte. In seiner Fußspur lief des Müllers Schimmel; er war lächerlich anzusehen mit seiner Last auf dem Buckel, wie er keuchte und geradezu dampfte. Barhäuptige Männer setzten den beiden schreiend nach.

Dieses kleine Intermezzo rief in dem Gaul seine weit zurückliegende Jugendzeit wach. Und da er das ungestüme Verlangen der Hengste und die wilde Geilheit der Stuten gut kannte, wieherte er dem grotesken und mutigen Müllerschimmel zu: „Nur zu, nur zu, das Füllen brennt schon drauf!"

Und der andere antwortete ihm in seiner Hast: „Ich krieg es schon, mein guter Freund!"

Am Gipfel angelangt, wurde ihm ganz traurig und seltsam zumute. Er erblickte Cletos Sohn, der an einer Felsspalte ein riesengroßes Messer schliff, und da er ihm noch böse war, fletschte er warnend die Zähne. Doch der Bursche drohte ihm mit der Faust.

Cleto band ihn an einer Eiche fest und verband ihm die Augen. Von neuem wunderte er sich. Was sollte dies alles?

Plötzlich verspürte er einen scheußlichen Kniff am Hals und dann ein Brennen, das einem scharfen Peitschenhieb glich und ihm durch und durch ging bis hinunter zur Kruppe und sich endlich unter der Haut verlor. Und dann wurde ihm so leicht, so leicht, daß er glaubte, ein Windstoß könne ihn mit einem Ruck in die Lüfte heben. Gleichzeitig aber vermochten seine Augen hinter dem roten Lappen ganz deutlich zu erkennen, wie sich dort oben die junge Stute und der Schimmel in wütender Liebe bissen. Schließlich war auch er einmal ein forscher Kerl und ein Angeber gewesen, und wenn er die Stuten voll brünstiger Wut in



den Nacken gebissen hatte, so waren sie erschauert wie ein Schilfrohr. Mit falkenhafter Geschwindigkeit war er über sie hergefallen, und er erinnerte sich ... einmal hatte er seinen Riemen zerrissen, um sich auf die brünstige Stute eines Fremden zu stürzen, die an der Taberne an einem Eisenring festgebunden war und ihn mit ihrem schmachtenden Gewieher herausgefordert hatte. Ein anderes Mal waren er und die junge Stute des Schmiedemeisters ins Gebirge geflüchtet, und das halbe Dorf war ihnen nachgesetzt. „Hierher, hierher, das ist ihre Spur! Ich habe sie wiehern hören! Halt! Brr!" Und als die Leute sie endlich hatten, da labten sie sich, er und die Stute, schon längst befriedigt und in aller Ruhe am Grase, das an der Quelle wuchs.

Der lauwarme Gießbach auf dem Bergeskamm war sanft wie Joanas Hand, die ihm nie ein Leid zugefügt hatte. Und als er nun endlich niederfiel, fühlte er sich gut, denn ein herrliches, ihm ganz neues wohliges Gefühl überkam ihn. Seinen verbundenen Augen bot sich ein unvermuteter Horizont dar, noch durchsichtiger und noch röter, als es zuweilen das Abendrot über dem Meer ist. Nun wollte er schlafen. Ach, wie wunderbar weich doch die Erde war! Leicht wie ein Flügel oder wie das erste zarte Morgenrot strich etwas ganz sacht und behutsam über sein Fell.

Joana nahm ihm die Binde ab, und noch einmal leckte er ihr die Hand, die ihn sanft und traurig streichelte. Die Luft war ein schwacher Hauch, der nicht mehr ausreichte, um auch nur ein einziges Mal die Lungen zu füllen. In der Ferne, jenseits der Berge sah er ein flammendes Etwas sich langsam senken. Und dunkel fragte er sich: Ob das die Sonne ist?

Doch dann erinnerte er sich der Stute und des Pferdes, die zu ihrer stürmischen Hochzeit galoppierten, und er dachte: Nein, das ist die Liebe der Pferde.

Am Horizont sank die große Rose hernieder und nahm das allerletzte Licht mit sich, um einzutauchen in das weite Nichts der Dunkelheit.

Cleto zog das Tier am Bein und versetzte ihm einen Fußtritt in den Leib. Zu Joana, die leise weinte, sagte er: „Man weint um eine Christenseele, Frau. Der da war schon am Verfaulen."

„Ach, das arme Tier", sagte sie. „Es war so gutmütig. Es hat uns immer so geduldig getragen und uns geholfen, unser Brot zu verdienen."

José Cleto setzte das Messer an. Und Joana dachte an die guten, für immer entschwundenen Zeiten, da sie noch jung und hübsch gewesen war und ihr die ganz feinen Herren nachgestellt hatten, wenn sie, seitlings auf dem glänzenden Sattel des Pferdes sitzend, unten im Dorf erschienen war.



„Nicht einmal die Zigeuner hätten den noch genommen“, sagte Cleto, während er dem Tier die Beinknochen straffte, damit José Cleto es abhäuten konnte.
„Ließen wir ihn liegen, würden die Wölfe über ihn herfallen. Es ist schon das Beste so. Außerdem kann mir das Fell noch ein paar Kröten einbringen, wenn ich's zum Pelzhändler bringe . . .“
„Ich hab dir's doch schon einmal gesagt“, unterbrach ihn sein Sohn, „das Fell ist für unsere Trommel.“
„Was für eine Trommel, zum Teufel?“
„Für die Trommel, sag ich dir. Die Ziegenfelle halten keine zwei richtigen Schläge aus. Und dieses Jahr geht unsere ‚Rusga‘ nach Lapa, und da wollen wir mal so richtig drauflostrommeln können.“
Als Joana den von ungeübter Hand zerstochenen Leib des Pferdes sah, ging sie angewidert und traurig davon.

Jerzy Putrament

Das Tierchen

Erst wartete es geduldig. War doch die Mutter häufig spurlos verschwunden, und trotzdem war nichts Schlimmes passiert. Denn am Ende kehrte die Mutter stets zurück, und alles wurde sicher, satt und warm.

Deshalb lag es still auf der Streu aus dunkelgrauen helleren und dunkleren Blättern, die zu seinem scheckigen Rücken ausgezeichnet paßten. Die Blaubeersträucher waren bereits so hoch gewachsen, daß sie zusammen mit einigen noch nicht völlig entwickelten Farnkrautstauden ein einigermaßen gutes Versteck vor allem Unbekannten, Drohenden boten, vor dem sogar die Mutter Furcht hatte. Die Sonne blinkte hier durch die Blätter der Blaubeeren hindurch, gelinder also, kosend.

Doch da huschte die Wärme etwas weiter, etwas Kühleres verdeckte das Mäulchen mit schwärzlichen Schatten, und das Warten begann quälend zu werden, nahm den unangenehmen Beigeschmack von Hunger an.

Endlich rührte sich das Tierchen, übertrat das ungeschriebene Verbot, streckte das Hälschen vor, schaute umher, mit Mühe erhob es sich auf die dünnen, für so ein kleines Körperchen viel zu langen Beine.

Vor ihm eröffnete sich eine leere Welt, obwohl überreich an üppigem Maigrün, kühl, wenngleich doch die Sonne nicht untergegangen war – sie versteckte sich hinter dem knorrigen Profil einer Fichte. Und alles ringsherum war von dem erwärmten Geruch von Harz erfüllt, eine unruhige Welt, obgleich der Wind nicht einmal lispelte, nur das zerzauste Vogelgezwitscher fiel irgendwo von oben aus den Kieferkronen herab. Eine leere, kühle, unruhige Welt, weil die Mutter nicht da war.

Und als es noch später wurde, die Sonne in den Haselnußsträuchern versank, als es offenkundig kühler wurde, machte das Tierchen, auf seinen komischen Beinchen wankend, ein paar Schritte rings um den häuslichen Farnbusch, übertrat dann das um vieles wichtigere Gebot: Es begann zu rufen.

Es waren merkwürdige, dünne Töne, dem sanften, monotonen Geknarre eines dürren Zweiges ähnlich. Nur ihre zu lange, zu regelmäßige Dauer verriet, daß ein lebendes Wesen ihr Urheber war. Ein gewöhnlicher Wanderer ging daran vorbei, ohne ihm Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Tierchen rief nach der Mutter eine Minute lang, nachher brach es beunruhigt ab. Es lauschte auf die vorabendliche Stille. Irgendwelche Geräusche waren im dunkelwerdenden Gestrüpp bemerkbar, jedes davon schien sogleich zu den vorsichtigen mütterlichen Schritten zu werden. Doch verloren sich die Geräusche im leichten Trab der Eichhörnchen, im lärmenden, kunterbunten Lauf der Häher, im Klopfen der Spechte.

Die Nacht brach herein, die furchtbare Nacht des ersten Alleinseins. Angeschmiegt an die rostfarbigen, behaarten Farnwurzeln, an das Hügelchen, kaum größer als ein Spatenstich Erde, das unbeholfene Köpfchen auf dem Bäuchlein versteckend, mit der Wärme des eigenen Körperchens sich betrügend, lernte das Tierchen mit Entsetzen die Steigerung dessen kennen, was den Gegensatz von Sattheit und Wärme bildet.

Am Morgen kroch die Kälte im Walde mit bläulichen Nebelschwaden hervor. Was war schlimmer: der Hunger, der die Eingeweide peinigte, oder die Kälte, die die Haut lähmte? Die Sonne kehrte endlich wieder, doch brachte sie es nicht fertig, das geschwächte Körperchen zu erwärmen. Das Tierchen gab noch ein lispelndes Rufen von sich, doch wollte es nicht mehr die Mutter anlocken, es war nur Klage, an keine Adresse gerichtet, ratlos der Grausamkeit, der Gewalt all dessen gegenüber, das ihr Ausbleiben verursachte.

Dann vermochte es nicht einmal mehr zu klagen. Noch eine Nacht lag es tonlos, reglos. Die trüben großen braunen Augen erblickten kaum die Helle des gerade anbrechenden dritten Tages ohne Mutter.

Es war unfähig, ein Beinchen zu bewegen, leistete keinen Widerstand, als die große und schwere Hand des Arbeiters Swillo aus dem Staatsgut es unter den Farnwurzeln hervorzog.

Als er, es unter dem Arm tragend, bei der Leiterin Michalakowa erschien, überzeugte er sich, daß sie mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt war. So wenigstens berichtete er der Obermelkerin Kondratowa.

Michalakowa war eine sprichwörtlich sanfte Person. Als sie dem Staatsgut zugeteilt wurde, zuckten die Ortskundigen die Achseln: Wie würde so ein schmächtiges Frauchen mit dieser wahren Bande fertig werden, die der frühere Chef, ein Oberleutnant der Reserve und ein Riese von Mann, mit gewaltigem Stimmorgan, nicht unter seine Fuchtel kriegen konnte.

Am meisten empört über diese Ernennung war ein hoher Beamter einer gewissen Institution, Dybalo, der diese wald- und seenreiche Gegend mit seinen Jagd- und Angelbesuchen beehrte.

„Das sind Hinterwäldler, die wir von dem verdammten Kapitalismus geerbt haben", raunzte er, seine Rede mit einigen Kraftausdrücken würzend, die die Grundfeste seiner politischen Klugheit bildeten. „Da muß man hart durchgreifen! Und womit soll die Michalakowa das tun?"

Bei diesem Punkt angelangt, blickte er auf die Gesichter seiner Gesprächspartner, mit Recht erkennend, daß er die Höhen seiner Überzeugungskunst erreicht hatte. Alle gaben ihm recht, die Eilfertigeren mittels lauter und männlicher Ausrufe.

Denn, wie schon gesagt, im Staatsgut galt er als hochgestellte, als sehr hochgestellte Persönlichkeit. Dieser Ruf entsprach ihm ausgezeichnet; er tat sogar dies und jenes, um ihn zu verbreiten und zu vertiefen. Dank diesem Ruf konnte er sich in einer Atmosphäre der Dienstfertigkeit, des Beifalls, des Lachens und kleiner Gefälligkeiten bewegen, mit einem Wort, von all dem, was Menschen seines Schlages als den angenehmsten Bestandteil der Macht betrachten.

Er war bemüht, seine nur kurze Zugehörigkeit zu der heute in Polen herrschenden Richtung durch großen, heftigen Eifer beim Auswendiglernen von Rundschreiben, Ansprachen, Anweisungen, Leitartikeln wettzumachen. Sein Gedächtnis war ausgezeichnet, obwohl ein wenig einseitig. In seinem religiösen Bewußtsein ging ein interessanter Auswahlprozeß vor sich, eine Selektion dessen, was er auswendig lernte. So zum Beispiel legte er nach Erlernung der Formel „Diktatur des Proletariats" unbewußt viel mehr Augenmerk, feines Verständnis, Begeisterung in ihr erstes als in ihr drittes Wort. Mit einem Wort, er gehörte der bei uns zulande nicht seltenen Sekte der „Maulkörbler" an.

Diese Sekte geht, ähnlich wie die Kalvinisten, von der Überzeugung aus, daß auf der Menschheit eine ungeheuerliche Erbsünde lastet. Sie ist der Meinung, die Menschen wären von Natur aus böse, faul, neigten zu primitiven Freuden, seien aber unfähig zu Entsagungen, zu Heldentum. Dies rührt wahrscheinlich aus einer allzu bereitwilligen Verallgemeinerung dessen her, was so ein „Maulkörbler"

seinem eigenen Seelchen abgelauscht hat. Wie ein junger Satiriker sagt: So ein Typ „kennt sich selbst und verachtet daher auch andere".

Die Ideologie, die diese Sekte offiziell bekennt, erscheint ihr, im stillen gesagt, nicht attraktiv genug, um das menschliche Bewußtsein umzumodeln und in ihm das Feuer des Heldentums zu entzünden. Daher sind die „Maulkörbler" der Meinung, falls wir in diesem Lande etwas ausrichten wollten, müßten wir ohne viel Federlesens alle an der Kandare halten, dürften kein Pardon geben ...

Ihre Leistungen in diesem Geist als von ewiger Dauer betrachtend, nehmen solche Dybalos jegliche persönlichen Erleichterungen des Lebens, jegliche Beweise der Außergewöhnlichkeit ihrer Person gern entgegen, betrachten dies gewissermaßen als eine Anzahlung seitens der Nation a conto der Schuld, die sie den Dybalos gegenüber eingegangen ist. Daher diese häufigen Fahrten in die Heide.

Dybalo, der in Warschau vor so vielen Menschen Bücklinge machen, im Korsett so vieler Rundschreiben arbeiten muß, die er selbst ausbrütet und denen er sich selbst – o Graus! – unterstellt fühlt, ist sich hier, in der Heide, bewußt, daß die Rundschreiben ihm selbst, Dybalo, gegenüber ihre Gültigkeit verlieren, zu irgend etwas Geruch- und Farblosem werden, wie Kohlendioxyd.

Was für ein Labsal, aus dem rundschreibenschwangeren Warschau in diese Heide zu fahren, in das „Terrain". Daher auch heitert sich Dybalos Charakter, in Warschau düster, ein wenig verkatert, in der Heide auf, nimmt Schwung an, Robustheit, die altpolnische Lust, den Gürtel lockerer zu schnallen. Von Zeit zu Zeit machen sich darin Spuren von irgend etwas bemerkbar, was Dybalo selbst als Beweis seines elementaren Wohlwollens den Menschen gegenüber erachtet. Denn die „Maulkörbler" sind zum Teil auch Liberale: sich selbst gegenüber.

Dadurch erklärt sich, daß Dybalo nicht nur die Einladung der Michalakowa zum Mittagessen annahm, sondern ihr auch bei dieser Gelegenheit eine Reihe wertvoller praktischer Hinweise erteilte, die seiner Auffassung nach ihr behilflich sein dürften, aus den Scherereien beim Verwalten des Staatsgutes herauszukommen. Sie lassen sich in großen Zügen auf die oben kurz angeführten Prinzipien zurückführen.

Durch seine Aufrichtigkeit war er gerührt. Er teilte sozusagen den Stein der Weisen, der ihm selbst Erfolge im Leben brachte, mit anderen. Und mit wem teilte er? Mit so einer Michalakowa, die er, seitdem er über sie in Gegenwart von Zeugen so viele unangenehme Dinge geäußert hatte, als Feind betrachtete.

Doch was kann man machen, der selbstgebrannte Kräuterschnaps macht auch den festesten Charakter mürbe! Nach dem dritten Gläschen begann er laut zu reden. Nach dem fünften geriet er über sich selbst in Rührung, weil er sich bei

der ritterlichen Regung, eine schwache Frau vor Feinden zu verteidigen, ertappt hatte.

Denn die Michalakowa hatte gesagt, sie hätte eine sehr schwierige Position in diesem Staatsgut.

Er sprang auf. „Wer ist der Schlimmste?"

Sie begriff nicht recht. Sie sagte: „Die Berichterstattung."

Er winkte ab.

„Wer von den Leuten, von ihren Leuten, von denen da ..." und mit dem Kopf wies er auf die Gesindehäuser.

Aus dem Gleichgewicht gebracht, schwieg er. Er drängte, schlug mit der Faust auf den Tisch. Endlich sagte sie: „Es ist wohl der Swillo."

Nach weiterem Drängen stellte sich heraus, er war ein Faulpelz und drückte sich vor der Arbeit, simulierte manchmal Kranksein, besonders wenn er einen hinter die Binde gegossen hatte. Und schließlich diese Wanderungen im Walde. Vielleicht war er ein Wilddieb! ...

Er schimpfte laut und sprang wiederum auf. Der Michalakowa mit der Faust vor der Nase herumfuchtelnd, schrie er, und im ganzen Haus war es zu hören: „Die Fresse würde ich ihm polieren! Mein Wort! Dieses Stück Vieh, kein Gericht, keine Strafe hilft gegen so einen. Aber wenn er einmal eins richtig abbekommt, wird er bis zum Lebensende gescheit! Wo ist er, dieser Swillo? Nein, nein, bitte hindern Sie mich nicht! Ich muß dieses Unrecht ... Bitte, halten Sie mich nicht auf, ich selbst, ich persönlich, die Fresse ... Und nichts wird man mir deswegen tun ... Bedanken wird man sich bei mir! Wo ist dieser Swillo?"

Swillo, der gerade überlegte, ob es sich ziemte, die Leiterin bei ihrer Begegnung mit der wichtigen Persönlichkeit zu stören, hatte diese ganze Ansprache gehört. Kein Wunder, daß er der Obermelkerin Kondratowa von diesen Angelegenheiten erzählte und das Gespräch mit der Leiterin auf eine spätere Zeit vertagte.

Seit Beginn des Mittagessens fühlte sich die Michalakowa nicht gut. An diesem Tage hatte sie bereits zwei Sorgen ... Erstens war es gerade mit den drei Wagen Stroh für den Schweinestall Essig geworden. Zweitens erhielt ihre Tochter von dem Tunichtgut, dem Segelinstrukteur aus dem in der Nähe gelegenen Feriendienstzentrum, einen Brief. Obwohl verheiratet und Familienvater, hatte dieser Tunichtgut es verstanden, ihr den Kopf zu verdrehen.

Die Leiterin saß am Eßtisch, schaute auf Dybalos rundes Gesicht, auf sein rothaariges und bereits grau werdendes Schnurrbärtchen, auf seine zufriedenen

Glotzäuglein. Sie pflichtete ihm bei, artig warf sie ein paar Worte in den Fluß seiner Beredsamkeit, in Gedanken war sie aber bei ihrer Barbara. Wußte sie doch von Anfang an, was es für ein Ende nehmen würde. Denn Barbara war verträumt, willfährig, nur halb bei Bewußtsein. Sie dachte, der Tunichtgut wäre so eine Ausnahme, so männlich, gut gebaut, gelehrt, ein Sportler. Sie war ganz einfach in dem Alter, wo so etwas Eindruck macht. Wäre ihr jetzt ein Kiefernklotz über den Weg gerollt, sie hätte sich auch in ihn verliebt.

Den Kopf wiegend, hörte sie nicht einmal, was ihr Gast zum besten gab. Ihr schien, sein Wohlwollen würde wie mit einem Zauberstab die Strohfrage für den Schweinestall erledigen, vielleicht auch bei den Sorgen mit dem Tunichtgut von Hilfe sein. Sie hörte nicht auf das, was er sagte, sie begriff nicht, daß es unter dem Vorwand wohlgesinnter Ratschläge eine scharfe Kritik ihres Arbeitsstils war.

Hatte sie doch geradezu entgegengesetzte Wege zum menschlichen Herzen gewählt als jene, die Dybalo vorgeschlagen hatte. Sie schlug keinen Lärm, drohte nicht mit der Miliz. Sie befaßte sich ganz einfach mit den Wohnungen der Arbeiter, deren Versorgung, verschiedenen Kleinigkeiten ihres Alltags und veranlaßte, daß in ihrem Staatsgut die Leute etwas besser zu leben begannen als bisher. Und als diese das verstanden, da wog ihr ruhiges Wort in ihrem Begriffsvermögen schwerer als sämtliche vielstöckigen Schimpfworte ihres Vorgängers zusammen. Und deshalb ging es hier mit der Arbeit besser, mit dem Plan also auch, ebenso mit dem Verdienst. Die ortsansässigen Kenner zuckten die Achseln: Woher nur diese Erfolge bei der Michalakowa? Die Optimisten verloren nicht die Hoffnung: Wartet nur ab, sie wird sich das Genick brechen, wenn nicht durch den Plan, dann durch die Berichterstattung.

Doch die Michalakowa sah nicht die eigenen Erfolge. Im Gegenteil, immerwährende Sorgen verfolgten sie, in der Art wie mit jenem Stroh.

Sie litt einfach an Minderwertigkeitskomplexen. Es schien ihr, als wäre sie untüchtig, und die Ortskundigen hätten recht, daß sie fortgehen müßte, irgendwohin, zum Beispiel als Wirtschafterin in eine Kantine.

In diesem Zustand erschien ihr irgendein aufgefangener Satz Dybalos als aufrichtiges Mitleid. Und deswegen wagte sie es, über Schwierigkeiten zu klagen.

Doch sie schätzte die Kraft des Branntweins nicht ein! Eine gute Viertelstunde mußte sie das ritterliche Toben ihres Gastes zähmen, der den schändlichen Wilddieb auf der Stelle bestrafen wollte. Bald wurde das Mittagessen zu einer noch schlimmeren Sorge als Stroh und Barbaras Taugenichts.

Zum Glück ließ sich Dybalo schließlich ins Gästezimmer führen. Die Michalakowa kam kaum los von seinem letzten überschwenglichen Versprechen der

Wohlgesinntheit. Der letzte, schlimmste Verdruß wartete ihrer: die Berichterstattung.

Kaum kam sie dazu, am wackligen Schreibtisch Platz zu nehmen, als die Tür sich öffnete. Swillo schaute sich um, ob der unheilvolle Gast noch da wäre, trat ein. Sie genierte sich, daß man ihr seinen Namen abgepreßt hatte. Andererseits dagegen war wirklich ziemlich häufig kein Verlaß auf ihn. Erst gestern drückte er sich unter dem Vorwand von Kopfschmerzen vor der Arbeit auf der Wiese, einen kleinen Anschnauzer hatte er verdient.

„Frau Leiterin", sagte Swillo, bevor sie das erste Wort zu finden vermochte. Ich ging zur Wiese, weil ich mich besser fühlte... und da sehe ich auf einmal..."

Und zog seine riesige, von der Mütze bedeckte Hand hervor, nahm die Mütze weg.

„Ach, mein Gott!" rief die Michalakowa aus, die unangenehmen Worte vergessend. Auf Swillos Hand lag etwas Winziges, Langbeiniges, mit gescheckten Rücken und einem Bäuchlein wie Milchkaffee. „Was ist das?"

„Ein Kitzlein, Frau Leiterin."

„Also so was! Aber was ist das, schläft es? Warum hat es die Äuglein geschlossen?"

„Aber wo wird es denn schlafen! Es lebt kaum noch."

„Wie denn, haben Sie es verletzt?"

„Was denn nun schon wieder! Vor Hunger! Die Mutter hat es verlassen."

Die Leiterin schoß hinter dem Schreibtisch hoch, sprang auf das Rehlein zu. Die folgende Stunde war den Versuchen gewidmet, das Tierchen zu füttern. Ein Konzilium mußte einberufen werden, da die Leiterin dem Swillo keinen Glauben schenkte. Doch auch der Buchhalter, Herr Mikutowicz, und die Kondratowa waren sich einig darüber, die beste Nahrung für das Rehlein wird dasselbe sein wie für alle Säugetiere: warme Milch, vielleicht etwas verdünnt. Als man jedoch unter das Geäse des Rehleins eine Untertasse mit Milch schob – rührte es sich nicht einmal. Es lag in einer Schachtel, seine Beinchen, ganz wie Stöckchen, ragten kunterbunt nach allen Seiten. Nicht einmal die Augen öffnete es, obgleich die Michalakowa, verzweifelt, selbst ihm das Schnäuzlein in das bläuliche Weiß der Milch hineinsteckte.

„Es wird draufgehen", meinten Mikutowicz und die Kondratowa und schalten den Swillo im stillen: Nicht nur, daß er sich vor der Arbeit drückt, befaßt er sich noch mit Wildern, um dann der Chefin Geschenke zu machen. Wenn er noch etwas Besseres ausgewählt hätte als so einen Kümmerling.

Swillo schwor Stein und Bein, daß von Wildern keine Rede sein könne. Doch auch er war befangen. Er beugte sich herab, tauchte seinen großen Finger in die Milch ein, steckte ihn dem Rehlein ins Mäulchen. Das aber rührte sich nicht.

„Idiot!" rief die Kondratowa. „Du erstickst es ja! Ist doch kein Kalb! Übrigens wird ihm von deinem Tabak noch übel! Warte, laß mich mal."

Doch auch ihr gelang es nicht. Selbst der in den Gesindehäusern ausfindig gemachte Lutscher, den man auf eine Viertelliterflasche steckte, half nichts. Die weiße Flüssigkeit floß dem Rehlein am Schnäuzchen herunter, die Augen blieben halb geschlossen.

Abends machte sich die Leiterin an die unangenehmste Arbeit, den Schrecken aller Landwirte in Volkspolen: an die Berichterstattung. Auf das Tischchen stellte sie die Petroleumlampe, legte Stöße von Papier mit Tausenden Rubriken darauf, die es auszufüllen galt. Das einstimmig Kasia getaufte Rehlein lag in einem großen Schuhkarton, der mit Läppchen ausgelegt war. Die Untertasse mit Milch stand ganz nah bei seinem schwarzen Mäulchen.

Die Michalakowa saß über den kein Ende nehmenden Formularen. Nicht das Ausfüllen war das schlimmste, obgleich auch das wertvolle Zeit in Anspruch nahm. Das schlimmste war das moralische Problem.

Die vorgesetzten Behörden interessierten sich bei den Formularen für solche Einzelheiten, deren Festlegungen die vieltägige mühsame Kritzelei eines speziellen Beamten erforderte. So einen gab es aber im Staatsgut nicht.

Selbstverständlich lassen sich diese Einzelheiten leicht und rasch einfach aus dem Kopf angeben. Bevor jedoch das Gewissen der Michalakowa zu dieser zweiten Methode sein Einverständnis gab – wieviel Qual, wieviel Zwiespalt! Das ist gar kein so einfacher und schmerzloser Prozeß, aus einem ordentlichen Menschen einen Zyniker zu machen.

Die Michalakowa seufzte nun schon zum x-tenmal und sagte sich, es gäbe keinen anderen Ausweg. In die nächstfolgende Rubrik müssen x-beliebige Zahlen rein. Voller Widerwillen gegen sich selbst sah sie sich mechanisch in den Winkeln um, ob auch niemand ihren Sündenfall sah.

Und gerade Kasia war es, die ihn bemerkte! Diese trüben Äuglein, halb unter den Lidern verborgen, klärten sich jetzt, blickten kläglich auf die Leiterin, wie ihr schien, bittend und vielleicht sogar tadelnd.

Die Michalakowa sprang vom Stuhl auf, lief auf das Rehlein zu. Diesmal fühlte der in Milch getauchte Finger langsam das Zünglein des Tierchens. Einmal, zweimal, immer schneller begann Kasia die Milchtropfen zu trinken. Nach fast fünf Minuten war die Untertasse leer.

Als die Leiterin an den Schreibtisch zurückkehrte, hatte die Nacht draußen ihr dunkles, klares Blau verloren, wurde trübe, türkisblau. Es war Ende Mai; gerade begann der späte Flieder zu blühen. Die Michalakowa löschte die Lampe aus, es zeigte sich, daß es zum Arbeiten bereits hell genug war.

Das Formular lag da mit der nichtgeschriebenen „ausgedachten" Antwort. Der anbrechende Tag schien die nicht zu Ende geborene Lüge besonders kraß zu unterstreichen. Der Michalakowa begann schlecht zu werden wie nach einem fetten Aal. Sie nahm schnell die Feder zur Hand, machte einen dicken Strich auf den unvollendeten Satz und schrieb:

„Wir verfügen über keine Angaben."

Kasias Rettung verschaffte dem Tierchen viele warmherzige Freunde. Selbst der Buchhalter Mikutowicz, ein älterer Herr mit einer leberkranken Ehehälfte, fing für das Rehlein Feuer, versuchte an ihm die seit einem Vierteljahrhundert sensationellen Erziehungsmethoden zu realisieren, die er an seinen Kindern nicht ausprobieren konnte, weil seine Ehehälfte diese anfangs nicht hatte haben wollen und später nicht haben konnte. Im großen und ganzen beruhten diese Methoden auf einem „Zurück zur Natur". Er zankte sich sogar mit der Leiterin, verlangte, Kasia sollte im Obstgarten gehalten werden, damit sie sich während der hiesigen kühlen Juninächte abhärte.

Kasia verblieb jedoch im Zimmer der Leiterin. Zu viele Überraschungen konnten auf dem Terrain des ausgedehnten Staatsgutes auf sie lauern, wo fast jeder Arbeiter seinen Hund hatte, außerdem Tag für Tag Interessenten erschienen, von denen so mancher seinen eigenen Nero oder Rex hatte. Nur einmal nahm die Michalakowa Kasia auf den Arm, ging mit ihr in jenen Teil des Obstgartens, wo auf einer sanften, grünen Anhöhe unordentlich gepflanzte Johannisbeersträucher sich breitmachten, kleine halbwilde Kirschbäume vor Alter langsam vertrockneten.

Das aufs Gras gelassene Tierchen hatte anfangs Angst, fiel lang hin, schmiegte sich an die Erde an, spitzte unruhig die Lauscher, erinnerte sich vielleicht an die Angst jener Tage ohne Mutter. Die Michalakowa nickte mitleidig mit dem Kopf, nahm das Tierchen schließlich auf den Arm, ging ins Haus zurück. Im „Direktionszimmer" gewann Kasia das Vertrauen zum Leben ein wenig wieder. Doch die dem gebohnerten Parkettfußboden nicht angepaßten Beinchen vermochten das Körperchen nicht aufrechtzuerhalten, glitten aus, spreizten sich nach allen Seiten. Sie kroch dann in die Ecke beim Schreibtisch und legte sich in ihre Schachtel. Das Juniende war dieses Jahr sonnig und heiß. Abends brach



aus dem nahen Wald eine lange Welle warmer harziger Luft herein; selbst bei den Kuhställen spürte man den Geruch des Waldes. Das Gras wuchs üppig, die gelben plüschartigen Körper der Gössel wurden länger, die kleinen Kirschen hinter dem Hause begannen sich um eine Woche früher zu röten. Kasia, die es rasch auf ihre Art gelernt hatte, nach der Untertasse mit Milch piepsend zu verlangen, konnte es nicht lernen, sie richtig auszutrinken. Die Begeisterung, die das weiße Getränk in ihr weckte, war so groß, daß sie der eintretenden Leiterin im Galopp entgegensprang; die langen Vorderläufe fuhren seitlich auseinander, sie fiel hin, dann tauchte sie das Mäulchen in die Untertasse, sog die Milch mit Nüstern und Maul gleichzeitig ein, verschluckte sich nach einigen Sekunden, schnaubte, nieste.

Nach einigen Wochen war die Schachtel zu klein geworden.

Mit jedem Tag wurden ihre Ausflüge in die frische Luft länger. Die Leiterin fand nicht immer Zeit, ihr Gesellschaft zu leisten, manchmal nahm also die Kondratowa sie auf den Arm, manchmal war es Swillo oder jemand anderes. Die Johannisbeersträucher begannen sich mit Tröpfchen roter Beeren zu röten. Ein paar Bienenstöcke summten unter den Kirschbäumen. In diesem Winkel war es grün, heiß und feucht, der vermorschte Zaun war mit einer Flut von Blättern wilden Weins überladen.

Während dieser Ausflüge lernte das Tierchen die schwierige Kunst des Lebens. Die eine Lehre war unangenehm, bitter von der Furcht, die seinem kleinen Herzen entsprang. Denn die Welt des Grüns und der Sonne war auch eine Welt unerwarteter Gefahren, die plötzlich von irgendwo hervorsprangen, vielgestaltig, lärmend, einmal voll gutturalen Geschreis und blitzschnellen, raschen Flatterns von irgendwas Weißlichem, dann wiederum brummend, dicht, dunkel, von stickigem, süßlichem Geruch, stechend, giftig.

Doch gab es auch eine andere Lehre: In dieser Welt lauernder Gefahren befand sich ebenfalls ein heller und sicherer Stützpunkt. Sooft die nächste Gefahr hervorsprang, galt es, was das Zeug hielt, zu dem hohen Wesen zu rennen, das unweit stand, dem Wesen, das die Milch brachte, das es sogar verstand, quietschend zu rufen, fast wie die immer schneller in Vergessenheit geratende Mutter.

Die geriet freilich in Vergessenheit. Vielleicht verwandelte sie sich jedoch nur in dem unentwickelten Bewußtsein des Tierchens, nahm andere Gestalten an. Denn was war die Mutter in den so kurzen, völlig düsteren ersten zwei Wochen des Daseins? Ein Wesen, das Wärme gibt, Sattheit, Sicherheit. Was anderes sicherten ihr die hohen Wesen, die sich voneinander durch Farbe, Geruch, Aus-

sehen unterschieden. Hatten doch alle gerade das oberste Merkmal: Sie verteidigten vor Hunger, Kälte, Feindseligkeit.

Als der rascher als bisher heranwachsende Körper nach Nahrung zu verlangen begann, lief das Tierchen daher auch im Zimmer umher, seinen vielgestaltigen Beschützer suchend und rufend, ganz so wie jene entfernte, verlorengegangene Mutter. Als nun im Grün und in der Sonne des Gärtchens der nächste Schreck emportauchte, stürmte es mit ganzer Kraft auf seinen bereits stark gewordenen Beinchen zu jener Seite, wo auf dem Hintergrund des riesigen blauen Himmels die hohe menschliche Silhouette sich schwarz abhob. Das Gebüsch des Unkrauts, die niedrigen Zweige der Johannisbeeren, andere irgendwelche Hindernisse flößten ihm nur Mut ein, es sprang immer höher und sicherer, rannte auf den Beschützer zu, schmiegte sich an seine Beine, drehte den Kopf dem Feind herausfordernd zu: Versuch nur jetzt, mir etwas zu tun! Dieses ihr Vertrauen fiel wohl bei den Gefühlen der Arbeiter des Staatsgutes am meisten ins Gewicht, dieser „Bande", wie Dybalo sie bezeichnete. Darunter waren tatsächlich Leute von verschiedenem Schlag. Es gab Säufer, Faulpelze, es gab solche, die gern Händel suchten, es gab maskierte Wilddiebe. Solche stellten natürlich, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre Schlingen, wollten von Schonzeit und ähnlichen Dingen überhaupt nichts wissen. Doch was anderes ist es, einem Tier im Walde aufzulauern, etwas anderes aber ist dieses Tierchen, das bald gelernt hatte, auf den ersten besten Menschen hinzulaufen, sich an dessen Beine anzuschmiegen.

Swillo, der wohl den schlimmsten Ruf im ganzen Staatsgut hatte, war der eifrigste Verteidiger von Kasia. Doch auch die anderen schlossen das Tierchen in ihr Herz. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es zur Stadt weit war, selbst zum nächsten Dorf ein paar Kilometer, so daß man an Ort und Stelle Unterhaltung suchen mußte. Selbst der fünfzehnjährige Winczuk, der Sohn der Kondratowa, Anwärter auf einen hiesigen Halbstarken, brachte es eines schönen Tages zu einer heroischen Leistung. Die Hitze war damals besonders drückend. Kasia, durch das Gesumme am Bienenstock angelockt, ging zu nahe heran, geriet in den Schwarm. Sicherlich wäre sie draufgegangen, von Tausenden giftigen Dolchen durchbohrt, aber Winczuk, der den Schwarm aus gefahrloser Entfernung begaffte, sprang ihr tapfer zu Hilfe, griff sie rasch auf den Arm und galoppierte, den Hals in die Schultern eingezogen, nach Hause. Das Tierchen hatte einige Stiche wegbekommen, war wenige Tage krank, aber gerettet.

Ein anderes Mal kroch eine Gans mit ihren Kleinen durch das Loch im wilden Wein ins Gärtchen. Kasia wollte natürlich mit ihnen nähere Bekanntschaft

schließen. Die Folgen waren nicht schwer zu erraten. Die rasend gewordene Gans flog auf Kasia zu, mit den Flügeln schlagend, mit dem Schnabel zerrend, versuchte sie, Kasia umzustoßen. Das Rehlein fiel von dem Ansturm hin, selbst schreien konnte es nicht mehr. Und wer weiß, was für ein Ende es genommen hätte, wäre nicht Herr Mikutowicz gewesen, der den längsten Lauf in der zweiten Hälfte seines Lebens machte, die etwa dreißig Meter des Obstgartens in der für sein Alter nicht üblen Zeit von fünfzehn Sekunden durchmaß. Er mußte sich noch bücken, die Wut keifende Gans mit dem Arm abzuwehren, die erschrokkene Kasia hervorzuziehen. Kaum hatte er das Opfer der Gänsebrutalität der Kondratowa übergeben, setzte er sich sofort. Vor den Augen wurde es ihm dunkel, ein entsetzlicher Erstickungsanfall schnürte ihm die Kehle zu.

Der Sommer stürmte vorwärts. Im Juli blühten im Walde wilde Lilien, deren Blüten die Farbe von Himbeereis hatten, duftende Nelken, die ersten Königskerzen. Im August begannen die Pilze. Im September wanderten Eichhörnchenrudel auf das steile Ufer des Sees zu, wo dieses Jahr die bereits gelbgewordenen Haselnußsträucher großartig gerieten.

Kasias Spaziergänge wurden länger. Die viele Jahrhunderte alte Erfahrung von Tausenden ihrer Ahnen, im unbewußten, obwohl ererbten Instinkt kristallisiert, gebot ihr, sich unter den Gräsern umzuschauen, jene auszuwählen, die zu den Leckerbissen der Rehe gehören. Sie war sehr gewachsen, begann das scheckige, dunkle und hellgraue Gewand des Rückens zu verlieren. Ein neues Fell sproßte, flammend rot, in der Farbe von welk gewordenem, frühherbstlichem Laub. Jetzt konnte sie sich schon allein vor der unartigen Gans verteidigen. Ihr Köpfchen hatte sich entwickelt, war hart geworden, die Beinchen wurden straff und elastisch, niedrige Johannisbeersträucher bildeten für sie kein Hindernis mehr.

Irgendeine andere Kraft, eine andere Freude erfüllte das kleine Wesen. Als sie hinter dem Beschützer über den Hof in den Obstgarten lief, schienen die Beine sie in der Luft zu tragen. Sie begann Bocksprünge zu machen, auf der Stelle zu springen, im Kreise umherzulaufen, hin und her zu rennen, völlig sinnlos, allein, um sich Bewegung zu machen, und aus Lebenslust.

Sehr mutig wurde sie. Das Obstgärtchen war ihr bereits zu klein zum Herumtummeln. Eines Tages blickte sie durch das Loch nach draußen, durch das seinerzeit die Gans gewatschelt kam. Das Stoppelfeld ging sanft in einen kleinen Flecken Wiese über. Einen halben Kilometer weiter erhob sich die schwarze Waldwand. Kasia schaute sich nach dem Beschützer um, der am Eingang zum Obstgarten stand. An diesem Tag war der Beschützer ein besonders lieber: die Leiterin. Doch der Wald, durch einen verirrten septemberlichen Windstoß still

und gewaltig rauschend, hatte eine Anziehungskraft, deren sie sich bisher nicht bewußt war. Kasia drehte das Köpfchen und sprang los, einige Sätze über den für ihre Hufe zu weichen Boden des Stoppelfeldes. Von hinten kam Rufen auf sie zu. Sie blickte sich um. Die Beschützerin war nicht da!

Irgendeine Erinnerung ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren! Entsetzt machte sie kehrt, sprang durch das Zaunloch, schnellte im Galopp durch den Obstgarten. Am Eingang holte sie die außer Atem gekommene Leiterin ein, die, nicht minder erschrocken, ihr zu Hilfe lief.

Seitdem wurde es zum üblichen Vergnügen. Kasia lief im Obstgarten herum, sprang auf dem Stoppelfeld, unternehmungslustig, selbständig, mutig, solange sie den Beschützer am Zaun bemerkte. Doch genügte es, daß der, ungeduldig geworden, wegging, damit das Rehlein ungestüm zu ihm zurückkehrte.

Den Winter verbrachte sie in einem leeren Zimmer, das als Rumpelkammer diente. Das war der Sieg von Herrn Mikutowicz, denn die Frauen, die Michalakowa voran, bestanden auf der Küche. Man ging mit ihr spazieren, sie versank im tiefen Neuschnee.

Im Frühjahr war sie völlig erwachsen. Als die Aprilsonne die obere Schicht der modernden Blätter getrocknet hatte, geschah während eines Spazierganges in den Obstgarten etwas Entsetzliches: Kasia sprang aus dem Garten, schaute sich um, setzte in vollem Trab auf den Wald zu. Vergeblich rang die Kondratowa am Zaun die Hände, rief, bis ihr der Atem ausging: „Kasia! Kasia!" Im Staatsgut war alles niedergeschlagen. Die Leiterin sagte Herrn Mikutowicz, der nicht allzu große Trauer zeigte, zum ersten Mal im Leben ein paar bittere Worte. Er flüsterte sogar: „Vielleicht ist es besser so, zu den natürlichen Bedingungen zurück . . ."

Die Kondratowa war verheult, ihr Söhnlein verabreichte seinem Altersgenossen, dem jungen Swillo, eine Tracht Prügel, obwohl der gar nichts Schlechtes über Kasia gesagt hatte und überhaupt ebenfalls traurig war. Abends aber kehrte Swillo allein von einer nicht ganz klaren, sogar verdächtigen Tour aus dem Walde heim. Die Leiterin, die diesmal sicherlich imstande gewesen wäre, ihm so manche bittere Wahrheit unter die Nase zu reiben, war sprachlos. Hinter Swillo trippelte, als wäre nichts geschehen, die Ausreißerin vom Morgen einher.

Es stellte sich heraus, daß im Walde ein Bauer aus dem Nachbardorf arbeitete, ein Harzsammler. Als er auf dem Heimweg in seinen Gummischuhen geräuschlos einherschritt, sah er auf einer Lichtung das Reh, den Blick unverwandt so sehr auf die nächststehende Kiefer gerichtet, daß er, nur wenige Schritte von ihr entfernt, sich heranschleichen konnte.

Auf der Kiefer saß ein Specht, so ein großer, schwarzer. Solange er sich drehte, einen Arbeitsplatz auswählend, solange war das Reh unerhört interessiert. Doch der Specht haute plötzlich mit voller Kraft in die Borke, dann noch einmal und noch einmal.

Das Reh erstarrte, war entsetzt. Dann machte es kehrt, erblickte den Menschen. Der Harzsammler dachte enttäuscht: Schade, noch drei Schritte, vielleicht hätte ich es mit den Händen ... immerhin an die zwanzig Kilo Fleisch ...

Doch das Reh flüchtete nicht. Das heißt: Es flüchtete gerade auf ihn zu. Erst an seine Beine angeschmiegt, traute es sich umzudrehen, auf die auf die Kiefer einhämmernde Erscheinung zu blicken.

Der Harzsammler zerbrach sich den Kopf: Bin ich betrunken? Dann spuckte er aus. Später erinnerte er sich: Im Staatsgut haben sie doch ein zahmes Reh. Und da er wußte, daß Swillo gerade heute im benachbarten Revier irgendwelche Geschäfte erledigte, ging er, ohne zu zögern, in seine Richtung, Kasia ein paar Worte zurufend, die seiner Meinung nach für sie verständlich waren. „Na, komm her, Kleine, na, hab keine Angst, ich bin doch kein Schweinehund."

Kasia fürchtete sich nicht im geringsten: War er doch so wie all die anderen, die mit ihr ins Gärtchen gingen. Daß der Geruch etwas anders war, der Kopf unbekannte Merkmale aufwies, was kann das schon bedeuten, angesichts der großen Einsamkeit im Walde.

Hauptsache, daß dieses nach Kiefern riechende Wesen ein Mensch ist, das so viele ungeeignete Töne von sich gibt.

„Also so etwas! Verstehen Sie? Im Leben habe ich so etwas ... ha, ha, ha." Dybalo lachte dröhnend, klopfte sich auf den Bauch, tat alle Gesten, die in der menschlichen Sprache Erstaunen, Freude, Entzücken, bescheidenen Stolz ausdrücken.

Er stand am Hoftor zum Staatsgut. Zu seinen Füßen lag ein mit etwas Kantigem gefüllter Sack. Die Michalakowa, die er erwischte, als sie vom Feld heimkehrte, blickte verständnislos auf seinen schreienden Mund, dann wieder auf den unbeweglichen kantigen Sack.

„Ich sage es Ihnen ganz ehrlich, bin kein großer Schütze. Und hier diese Geschichte! Na, raten Sie mal! Na, wer wird's raten, ich spendiere einen Viertelliter Schnaps!"

Ziemlich viele Arbeiter versammelten sich, durch seine Stentorstimme angelockt. Doch niemand zeigte Lust zum Raten. Man wußte niemals, wollte er wirklich, daß man raten sollte, oder gab er nur so an.

„In Warschau wird man mir nicht glauben wollen, wenn ich es auch beschwöre! Sie werden sagen, ich hätte es von einem Wilddieb gekauft. Also auf alle Fälle, damit Ihr Zeugen seid! Ein Reh, ein richtiges Reh habe ich erlegt. Und so etwas, wißt ihr, ich komm' auf die Lichtung raus, sehe, es steht am Gebüsch. Ganz ruhig, obgleich es mich sieht, spitzt die Ohren. Ich ziele, keine Reaktion. Drücke ab ... Mein Wort, ich schwindle nicht, es rückt nicht aus! Ich habe nämlich gefehlt, selbstkritisch gestehe ich es! Und es flüchtet nicht, woher denn! Ganz im Gegenteil, saust auf mich zu. Verrückt geworden, oder was? Geht auf mich los? Denkt, es sei ein Wildschwein? Na, da habe ich es auf fünf Meter herangelassen und dann nochmals! Darauf machte es einen Sprung in die Luft, fiel hin. Ich zu ihm hin, und, mein Wort, es versuchte noch auf die Vorderläufe zu kommen. Und rückt nicht aus! Zu mir, in meine Richtung zappelt es mit den Beinen. So mutig."

Dann wurde er still. Selbst er mußte endlich bemerken, daß die Stille ringsum ihren Sinn verändert hatte, aufhörte, speichelleckerisch zu sein. Er blickte die Leute an. Eine Sekunde lang begriff er nicht, worum es ihnen ging. Dann war es aus mit seinem Wohlwollen. Eine Anwandlung aus dem Walde, der Zorn stieg in ihm hoch. Hart sie anblickend, sozusagen sie daran erinnernd, wer er sei und wer sie, riß er mit plötzlicher Bewegung die Beute aus dem Sack, hielt sie mit beiden Händen hoch.

„Hier! Seht nur!" Was heißen sollte: Probiert bloß, nicht zu klatschen!

Das Geäse des Rehs schleifte auf der Erde. Einige Tropfen Blut flossen in den Sand. Die Lichter standen offen, nicht getrübt, gleichsam erstaunt. Der Beifall kam nicht. Nur Swillo machte plötzlich kehrt, spie aus.

Nichts würde es helfen, hier so zu tun, als ob man nicht begriffe, deshalb wählte Dybalo die repressive Variante. Wütend warf er das Reh hin, die Hände mit dem Taschentuch abwischend, machte er einen Schritt auf Swillo zu.

„Sie, wie heißen Sie eigentlich?"

Swillo trat einen Schritt zurück. In seinen Zügen lag etwas Unbestimmtes. Gerade dieses setzte der ewigen Gutmütigkeit der Michalakowa ein Ende. Sie sprang vor das Häuflein ihrer Leute, rief schärfer, als es ihr schien: „Wissen Sie, das ist wirklich eine Schande, was Sie da getan haben!"

„Na, na, erlauben Sie mal ..."

„Eine Schande!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Auf ein zahmes Reh zu schießen! So ein Held. Das ist doch unser Reh, unsere Kasia ..."

„Woher soll ich wissen, daß es gerade die war? Ein Schleifchen hätte man ihr umbinden sollen ..."



„Auf Rehe wird überhaupt nicht geschossen!" polterte Swillo finster, drückte sich hinter Herrn Mikutowicz vor. „Jetzt ist Schonzeit für sie!"

„Wer wird mir hier Vorschriften beibringen wollen?" knurrte Dybalo. Sein Ton war so scharf, daß einen Moment Stille herrschte. Dybalo nützte dieses Zögern aus. Mit Hilfe eines Lächelns, das nachsichtig und verachtend zugleich wirken sollte, vollzog er ein Manöver, das ihm eine gute (wenngleich kostspielige) Gelegenheit zu sein schien, aus dieser vermaledeiten Lage herauszukommen, eine unerläßliche Distanz zwischen ihm und diesen Leuten da zu wahren.

„Übrigens begreife ich. Sie haben recht, daß Sie es in Anspruch nehmen. Falls es wirklich ein Staatsgutreh ist, dann wundere ich mich nicht ... Bei den heutigen Fleischschwierigkeiten ... Hier haben Sie es, bitte sehr!"

Und mit dem Stiefel stieß er die Beute in Richtung der Michalakowa.

Er stieß und begriff im selben Augenblick: Das war wieder falsch. Zwei Sekunden Stille, doch eine neue, geradezu gefährliche Stille. Und dann sprang die kleine Michalakowa vor, ihr rechter Arm ging von selbst hoch, die Hand spreizte sich von selbst, die Backpfeife tönte wohlklingend abgerissen, wie ein einzelnes verlorengegangenes Beifallklatschen.

Dybalo wurde feuerrot, als ob diese Hand ihn auf beide Backen, ins Genick, auf Hals und Stirn getroffen hätte. Er stand auf der Stelle. Fieberhafte Gedanken schwirrten in seinem Kopf. Was, was soll bloß in solchem Falle das Wesen tun, für das er noch vor fünf Minuten hier gegolten hatte? Zur Flinte greifen? Nachher sagen – in Notwehr? Mit der Faust, mit der Faust zwischen die Augen? Vor die Füße spucken, damit es nach mehr Verachtung aussieht? Laut schreien, daß man in Warschau schon mit ihr fertig werden würde? Oder vielleicht einfach anschnauzen, so richtiggehend nach meiner Art, im Kasernenhofton?

Er war außerstande, zu wählen. Alle Blicke waren ihm zugewandt. Jede Sekunde seines Schweigens machte die Wahl schwieriger. Schließlich machte er einfach kehrt, schob wortlos zum Tor ab.

Arnold Zweig

Kong am Strande

Vom Sandstrand, weiß hingebreitet im Bogen der Bucht, erblickte Kong zum erstenmal die See und bellte herzbrechend im Übermaß seiner begeisterten Seele. Da lief das Blauweiße schäumend immer wieder gegen ihn an, und er sollte sich nicht hineinstürzen? Zuviel für einen Airedaleterrier mit braunem Fell, drahthaarig, und langen Hosen. Aber Willie verbot es ihm, sein junger Gott, und so raste er wenigstens unhemmbar über den festen Strand, noch feucht von der zurückgegangenen Flut, Willie jauchzend hinterdrein; und der Ingenieur Groll, langsam schlendernd, sah, daß sie unter den Bewohnern der Strandkörbe und buntgestreiften Badehütten leichten Aufruhr anrichteten: der Hund und sein schlanker, brauner Blondkopfherr von acht Jahren. Am Ende der bewohnten Reihe, dort, wo der Himmel schon blaß in die Unendlichkeit überging – der doch dunkelblau zu Häupten die Glieder löste und Entspannung, Glück, Erholung ausgoß über all die Großstädter und ihre Spiele im Sande –, schien sich eine kleine Verwicklung, vielleicht aus Zorn eines gestörten Friedens, anzuspinnen. Willie stand da, schlank und abweisend, und hielt den Hund am Halsband. Groll eilte hin. Im Badeanzug sahen die Menschen nicht mehr so verschieden aus, die Kasten und Klassen vermischten sich. Ausdrucksvoller und durchgeformt saßen die Köpfe auf den schlaffen Leibern, die noch verwaschen wirkten, des Gesehenwerdens entwöhnt, bleich, vom langen Winter in der Verborgenheit, im Dunkel dicker Kleiderstoffe. Im Schatten eines Zeltes mit orangeroten Streifen und blauem Stangenwerk saß ein dicklicher Mann halb vorgeneigt, die Zigarre zwischen den Fingern.

„Ist das Ihr Hund?" fragte er unerregt.

Ein kleines Fräulein neben ihm, zehnjährig etwa, hatte die Zähne auf die Unterlippe gesetzt und funkelte aus schmalen Lidern Tränen voll Haß auf den Jungen und auf den Hund.

„Nein", sagte Groll mit seiner behaglichen Stimme, die in seiner Brust widerzuhallen schien, „der Hund gehört dem Jungen, der allerdings meiner ist."

„Diese Hundelauferei ist verboten, wissen Sie. Er hat meine Tochter ein bißchen erschreckt, ihre Kanäle zertrampelt und steht auf ihrer Schippe", beharrte die behäbige Stimme.

„Zieh ihn zurück, Willie", lachte Groll. „Sie haben recht, Herr; aber er hat sich losgerissen, und schließlich ist ja nichts passiert."

Willie schob Kong einige Schritte beiseite, hob den Spaten auf und reichte ihn mit leichter Verbeugung den Herrschaften hin. Als Dritte saß eine schlanke junge Frau, bemerkenswert hübsch, im Hintergrund des Zeltes, und Groll entschied, sie sei für die Mutter des Mädchens zu jung und als Erzieherin zu reizvoll. Gut aufgemacht, dachte er, sieht wie eine Irin aus mit ihren braunroten Augenbrauen.

Niemand nahm dem Knaben den Spaten aus der Hand, und Willie, stirnrunzelnd, steckte das Spielzeug schließlich vor dem Mädchen in den Sand.

„Ich denke, damit wär's beigelegt", lächelte Groll, „bei so schönem Wetter", und er ließ sich nieder und streckte die Beine hinter sich, indem er, die Backen in den Händen, von seinen Ellbogen gestützt, aufmerksam die feindseligen drei musterte. Nett und höflich hatte er sich benommen, Willie; wie gut er aussieht mit seinem Kong. Der Hund offenbar zum Friedensschluß nicht so schnell geneigt, knurrte leise, gesträubten Nackens, dann ließ er sich nieder.

„Ich will diesen Hund erschießen, Papa", äußerte das Mädchen plötzlich mit entschlossener Stimme, „er hat mich so erschreckt." Jetzt gewahrte Groll ein goldenes Armband an ihrer Hand, eine dreifach geflochtene Schlange von bleichgrünem Gelb und alter Arbeit. „Diese Leute müssen eine Lehre haben. Ich will selbst abdrücken."

Groll winkte seinem Jungen zu, der, Empörung in den Augen, seinen Hund an sich heranzog. Die beiden Erwachsenen drüben schienen zu wissen, daß das Mädchen Herrschaft ausübte oder, wie Groll sich in Gedanken sagte, allerlei zu bestellen hatte. Und geruhig erwartete er den Fortgang dieser unangenehmen Unterhaltung, denn schließlich war er ja noch da, um den Fratz zurechtzuweisen, wenn der Herr mit seiner guten Zigarre es sich nicht traute, weil das reizvolle Fräulein keine rechtmäßige Einordnung vertrug.

„Meinen Hund wird keiner erschießen", drohte Willie, indem er die Fäuste

ballte; aber das junge Mädchen sagte, ohne ihn auch nur mit einem Blick zu streifen:

„Kauf ihn den Leuten ab, Papa, hier ist mein Scheckbuch." Und sie entnahm wahrhaftig im Hintergrund des Zeltes einer Tasche mit Reißverschluß das schmale Heft und einen Füllhalter mit goldener Klammer.

„Wenn du ihn mir nicht kaufst, werfe ich bei Tisch den Suppenteller mitten in den Saal; du kennst mich, Papa." Sie flüsterte fast, bleich wie Kreide, und ihre blauen Augen, vom Meere mit grünem Schimmer überglänzt, standen voll böser Drohung in ihren leicht braunen Zügen.

Der Herr sagte: „Zehn Pfund für den Hund."

Groll rückte sich im Sande auf, die Beine gekreuzt. Er erwartete neugierig das Abenteuer.

„Der Hund gehört nicht mir; Sie müssen mit meinem Jungen verhandeln. Er hat ihn sich erzogen."

„Ich habe mit Jungens nichts zu tun. Ich biete fünfzehn Pfund, ein ganz anständiges Geld für den Kadaver."

Groll begriff: eine Gelegenheit, seinen Ältesten kennenzulernen.

„Willie", nahm er das Angebot auf, „der Herr bietet dir fünfzehn Pfund für Kong, damit er ihn erschießen kann. Du könntest das Fahrrad dafür kaufen, das du dir schon ein Jahr lang wünschst. Ich darf es dir leider noch lange nicht schenken, so reich sind wir nicht."

Willie sah seinen Vater an, zweifelnd, ob er ernsthaft rede. Aber das Gesicht, ihm vertraut, enthielt nicht den leisesten Zug vom Schelmerei. Statt aller Antwort legte er seinen Arm um Kongs Hals, lächelte Groll zu und sagte:

„Ich verkaufe ihn nicht, Papa."

Der Herr im Badeanzug, mit dem noch ungebräunten bleichen Fleisch, wandte sich Groll zu. Offenbar begann die Frage ihn innerlich zu erwärmen. „Reden Sie zu, ich biete zwanzig Pfund."

„Zwanzig Pfund", meinte Groll zu Willie, „dafür bekommst du das Fahrrad und das Kanu, das du vorhin so sehr bewundertest, Willie. Ein grünes Kanu mit Doppelruder für das Wasser, und für das Land ein Fahrrad bester Sorte mit Lampe, Glocke und neuen Schläuchen, vernickelt von vorn bis hinten. Es bleibt auch noch etwas für eine Uhr übrig, Willie. Du brauchst nur diesen ollen Hund loszulassen und dem Herrn die Leine in die Hand zu geben."

Willie sagte verächtlich: „Und wenn ich zehn Schritte weg mache, reißt ihn Kong um und ist wieder bei mir."

Das schöne und besondere Fräulein öffnete zum erstenmal ihre feinroten

Lippen. „Das nicht", sagte sie mit einer hellen schelmisch süßen Stimme – eine entzückende Person, dachte Groll –, und sie entnahm ihrem Täschchen einen kleinen Browning, blitzend von Silber und eingelegtem Rankenwerk. „Der hier wird ihm wohl beim Fortlaufen im Wege sein."

Unklug von ihr, dachte Groll. „Der Hund ist von bester Rasse, ganz rein wie sie sehen, mein Herr, und vorzüglich dressiert."

„Das haben wir gemerkt."

„Biete fünfzig, Papa, und mache Schluß."

„Fünfzig Pfund", wiederholte Groll, und seine Stimme zitterte leise. ‚Damit wäre diese Reise bezahlt, und seine Mutter, wenn ich das Geld für ihn in Verwahrung nehme, könnte endlich wieder ganz zu Kräften kommen. Das Sanatorium verschlingt zu viel Geld, wir können es uns noch nicht leisten.' „Fünfzig Pfund, Willie! Das Fahrrad, die Uhr, das Zelt – du weißt, das braune Zelt mit Schnüren und Pflöcken – und du behieltest noch etwas übrig, um mir zu helfen, Mama ins Sanatorium zu schicken. All das für einen Hund, ich bitte dich. Im Tierschutzverein zahlen wir bei passender Gelegenheit drei Schillinge und haben einen neuen Kong."

Willie sagte leise: „Es gibt nur einen Kong. Ich verkaufe ihn nicht."

„Biete hundert Pfund, Papa. Ich will den Hund erschießen. Es sollen mir keine solchen Lümmeleien zustoßen dürfen."

Der beleibte Herr zögerte ein wenig, dann machte er sich das Angebot zu eigen. „Hundert Pfund, Herr", schnaufte er, „Sie sehen nicht so aus, als ob Sie ein kleines Vermögen ausschlagen könnten."

„In der Tat nicht, mein Herr", sagte Groll, und sehr ernst zu Willie: „Mein Junge, hundert Pfund, für dich angelegt, sind in zehn Jahren für dein Studium sicheres Geld. Du kannst freilich auch ein kleines Auto davon haben, einen eigenen Wagen, auf dem du in die Schule fährst. Die Jungens werden Augen machen. Du kannst auch Mama auf den Markt fahren; das ist viel Geld, hundert Pfund für nichts als einen Hund."

Willie, vom Ernst seiner Worte erschüttert, verzog das Gesicht zum Weinen. Er war schließlich nur ein kleiner Junge, knapp acht Jahre alt, und sollte hier seinen geliebten Hund hergeben.

„Ich liebe aber Kong, und Kong liebt mich", sagte er mit verbissenem Weinen in der Stimme, „ich will ihn nicht hergeben."

„Für hundert Pfund – reden Sie ihm zu, Herr! Meine Tochter macht mir sonst die Hölle heiß. Sie wissen nicht" – seufzend –, „wie solch ein Fräulein einem zusetzen kann."



‚Dann würde ich ihr rechts und links eine Lehre auf die zarten Backen schreiben', dachte Groll, und nach einem Blick auf seinen Jungen, der, die Stirn gerunzelt, seine Tränen verhielt, sagte er es auch, laut, ruhig, mit einem scharfen Glanz der Augen stracks in die des Mädchens hinein.

„Ich glaube, die Angelegenheit ist damit erledigt."

Und da geschah das Überraschende: Das kleine Fräulein brach in Lachen aus. Wahrscheinlich gefiel ihr der braune große Mann, und der Gedanke, daß man ihr, einer kleinen Herrin, für eine ihrer Launen mit Ohrfeigen nahe kommen wollte, war etwas Reizvolles durch seine Rauheit.

„Gut, Papa", rief sie, „er hat sich gut gehalten, und jetzt wollen wir das Scheckbuch wieder in die Tasche tun. Du hast natürlich gemerkt, Papa, daß alles bloß Spaß war."

Der dickliche Herr lächelte erlöst und sagte, daß man bei so schönem Wetter überhaupt nur Spaß machen könne. Spaß! Groll glaubte kein Wort davon. Er verstand sich auf Leute.

Willie, aufatmend, wischte unter dem Vorwand, sich zu schneuzen, zwei verstohlene Tränen aus den Augenwinkeln, warf sich neben Kong in den Sand, riß erlöst den Hund über sich und begann einen Ringkampf mit ihm, bei dem die braunen langbehosten Pfoten des Terriers mit den schmalen braunen Jungsarmen in entzückendem Durcheinander spielten. Aber Groll, indem er eine Zigarre des fremden Herrn annahm und entzündete und entspannt über die See hinsah, die blaugrün wie glänzender großer Seidenstoff Falten warf und weiße Lichter, Groll dachte: ‚Wehe den Armen! Wenn mir dies geboten worden wäre vor zwei Jahren, als meine Erfindung noch nicht durch war und wir in feuchter Wohnung uns nach dem Häuschen sehnten, das wir jetzt haben, armer Willie, dann wäre dieser Wettstreit anders ausgegangen, dieser Kampf um nichts als einen geliebten Hund, um die Liebe, Treue, Tapferkeit und Großmut in der Seele eines Tieres und eines Jungen. Es gehört eine kleine Grundsicherung dazu, wirtschaftsmäßig gesprochen, um sich den schönen Glanz menschlicher Anständigkeit leisten zu können. Aber so viel', sann er, ‚dürfte keinem Menschen zugemutet werden wie meinem Willie und mir jetzt, wenn er sie nicht hat, und so viel Deckung müßte jeder Mensch besitzen in einer Zeit, die mit verlockenden Gütern nur so um sich schmeißt.'

Das kleine Fräulein mit dem Spaten setzte ihre schmalen nackten Füße in den Sand außerhalb des Zeltes und lud Willie ein. „Hilf mir, sie neu zu graben." Aber ihr Blick meinte den braunen Mann Groll, um dessen Billigung sie warb.

Sie wies auf die zerstörten Kanäle. Und mit einem Ruck den Kopf zurückwerfend, deutete sie auf Kong, der schnaufend und faul in der Sonne briet, und rief hell:

„Meinetwegen darf er sie auch wieder zerbuddeln."

Von der Mole her brüllte der anlegende Dampfer.

Eriwn Strittmatter

Die Katze und der Mann

Das ist die Geschichte einer zehn Zentimeter langen Katze, die in das Leben eines sechzehnmal längeren Mannes eingriff. Der Mann hieß Hartel, war ein verwitweter, noch rüstiger Rentner, lahmte auf dem linken Bein, zog sich damit von Kind an den Spott unvernünftiger Zeitgenossen zu und war aus diesem Grunde wenig menschenfreundlich.

Glückspunkte in Hartels Leben waren seine Tochter und ein Gärtchen vor der Stadt. Zum Gärtchen eilte er nach seiner Arbeit in einer Zellwollfabrik, und er legte seine kleinmenschliche Schöpferkraft in diesen Erdflicken. Die Gartenlaube baute er zu einem Fachwerkhäuschen aus und bezog es. So wohnte er am Stadtrand, am Rand der Ereignisse. Er hoffte, das Kleinhaus würde auch das künftige Familiennest seiner Tochter werden. Leider – die Tochter verschmähte das gemachte Nest. Es kam ein Mann, der sie nahm, beherrschte und hatte.

Der enttäuschte Vater ging eine Zeitlang bekümmert umher. Die Glücksperlen seines Alltags waren verblichen; aber kein Mensch kann so leben. Da begann der Mann zu hoffen, sein Enkel, der Gras und Blumen, Bäume und Hütten liebte wie alle Kinder, würde einst dankbar nach dem Häuschen greifen und den Großvater für die Vorsorge übers Grab hinaus loben.

Er hütete den kleinen Besitz mit altmännischer Wunderlichkeit. Bröckelte aus einer Mauerfuge der Mörtel, so vernarbte er den Schönheitsfehler mit Speis. Jedes Frühjahr strich er das Gemäuer rot und zog die Fugen mit Schlämmkreidebrei nach. Und er hörte es gern, wenn Vorübergehende von seinem Häuschen sagten: „Ein Schmuckkasten!"

Das war vorläufig und, wie er glaubte, bis der Enkel reif sein würde, die einzige Anerkennung seiner Arbeit, und sie tat ihm gut.

Im übrigen führte Hartel einen verbissenen Kleinkrieg mit den Wettern. Sie nagten mit Mäusen und Holzwürmern um die Wette an seinem Häuschen. Besonders die hereingewanderten Feldmäuse vergällten ihm oft die Wintertage.

So kommt's, daß er auf den Winter hin in einer Vorstadtstraße eine Katze aufliest. Das Tier ist nicht ausgewachsen, läßt den kahlen Schwanz hängen, hat verklebte Augen, und sein Fell ist wie von Motten zerfressen.

Es ist eine Herbstkatze, ein Kümmerling. Sie frißt sich an den Mittagsmahlresten des Mannes heraus und hat einen außergewöhnlich kleinen Kopf. Ihr Maul unter der platten Panthernase ist wie der Mund eines ewig lächelnden, eines bornierten Menschen geschnitten. Sonst ist das Katzending schwarz bis auf die Krallenbehälter an den Pfoten; die sind weiß – alle vier. Die vier Weißpfoten unterstreichen die Katzenkümmerlichkeit: Das Tier geht barfuß.

So leben sie, mehr neben- als miteinander, der knurrige Rentner und die artgemäß auf sich bezogene Katze. Der Mann belauert das Tier, das Tier belauert den Mann.

Und der Mann schickt die Katze nicht fort, als er bemerkt, daß sie Mäuse am sichersten vernichtet, wenn er sie ihr in einer Klappfalle fängt.

Ein Mausweibchen setzt seine Jungen in die wenig benutzte Aktentasche des Rentners. Der aber nimmt die Tasche, um kleine Einkäufe darin nach Hause zu tragen. Im Vorstadtkonsumladen springen die Jungmäuse der Verkäuferin gegen den Schürzenlatz. Großes Geschrei.

Der Mann fängt die benommenen Nager, erdrückt sie zwischen Daumen und Zeigefinger und bringt sie seiner Katze. Er nimmt auch diesmal ihr Versagen hin, ohne sie geringer zu schätzen.

Der Winter geht. Maizeit kommt. Der Mehlsuppenteller unter der Ofenbank bleibt zwei Tage unangerührt. Die Katze ist verschwunden, aber am dritten Abend kommt sie zurück. Sie schleckt aus dem Mehlsuppennapf, ist mager wie ein verkohltes Brett und hat, wie dem Manne scheint, Geschwüre am Bauch. Er nimmt das Tier beim Genick und gewahrt: Keine Geschwüre – ein armseliges Gesäuge.

„Hast du gelammt?" Der Mann betont jede Silbe. Er spricht mit einer Ausländerin.

Keine Antwort. Nur der Perpendikel der alten Wanduhr pendelt für einen Mausblick langsamer. Die Stimme des Mannes trifft ihn. Es kommt selten vor, daß mehr als das Schlürfen des lahmen Mannsbeins im Häuschen zu hören ist.

„Hast du gejungt?"

Wieder keine Antwort. Da hinkt der Mann ums Haus, durchsucht den Holzstall und das Kaninchenheu auf dem Stallboden; er durchstöbert den Garten, sieht unter den Hecken nach und vergißt auch den Brunnenschacht nicht.

Die Katze schlüpft aus dem Haus, beleckt sich das Mehlsuppenmaul und belauert den suchenden Mann. Der aber sucht zuletzt den Hausboden ab. Kein Katzennest. Er fühlt sich gekränkt: Seine Katze versteckt hartnäckig etwas vor ihm. Er reißt ein liniertes Blatt aus einem Oktavheft und beschreibt es. Während er noch ächzend Druckbuchstaben formt, springt die Katze auf den Spalierapfelbaum an der Giebelwand des Häuschens und erklimmt das offenstehende Bodenfensterchen.

Der Mann heftet den Zettel mit Blaukuppen neben den Briefkasten an die Gartenpforte: KATZE JUNGEN VERSCHLEPPT! FINDER HIER MELDEN! DER EIGENTÜMER.

Die Bewohner der Laubenkolonie lesen den eifersüchtig fordernden Text und lächeln.

Die Tage vergehn. Der Mann zieht neue Latten ins Spalier, bessert hier und bosselt da, doch das Katzennest entdeckt er nicht.

Aber als die Apfelbäume verblüht sind und der Löwenzahn seine Samenbällchen in den Mittmaiwind hält, hört Hartel unter der Bodentreppe Katzenkindergeschrei. In der dunkelsten Ecke des Treppenwinkels: Drei Jungkatzen. Sie wackeln spreizbeinig auf einem groben Scheuerhader umher. Die Altkatze ist nicht im Winkel. Der Mann darf die krabbelnden Kreaturen sehen, so lange er will. Freude glimmt in ihm auf: Seine Katze zieht ihn ins Vertrauen, und das ist kein geringes Erlebnis in seiner Einsamkeit.

Der Mann irrt: Der Altkatze geht's nicht drum, ihre Nachzucht bewundern zu lassen. Die Jungkatzen waren unruhig in ihrem Versteck umhergekrabbelt. Die Mutterkatze schnupperte und lauschte nach einem unsichtbaren Feind hin. Der Feind saß in ihr: Die Herbstkatzenschwächlichkeit. Die Milch versiegte in ihrem dürftigen Gesäuge. Die Archenkatze Noahs und die Herbstkatze Hartels standen in ratloser Erfahrungsverbindung. Die Hartelkatze brachte die Nachzucht vorm unsichtbaren Feind in Sicherheit, schleppte sie in den Treppenwinkel.

Der Mann befingerte seine drei neuen Hausgenossinnen. Da kommt die Altkatze zurück. Sie sieht die Mannshände im Nest, wird von neuer Unruhe bedrängt, packt eines der Kätzchen und sucht es davonzuschleifen. Der Mann greift zu und mischt sich in das Katzenleben.

In der Holzluke unterm Küchenherd richtet Hartel aus dem Henkelkorb seiner verstorbenen Frau ein zivilisiertes Katzennest her.

Zwei Tage vergehn. – Hartel erntet den ersten Kopfsalat und streicht das Gebälk seines Fachwerkhäuschens mit blauer Farbe. Eines Morgens summt er sogar einen Choral. Es ist, als hätte ihn das Katzenleben unter dem Küchenherd erheitert.

Abends aber, da er sich in der Bodenstube in seine speckige Steppdecke wickelt, hört er hinter der Dachschräge über seinem Lager dünnes Jungkatzenfiepen. Die zwirnsfadendünnen Schreie dringen aus dem Hohlraum zwischen Sparren und Deckenbelag.

Nachthemdig steigt Hartel in die Küche: Die Katzen liegen schlafend neben der Mutter im Nest. Der Mann legt sich wieder. Am Ende hat er das Katzengewimmer im Erstschlaf erträumt? Er ist wohl ganz verrückt mit seinen Katzen, wie? Er lacht laut über sich selber. Sein Lachen hallt durch die Maimondnacht, bis er's verschluckt und den Atem anhält: Da ist's doch wieder, das Katzenwimmern; erst leise, dann lauter, wieder leise, wieder lauter.

Hartel klettert in den Firstraum der Bodenstube und sieht sehr, sehr nach einem Gespenst aus. Das Katzenklagen dringt aus dem toten Winkel zwischen dem Dachinnern und der Stubenaußenwand wie aus einer Höhle herauf. Der Mann leuchtet mit einer Taschenlampe in den Spalt. Das Gebälk krümmt sich in der Mitte des Hohlgangs. Der Lampenstrahl dringt nicht bis auf den Grund. Hartel fährt mit der Hand in die Höhlung, tastet sich tiefer und tiefer, und obwohl er seinen Arm bis an die Achsel hineinsteckt, erreicht er den Grund des schrägen Spaltes nicht.

Er läßt eine Latte hinunter. Das Vierkantholz verschwindet auf zwei Armlängen im Sparrenraum, ehe es auf Grund stößt. Hartel glaubt das leise Tasten von Krallen am Holz zu spüren. Er zieht es heraus. Es hängt eine Katze dran.

Rumorend und auf die kleinköpfig-vergeßliche Herbstkatze schimpfend, steigt der Mann zur Küche hinunter, packt das Muttertier, schleppt es in den Firstraum und setzt es an den Rand der Dachschräge.

Die Katzenmutter spitzt die Ohren, aber sie kriecht nicht in die finstere Schräge. Der Mann steckt sie in den Spalt, doch sobald er losläßt, krallt sich die Altkatze aus der Höhlung und erscheint am oberen Rand der Luke.

Der Mann bedenkt die Mutterkatze mit Flüchen, läßt sie laufen und steigt staubig zur Stube hinunter.

Die Stube ist von unsicherem Mondlicht erhellt. Der Mann ist ratlos und fühlt sich matt. Er hat sich oben im Firstraum müde gearbeitet und giert nach

einem tiefen Schlaf. Vielleicht zeigt sich nach gelungener Nachtruhe eine Möglichkeit, die Katze zu retten.

Er legt sich, drängt die Gedanken an die sterbende Katze zurück, atmet tief, und es geht. Es geht besser, als er erwartete, doch kaum ist er eingenickt, da schreit die Katze wieder. Sie wartet auf Hartels Handeln.

Er steht auf, um das Gekreisch nicht gerade über seinem Kopfe zu haben, und schlappt, pantoffelt in der Stube herum. Schüchtern kommt ihm der Gedanke, das Dach abzudecken. Er verwirft den Einfall sogleich. Soll'n ihn die Nachbarn für verrückt halten? Kann er sich's leisten, einer Scheißkatze wegen sein Dach sozusagen umzudecken? Bei seiner geringen Rente läßt sich kein Bargeld auf Lager legen.

Die Katzenrufe hinter der Deckenverschalung werden heftiger, werden reine Forderungen. Der Mann versucht an schlimmere Augenblicke seines Lebens zu denken:

Es war im Großen Krieg. Man hatte ihn seines Gehfehlers wegen nicht an die Front geholt. Er erhielt den Hinweis, daß er Soldat der Heimatfront sei, und begnügte sich schmunzelnd damit.

In der Zellwollfabrik bediente er zwei jener großen Rührmaschinen, in denen aus Zellstoff, Schwefelkohlenstoff und Ätznatronlauge, der honiggelbe Brei, hergestellt wurde, den man Viskose nennt.

Keine leichte Zeit! Er arbeitete zwölf Stunden täglich und wußte nicht mehr, wie Sonntage aussehen. Es ging heiß her in der Fabrik. Heimatfront! Bei jedem Fehler, den ein Arbeiter machte, tüftelten beflissene Oberarier, ob es sich nicht um bewußte Sabotage handeln könnte.

Hartel hatte der Sozialdemokratischen Partei angehört. Das stand in seinen Papieren. Er war belastet, ihm durfte kein Fehler unterlaufen. Doch je eifriger er Fehler auszuschließen trachtete, desto unsicherer wurde er.

Während einer Nachtschicht mußte er die Maschinen eines Kollegen mit bedienen, der in der Kantine saß. Vier Maschinen – und er lief kontrollierend zwischen ihnen hin und her. Da geschah's, daß er die Ätznatronlauge auf den Zellstoff gab, ohne ihn vorher mit Schwefelkohlenstoff geröstet und zersetzt zu haben. Statt seimiger Viskose brodelte in seiner Maschine eine weiße Masse – Mehlsuppe mit Klumpen.

Als Hartel sein Versehen gewahrte, befiel ihn Furcht vor der Vernehmung. Er meldete sich, noch bevor entdeckt wurde, was er angerichtet hatte, bei seinem Schichtführer krank und eilte straks in sein Häuschen. Er wollte nicht verhaftet werden, ohne seiner Tochter Lebewohl gesagt zu haben. Er lauerte die

Nacht lang hier in der Stube, auf dem gleichen Bett wie jetzt liegend, seiner Verhaftung entgegen. Eine schlimme, schlimme Nacht!

Als der Morgen kam, pochte es an der Haustür. Er verabschiedete sich bleich und zitternd von seiner Tochter. Sodann ging er seinem Schicksal entgegen und öffnete: Ein Mann der Werkspolizei, ein SS-Mann, stand draußen. Hartel vergaß, den Hitlergruß zu erwidern, um den er sich auch sonst als alter Sozialdemokrat drückte. Aber er schlug die Hacken zusammen, wie er sich's von anderen abgesehen hatte.

Der Uniformierte fingerte etwas aus seiner Rocktasche, die Pistole, wie Hartel glaubte, deshalb sah er ergeben zu Boden.

Was der Werkspolizist jedoch aus seiner Tasche zog, war ein Brief.

Hartel wußte nicht, ob er das schon als Toter erlebte, und starrte auf die Astern im Vorgarten.

Den Brief hatte Hartels Schichtführer geschrieben. Das Versehen war ihm nicht entgangen, doch er fürchtete wohl, selber unter dem Vorwand verletzter Aufsichtspflicht in die Sache gezogen zu werden.

„Alles in Ordnung. Kannst arbeiten kommen, wenn du nicht zu krank bist!"

Hartel wußte den Briefinhalt noch jetzt, nach zwanzig Jahren, auswendig. Der Schichtführer hatte den verfahrenen Maschineninhalt heimlich in den Abfall gedrückt.

Aber damals war damals, und jetzt ist jetzt. Das Katzengeschrei hinter der Dachschräge verwandelte sich in ein langgezogenes Wimmern, und dieses Wimmern ist mit der Erinnerung an schlimme Stunden der Vergangenheit nicht zu vertreiben.

Die Mainachtkühle kriecht dem Manne unters Hemd. ‚Du mußt das vernünftig betrachten!' sagt er sich. Über der Dachschräge scheint indes mit dem Wimmern die letzte Kraft aus dem Katzenkörper zu weichen wie die Restluft aus einem welken Kinderballon.

HUMANITÄT ! Er hat in den Zeitungen darüber gelesen. ‚Was ist humaner, zuhören, wie die Jungkatze langsam, langsam stirbt, oder ihr den unausbleiblichen Tod erleichtern?'

Endlich schlägt er mit der Faust gegen die Schrägdecke. Der Faustschlag ist wie ein Punkt hinter allerlei Gedankengekritzel.

Er klettert wieder in den Firstraum, nimmt dort die Latte, schließt die Augen und stößt zweimal zu. Gekreisch im Hohlraum. Er hat getroffen, und um nicht an die Katze zu denken, denkt er an das Putzen von Ofenrohren. Er stößt ein

drittes Mal zu und bohrt die Latte unter gleichmäßigem Druck in die Höhlung, bis das Gekreisch in Wimmern umschlägt und endlich verlischt... Dann läßt er nach und lauscht. Kein Klagelaut mehr. Doch zur Sicherheit stampft er mit der Latte ein viertes Mal in den Hohlraum; jetzt voll Wut über seine Ohnmacht und über die Gänsehaut auf seinem Rücken.

Er zieht das Vierkantholz aus der Luke und wirft es in die Nacht. Die Nacht antwortet mit Gepolter. Er wischt sich den Schweiß mit dem Hemdärmel, steigt vom Dachboden und wirft sich in der Schlafstube erschöpft übers Bett. Was konnten seine Gedanken jetzt zu seiner Beruhigung produzieren? Die Erinnerung an den Tag, da er seinen Enkel zum letzten Male besuchte?

Er ging selten hin und ertrug den Schwiegersohn, für den er sich nicht die geringste Freundlichkeit abgewinnen konnte. Er klopfte nie an die Wohnungstür oder benutzte gar die Klingel. Klopft man bei Kindern an?

Hartel hatte für den Enkel ein kleines Terrarium in seinem Garten eingerichtet, und nun wollte er mit dem Jungen Frösche fangen gehen. Er rüttelte wie gewöhnlich an der Wohnungstür, aber sie war unverschlossen und tat sich auf. Er schleifte sein lahmes Bein durch die Zimmer. Es war niemand da. Unverschlossene Schubfächer, Unordentlichkeit überall und unabgewaschenes Geschirr in der Küche. Fliegen, die sich an Kuchenkrümeln lechzten.

Unter einer halb gefüllten Kaffeetasse lag auf dem Küchentisch ein Zettel. Er war für Hartel bestimmt: MAN KANN HIER NICHT LEBEN. WIR SIND FORT. FANG FRÖSCHE, MIT WEM DU WILLST!

Man kann hier nicht leben. Hartel fühlte sich beleidigt. *Hier* lebte er. *Hier* stand sein Häuschen. *Hier* sorgte er für den Enkel.

Als der Mann an den Enkelsohn dachte, setzte er sich aufs Kinderbett, das war noch warm, und da weinte er. Er weinte, als ob Kummerblasen aus seiner Brust aufstiegen und an der Mundöffnung glucksend zerplatzten. Sein Trost war, daß den Zettel weder sein Enkel noch die Tochter geschrieben hatten. Hartel wurde damals in die Kaderabteilung seines Betriebes bestellt. Man befragte ihn nicht besonders freundlich. Hatte er die Landsflucht seines Schwiegersohnes nicht begünstigt?

Hartel wies das bös von sich: Niemals! Hätte er sonst den Enkel zum Froschfangen abholen wollen?

Er durfte gehen, aber man glaubte wohl nicht recht an seine Frösche. Er spürte es, wurde bitter, verließ den Betrieb und lebte, obwohl er noch rüstig war, fortan von seiner Rente.

Und wie Hartel so liegt und sich zerdenkt, hört er etwas. Er erhebt sich mit



einem Ruck. Sein lahmes Bein versagt, und er sinkt aufs Bett zurück. Da nimmt er seinen Stock zu Hilfe und richtet sich auf wie ein dreibeiniger Käfer. Einem leisen Mausfiepen glich's, was er hörte. Er lauert und hört es wieder. Das Fiepen erstarkt zum Wimmern.

Hartel beißt sich in den kleinen Finger. Ein weinerliches Kleinkinderlächeln zupft an seinen Lippen und entblößt die dunklen Zahnlücken. Es durchschauert ihn. Das Katzenwimmern hinter der Dachschräge wird ihm zum *Vivat* des Lebens: Er hat nicht getötet.

Er holpert ohne Gehstock in den Garten, holt die Leiter vom Holzstall herüber, steigt hinauf und deckt das Dach ab. Er reißt die Ziegel herunter und nimmt sich nicht die Zeit, mit jedem lahmbeinig von der Leiter zu kriechen. Er wirft sie auf die Hecke und merkt nicht, daß die meisten Steine von den federnden Heckenzweigen zu Boden gleiten und auf dem Kiesweg zerklirren. Manche Dachziegel zerbrechen schon in seinen Händen, weil der Mörtel sie an die Nachbarziegel gebacken hat und weil Hartel keuchend zerrt und nur die Katze im Sinn hat.

Nicht lange, und er hat die Hälfte des Daches abgedeckt, aber von der Katze ist nichts zu sehen. Soviel er auch tastet, mit der Taschenlampe leuchtet und sucht – er findet sie nicht. Er ruft und lockt mit Kosenamen, die er wie aus einem tiefen Sack hervorholt. Es rührt sich nichts. Es wimmert nicht mehr. Hartel zweifelt an seinem Verstand, steigt von der Leiter, hockt sich auf den Kompost unter dem Kirschbaum, schnauft, läßt die Arme hängen und ist ein Häufchen alter Mann.

Als der Morgenwind durch den Garten weht, erwacht er, friert, zittert und merkt es doch nicht; denn vom abgedeckten Dach her hört er ein schüchternes Schnarren, einen Heuschreckenton. Er steigt auf die Leiter und findet die Katze. Sie kauert am Trempel, im unteren Ende eines Trägerbalkens. Jawohl, der von Würmern zerfressene Tragbalken hat ein Loch und ist, was sein unteres Ende anbetrifft, nur noch eine Attrappe.

Klamm liegt das zermergelte Tier in der Mannshand. Leise sickert Blut aus den Katznaslöchern.

Der Mann steigt herab, reibt die welke Kleinkatze mit seinen faltigen Altmännerhänden, führt das Katzenmaul an seinen Mund und versucht diesem Plüschläppchen Leben einzublasen. Er bläst und bläst, und das Häuschen hinter ihm sieht aus, als hätte es ein nächtlicher Wirbelwind besprungen.

Als Hartel abläßt, seinen Atem mit der Katze zu teilen, sieht er, daß sie sich auf seiner Handfläche wohlig streckt, wie's Katzen tun, wenn sie in Sonne ba-

den. Erst streckt sie ein Hinterbein, dann streckt sie ein Vorderbein, und dann ... ist sie tot.

Zur Reparatur des Häuschens reichte die Rente des Mannes nicht. Er meldete sich in seiner Fabrik, bat um Arbeit und erhielt sie.

Jetzt geht er wie früher täglich seinen Weg ins Werk.

Nachwort

Die Ende der fünfziger Jahre im Greifenverlag erstmalig erschienene Anthologie „Tiergeschichten aus aller Welt“ wird hier, bearbeitet und ergänzt, unter dem Titel „Los Toros – Tiergeschichten aus aller Welt“ neu vorgelegt. Die große Zustimmung, mit der das Buch seinerzeit vom Leser aufgenommen wurde, hatte ihre Ursache in der gesellschaftsbezogenen Anlage der Sammlung, durch die sie sich grundlegend von früheren Kompilationen dieses Genres abhob. Der Herausgeber ist gern dem Wunsch des Verlages nachgekommen, diese Besonderheit der Anthologie noch stärker zu betonen und mit der Neuherausgabe auch gleichzeitig neuen Autoren mit bisher noch unbekannten Arbeiten Raum zu geben ... Das letztere war allerdings nur möglich durch Verzicht auf einige bedeutende Erzählungen aus der ersten Auflage wie Turgenews „Mumu“ oder Tolstois „Leinwandmesser“. Nun besitzen zwar gerade diese Tiergeschichten klassischen Rang, doch da sie in den letzten Jahren in Werkausgaben und auch wiederholt in Einzelbänden vorlagen, wurden sie hier zugunsten anderer Beiträge zurückgezogen. Vorliegende Sammlung hat dadurch nichts von ihrer oben genannten Zielstellung verloren, denn wir ließen uns bei der Auswahl von einer Bemerkung Henri Barbusses leiten, der ein großer Menschenfreund war und daher auch ein echter Tierfreund sein konnte: „Tiere sind nicht interessanter als die Menschen. Es besteht durchaus keine Veranlassung, ihnen einen höheren Rang einzuräumen, als sie tatsächlich in der unendlichen Harmonie allen Lebens innehaben, sie zu Abgöttern zu erheben und ihnen gegenüber leidenschaftliche und unausgeglichene Gefühle zu bekunden, die bei manchen Menschen mehr an Hysterie denn an Güte erinnern.“

Das Tier ist zu allen Zeiten Gegenstand der Kunstübung gewesen. Auf allen Stufen seiner Entwicklung hatte der Mensch in irgendeiner Form ein bestimmtes Verhältnis zu ihm, weckte das Tier seinen künstlerischen Gestaltungstrieb. Die ersten Zeichnungen und Plastiken, die von Menschenhand geschaffen wurden, haben das Tier zum Gegenstand. Noch bevor er sich selber nachbilden konnte, formten seine Hände die Köpfe von Pferden. Mit bewundernswerter Eindringlichkeit malten die Menschen der unserem Auge nur spärlich erhellten Eiszeit die Gestalten der Büffel und anderer Tiere auf die dunklen Wände der Höhlen von Combarelles. Diese frühen Kunstäußerungen und ihre Vollkommenheit sind in ihrer Mehrzahl wohl aus dem religiös-magischen Verhältnis zu erklären, das die Beziehungen zwischen Mensch und Tier in der Frühgeschichte der Menschheit bestimmte. Dieses Verhältnis stand ganz unter dem mächtigen Eindruck des mit überlegenen Körperkräften ausgestatteten Tieres, war beherrscht vom Kräftemessen zwischen Mensch und Tier. Dem auf einer primitiven materiellen und geistigen Entwicklungsstufe stehenden Menschen der Frühzeit war die Macht des Tieres, deren Walten, unverständlich. Seine magischen Vorstellungen von diesen Kräften und ihrer Dienstbarmachung für den Menschen fanden ihren Ausdruck in den erwähnten Abbildungen, die einerseits das Ziel verfolgten, den Jagdgefährten die verletzlichsten Körperteile des zu erbeutenden Tieres zu zeigen, andererseits den Sinn hatten, die Macht des Tieres kraft der in der Tierdarstellung sich äußernden geistigen Überlegenheit magisch zu bannen. Diese Vorstellungen gewannen Gestalt vor allem im Totemismus, hinter dem sich das Bedürfnis des Urmenschen verbarg, der in der „Tierseele" vermuteten Weisheit und Kraft zu huldigen, um sie sich geneigt zu machen und auf sich selbst übergehen zu lassen. Erst in dem Maße, wie die geistige Entwicklung des Menschen voranschritt, wie sich im Prozeß der Arbeit seine Menschwerdung vollzog, wurde die ursprüngliche magische Beziehung verdrängt und machte mehr und mehr einer moralischen Tierauffassung Platz, wie sie uns vornehmlich von der Fabeldichtung her bekannt ist.

Die ältesten schriftlichen Zeugnisse, die vom Tier berichten, sind die Tierzaubersprüche. Sie waren noch ganz der magischen Auffassung verhaftet. Tiermärchen und Tiersagen sind in der literarischen Kunst dann eine weitere Vorstufe zu jener Dichtungsgattung, die über lange Zeiträume hinweg das Verhältnis Mensch–Tier nicht nur widerspiegeln, sondern auch beeinflussen sollte: Der Tierfabel. Dieses Genre, das sich herauszubilden begann, als die menschliche Gesellschaft sich in Klassen gespalten hatte, in Herrscher und Beherrschte, war ganz auf den Menschen gerichtet. Dichterische Phantasie machte das Tier zum

Träger menschlicher Tugenden und Laster. Volksweisheit und Volkshumor spricht aus den Tierfabeln, Sympathie für die sozial Niederen, für die entrechteten Volksmassen. Mit schneidender Ironie und satirischer Schärfe werden durch den Mund der Tiere nicht selten gesellschaftliche Mißstände angeprangert, Angriffe gegen Despoten geführt, die, wären sie durch Menschen vorgetragen worden, stärkste Repressalien der herrschenden Klasse ausgelöst hätten. Zweckdichtung, Tendenzdichtung im besten Sinne wollte die Fabel sein; ihr Hauptkennzeichen ist das Belehrende. „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel." Das ist Lessings Definition der Fabel. Er weist ferner darauf hin, warum in der Fabeldichtung Tiere so häufig Verwendung als Charakterdarsteller finden. „Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnis stehen sie gegeneinander? – Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem anderen verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntnis, die durch jene Namen . . .verhindert wird."

Zu den bekanntesten Fabeldichtungen zählt das altindische „Pantschatantra" oder „Fünfbuch" (eine Art Fürstenspiegel), das im buddhistischen Kulturkreis zu einem uns nicht bekannten Zeitpunkt zusammengestellt und in Europa erstmalig Mitte des 15. Jahrhunderts durch Übertragungen bekannt wurde. Eine gemeinsame Wurzel der orientalischen und europäischen Fabeldichtung ist nicht nachzuweisen, wenn auch auf Grund der auffallend häufigen Übereinstimmung der Motive vermutet werden kann, daß die frühesten europäischen Fabeln, die griechischen, von indischer Fabelkunst beeinflußt worden sind. Als Meister der Fabeldichtung des Altertums gilt der sagenhafte Äsop, ein griechischer Sklave, der im 6. Jahrhundert v. u. Z. (nach Herodot) gelebt haben soll. Von ihm geht alle spätere Fabeldichtung aus, auch die deutsche, die im 14. bis 16. Jahrhundert, als die Renaissance die antike Kultur wiederentdeckte und das Bürgertum der wachsenden Städte nach einer eigenen belehrenden Kunstgattung verlangte (Reinke de Vos-Tradition), eine hohe Blüte erreichte und durch Namen wie Luther, Brant, Sachs u. a. besonders ausgewiesen wird. Die Aufklärung brachte dann einen neuen Höhepunkt mit Gellert und vor allem Lessing, der als erster deutscher Kunsttheoretiker den griechischen Urtext der äsopischen Fabeln zur Hand nahm und viele davon als unecht verwarf, weil sie seinen Vor-

stellungen vom Wesen der Fabel als einem „Grenzrain von Poesie und Moral“ nicht entsprachen.

Jahrhundertelang ist das Tier, wie in den Fabeln, Märchen und Sagen vieler Völker nachweisbar, niemals um seiner selbst willen literarisch gestaltet worden, immer war Tierdichtung mehr oder weniger Mittel zur gesellschaftlichen Aussage. Erst die bürgerlich-kapitalistische Ära Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts brachte hier einen Einschnitt: Das Tier wird handelndes Eigenwesen, seine Darstellung zum Selbstzweck der Dichtung erhoben. Im Zauberbann fremder, ungeahnter Welten soll der Leser von Tiererzählungen und Tierromanen den Menschen vergessen. „Tiergeschichten! Ein Symbol unserer Zeit: Wir sind der Menschen, der viel zu vielen Menschen, müde geworden und besinnen uns auf die künstlerischen Pflichten, die wir den viel zu Wenigen, den Tieren, schulden. Aus all der Getrübtheit, aus all der Schmerzenstiefe, Unkeuschheit und Sumpfluft unseres Massendaseins flüchten wir uns zur reinen, heiligen Unbefangenheit der Tierseele; dort finden wir Trost und Heilung, denn dort haben die Gesetze der Natur, von uns tausendfach geschändet und verleugnet, noch nicht ihre Kraft verloren.“ (Friedrich von Gagern).

Diese provozierenden Worte stehen im Vorwort des Buches „Kolk, der Rabe“ von Egon von Kapherr und Friedrich von Gagern. Wir wissen nicht, wie ihr Verfasser, ein deutscher Schriftsteller, im einzelnen zu den gesellschaftlichen Problemen seiner Zeit stand. Eines aber wissen wir: Menschenfurcht, Menschenflucht führt letztlich zum Menschenhaß. Bei allem anerkennungswerten Bemühen der bürgerlichen Naturdichtung des 20. Jahrhunderts, die Menschen zur Liebe zur Natur im allgemeinen und zur Liebe zum Tier im besonderen zu erziehen, kann nicht übersehen werden, daß die sogenannte *reine* Naturdichtung zur gesellschaftlichen Passivität verleitet; mehr noch: Dichtung, die durch betonte, ausschließliche Hinwendung zum Tier die Abkehr vom Menschen proklamiert, muß zwangsläufig gesellschaftsfeindlich, reaktionär werden. Friedrich Nietzsche lieferte hierfür die philosophische Grundlage. Dieser konsequente Ideologe imperialistischen Denkens, der ausrufen durfte: „Man hat auf das große Leben verzichtet, wenn man auf den Krieg verzichtet hat“, der alle Instinkte heiligsprach und sie gegen den Intellekt verteidigen zu müssen glaubte, räumte bei der Propagierung seines von Schopenhauer übernommenen Genie- und Heroenkultes dem Tier eine besondere Rolle ein. Sein „Übermensch“, der charakterisiert wird als die „Ausscheidung eines Luxusüberschusses der Menschheit, in welcher eine stärkere Art, ein höherer Typus ans Licht tritt, der andere

Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen hat als der Durchschnittsmensch", soll durch das „Vorbild" Tier, bei dem angeblich die ungebrochene Leidenschaft allein erhalten blieb, an ursprünglicher Kraft gewinnen. Das Animalische soll ihm natürlicher Halt, das „Tier im Menschen" durch das Tier außerhalb des Menschen geweckt werden.

Nietzschesche Anbetung des „heroischen", des „gefährlichen Lebens" – nichts anderes muß darunter verstanden werden, wenn Hedwig Nell in einer bezeichnenderweise 1936 geschriebenen Dissertation über „Die gestaltenden Kräfte in der neuen deutschen Tierdichtung" hervorhebt: „Das Ethos der deutschen Tierdichtung ist durchaus heldisch. Es fordert und verteidigt eine tapfere Haltung um des starken Lebens willen . . . ‚Töte, damit du nicht stirbst' und ‚Stirb, damit ein Größerer lebe' heißt es in ‚Ghavati' von Franz Schauwecker. Der Tod ist sinnvolles Sterben, ist Ende und Anfang. Diese Idee findet sich in fast allen deutschen Tierdichtungen. Das Tier ist Symbol einer hohen Lebenskraft und Daseinsfreude, es zeigt dem Menschen die rechte Lebenshaltung des Ichs der Welt gegenüber. Es setzt sich durch und erkennt in der Gefahr die Stärke seines Geistes oder Körpers. Das Herrentum, die Siegfriedhaltung zum Schicksal wird erprobt." Zweifellos sind diese Ausführungen eine Verbeugung vor dem Faschismus. Und in der Tat hat die neuere bürgerliche deutsche Tierdichtung, und nicht nur die deutsche (deren Begründer u. a. Fritz Bley, Hermann Löns, Egon von Kapherr und Friedrich von Gagern sind), der Barbarenideologie des Faschismus, wenn auch in vielen Fällen ungewollt und ungeahnt, literarisch Vorschub geleistet. So wird bei Fritz Bley das Tierleben als richtungweisend angesehen für das Gesetz des Volkes, stark zu sein. In der Tierwelt will er den seiner Meinung nach auch für die menschliche Gesellschaft „ewig gültigen" Satz gefunden haben, „daß nur der Starke sein Schicksal zwingen kann, wenn der Schwächling untersinkt" (Von freiem Hochlandwilde). Und in der Spechtgeschichte „Tillip" des Dänen Fleuron, der auf die Entwicklung der neueren deutschen Tierdichtung einen starken Einfluß ausübte, heißt es: „Ein strenges Herrscherpaar waren die Sperber im Walde! Sie lösten hier und da eine glückliche Ehe auf plötzliche und gewalttätige Weise; aber meist schafften sie doch schwache, kränkliche und unglückliche Geschöpfe, die nur das Dasein erschwerten und den Glücklichen das Leben zerstörten, aus der Welt . . . Was stark war und eine Zukunft in sich trug, ward ihrer beizeiten gewahr und konnte mit Leichtigkeit eine Zuflucht finden – das Hilflose, das Matte, das Schwache ward ihnen zuteil." Offensichtlich: Das mußte der Machtpolitik einer sozial und ideologisch verrotteten Gesellschaft zum Gleichnis werden. Was die gewaltsam vorgenommene Synthese aus Nietz-

sches Herrenmoral und Darwins „Kampf ums Dasein" in faschistischer Deutung ergab, das zeigte in Theorie und Praxis die Ausrottungspolitik des Hitlerschen SS-Staates.

Eine besondere Prägung innerhalb der neueren bürgerlichen Tierliteratur kann als sogenannte „Mitleidsdichtung" bezeichnet werden und hat vor allem in der Lyrik ihren Niederschlag gefunden (Rilke, Der Panther im Jardin des Plantes; Däubler, Katzen; Werfel, Opfer). Andere Autoren gehen über die Bekundung bloßen Mitgefühls für die Nöte der Kreatur hinaus und klagen den Menschen an als den großen Naturzerstörer, als den „Aufgang des Grauens" (E. Weiß in „Nahar"). Schutz der Natur! Schutz dem Tier! Diese Forderungen sind berechtigt. Doch in ihrer Verabsolutierung liegt eine reaktionäre, antihumane Tendenz. Die Absolutheitsfanatiker laufen daher Gefahr, in die geistige Nachbarschaft von jenen Leuten zu gelangen, die nach Maxim Gorki „aktive Mitglieder des Tierschutzvereins sein können und doch gleichzeitig zusehen werden, wie die Polizei die Arbeiter in den Kulturstätten Europas niederschlägt; die gegen Vivisektionen protestieren, das Leben der Kaninchen, Hündchen und Meerschweinchen zu verteidigen pflegen, zugleich aber die Unvermeidlichkeit imperialistischer Gemetzel rechtfertigen". Wie aktuell diese Feststellung Gorkis geblieben ist, zeigte der Protest zahlreicher Tierschutzvereine kapitalistischer Länder gegen den dem menschlichen Fortschritt dienenden Start der sowjetischen Hündin Leika zum Weltraumflug. Der heuchlerische Charakter derartiger „Mitleidsbekundungen" wird offensichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Proteste aus jenen Ländern kamen, in denen sich selten eine Hand zum Schutze der unterdrückten amerikanischen Negerbevölkerung erhebt.

Der Blick unserer Autoren auf das Tier kennt weder Sentimentalität noch „Siegfriedhaltung". Die hier vereinigten Erzähler sind tief ergriffen von dem Gegenstand ihrer Kunst, sei es auf der einen Seite der Mensch, auf der anderen das Tier oder der Mensch und das Tier in ihren unmittelbaren Beziehungen. Ihre Tiergeschichten bleiben unberührt von jeder Mythenbildung, aber auch von den vordergründig moralisierenden Elementen, die dieser Gattung durch Vertreter wie beispielsweise Hermann Löns allzuoft beigemengt wurden. Es sind berühmte Autoren, vor allem Russen und Deutsche, aber auch Skandinavier, Amerikaner und Polen, die sich in diesem Buch ein Stelldichein geben und die Problematik sichtbar werden lassen, aus der das Verhältnis zwischen Mensch und Tier sich bildet.

Große Meister der Tiergeschichten sind die Russen; ihre Beiträge in dieser Sammlung beweisen es. Turgenew, hier nicht mit „Mumu", sondern mit seiner zweiten berühmten Tiergeschichte vertreten, schildert mit feinem Humor wie der Gutsbesitzer Porfirij Kapitonytsch durch einen *imaginären* Hund in den Besitz eines wirklichen Hundes gelangt und wie er diesen dann wieder verliert. Alexander Kuprin hat seine Erzählung „Smaragd" „dem Andenken des unvergleichlichen scheckigen Trabers *Leinwandmesser*" gewidmet. In der Tat wird der Leser dieser Geschichte zwangsläufig an Tolstois unsterbliche Meistererzählung erinnert, in der das geknechtete Pferd zum Abbild des geknechteten Volkes wird. Zwar hat Kuprins Arbeit nicht den gesellschaftskritischen Rang wie die Tolstois, aber ebenso hintergründig, wenn auch literarisch nicht so gekonnt, macht der Autor das Spiel der bestimmenden gesellschaftlichen Kräfte deutlich – es sind Rennstallbesitzer, Kapitalisten, die selbst hier beim Sport unlautere Geschäfte machen und aus Gewinnsucht einen so rassigen Traberhengst wie „Smaragd" vergiften. Erzählungen von Tschechow, Paustowski und Prischwin ergänzen den russischen Beitrag, der unvollständig wäre ohne Dostojewski. Noch in dem nüchtern vorgetragenen Bericht über die „Tiere des Gefängnisses" – entnommen den „Aufzeichnungen aus einem Totenhause" – kann der Leser die faustische Zerrissenheit des großen russischen Dichters erkennen.

Literarisch interessant wird unsere Sammlung nicht zuletzt auch dadurch, daß in ihr Autoren zu Wort kommen, die hierzulande als Tiergeschichtenerzähler unbekannt sind – wie die Südländer Clarin und Ribeiro, die Nordländer Mikkelsen und Bondeson oder die Polen Reymont und Putrament. Beeindruckt bei den Südländern die soziale Anklage, die kritisch-realistische Wirklichkeitsbetrachtung, so bei Mikkelsen und Bondeson ihr naturnahes Erzählertemperament. Und daß die beiden Beiträge der Polen mit zum krönenden Höhepunkt dieser Anthologie gehören, wird jeder bestätigen, der sie gelesen hat. Mit einer meisterhaft differenzierten Prosa spürt Reymont in der Titelgeschichte *Los Toros* (Die Stiere) das Unheimlich-Beängstigende, das Schreckhaft-Schaurige in der blutigen Szenerie auf. Erlöst vom beklemmenden Schauspiel des Stierkampfes und gewissermaßen belohnt für seine Aufmerksamkeit wird der Leser erst am Schluß der Darstellung, wenn ihm in drei Sätzen die Geschichte einer Freundschaft zwischen Mensch und Tier mitgeteilt wird, die den schon todgeweihten Stier vor dem Degen des Espada rettet. Viele der hier zu Wort gekommenen Dichter haben es nicht nur verstanden, die erregende Atmosphäre einer abenteuerlichen Begegnung zwischen Mensch und Tier in unvergleichlichen Bildern

lebendig zu machen, sie verbindet zugleich auch die Fähigkeit, große Landschaft zauberhaft schön darzustellen. So ist diese Anthologie beides: ein echtes Natur- und ein spannendes Abenteuerbuch. Sie ist ein „Gruß an Tiere" – mehr aber noch ein Gruß und eine dichterische Aufforderung an den Menschen, seine verpflichtende Sonderstellung innerhalb der Harmonie allen Lebens nicht zu vergessen.

Der Herausgeber

Biographische Notizen

Wladyslaw Stanislaw Reymont (1867–1925), Sohn eines Dorforganisten, führte in seiner Jugend ein wechselvolles Leben als Landarbeiter, Eisenbahnbeamter, Novize in einem Paulanerkloster und zog, bevor er 1893 in Warschau seßhaft wurde, als Schauspieler mit einer Wandertruppe durch Polen. Der Dichter der polnischen Bauernwelt begann mit naturalistischen Novellen und machte zuerst mit dem Doppelroman „Die Komödiantin“ (1896) und „Gärung“ (1897) von sich reden, in denen er eigene Erfahrungen als Eisenbahnangestellter und Mitglied einer Wanderbühne verarbeitete. Sowohl diese beiden Werke als auch der 1899 erschienene und weit über Polens Grenzen hinaus bekanntgewordene Roman „Das gelobte Land“ – in dem ein großangelegtes Gesamtbild der Entwicklung von Łódź zur industriellen Metropole gegeben wird – haben die Ablehnung der städtischen Zivilisation gemeinsam. Trotz der stark antikapitalistischen Züge im zuletzt genannten Werk läßt der Autor jedoch das Verständnis für die historische Mission der Arbeiterklasse vermissen und schildert die Proletarier lediglich in einigen Szenen als erniedrigte und ausgebeutete Masse. Mit der städtischen Kultur verwirft er auch die im Schoße dieser Kultur sich entfaltende moderne Produktionsweise und sieht einzig und allein in den Bauern die Träger des gesellschaftlichen Fortschrittes. Dem polnischen Dorf ist auch sein reifstes und künstlerisch ausgewogenstes Buch gewidmet, der in den Jahren 1904–1909 veröffentlichte vierteilige Roman „Die Bauern“, mit dem der Schriftsteller Weltruhm errang und der ihm den Nobelpreis eintrug (1924). Mit dem als Kolossalgemälde des polnischen Dorfes konzipierten Werk, in dessen Mittelpunkt die nationale Idealisierung des Bauernstandes steht, erfuhren die Ideen der polnischen „Volkstümler“ eine entscheidende Unterstützung.

Alexander Kuprin (1870–1938), aus dem Kleinbürgertum stammend, in Uniformen aufgewachsen, quittierte 1894 seinen Dienst als Offizier in einem Infanterieregiment und entwickelte sich, von Bunin und Korolenko gefördert, zu einem viel

gelesenen russischen Schriftsteller zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit dem Roman „Das Duell" stellte er sich 1905 an die Seite der fortschrittlichen Kräfte und gab mit der beeindruckenden Schilderung des moralischen Zerfalls in der zaristischen Armee einen überzeugenden künstlerisch-politischen Kommentar zu den aktuellen Ereignissen. Unter Bezugnahme auf dieses Werk schrieb Kuprin damals an Gorki: „Alles Kühne und Ungestüme in meinem Roman gehört Ihnen. Wenn Sie doch wüßten, wieviel ich von Ihnen gelernt habe und wie dankbar ich Ihnen dafür bin." Nach 1910 verlor Kuprins Werk – nicht ohne Widersprüche, wie sein Leben – an realistischer Entschiedenheit. Überzeugt von der grausamen Sinnlosigkeit des Lebens in einer Gesellschaft, die auf Gewalt und Ausbeutung beruht, vermochte er sich immer weniger über Enttäuschung und Resignation zu erheben, so daß in seinen Arbeiten der kleineren Form nicht selten das Schicksal der Helden primär aus einer Mitleidsperspektive gestaltet wurde. Der damit einhergehende Verlust an gesellschaftlichem Urteilsvermögen führte folgerichtig auch zu einem Unverständnis der Oktoberrevolution. 1920 emigrierte Kuprin nach Frankreich und erst 1937 machte er wahr, was er schon 1924 erkannt hatte: „Für Rußland arbeiten kann man nur dort. Es ist Pflicht eines jeden aufrechten Patrioten, dorthin zurückzukehren."

Bodo Uhse (1904–1963), Träger des Nationalpreises der Deutschen Demokratischen Republik, wurde als Sohn eines Offiziers geboren und im nationalistischen Geiste erzogen. Sein politischer Weg führte ihn zuerst in die Reihen des Oberland-Bundes und von dort zu den Holsteinischen Bauern unter Claus Heim, die in den zwanziger Jahren gegen den Weimarer Staat und gegen die Nazibonzen rebellierten.

Er wurde schließlich Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands und mußte 1933 emigrieren. In den Reihen der „Internationalen Brigade" nahm er am spanischen Bürgerkrieg teil und verbrachte die restlichen Jahre seines Exils in Mexiko, wo er sich der antifaschistischen Gruppe „Freies Deutschland" anschloß.

1935 erschien seine Abrechnung mit dem Nationalsozialismus, der autobiographische Roman „Söldner und Soldat". Er zeigt den Weg, den Uhse gegangen war, bis er zur „großen Kraft", zur Arbeiterklasse stieß.

Im Exil in Mexiko war „Leutnant Bertram" (1944) entstanden, das Buch über den spanischen Bürgerkrieg.

1948 kehrte Uhse nach Deutschland zurück. Im gleichen Jahr kam der Roman „Wir Söhne" heraus, wenige Jahre später das Werk „Die Patrioten".

Unsere dem Band „Mexikanische Erzählungen" entnommene Geschichte von der tollwütig werdenden Hündin Tonta verdient als psychologische Studie aus der Zeit des Exils und der damit verbundenen seelischen Belastungen besonderes Interesse.

Konstantin Georgijewitsch Paustowski, 1892 als Sohn eines Eisenbahnangestellten in Moskau geboren, studierte in Kiew und Moskau, war dann in den verschieden-

sten Berufen tätig. Nach der Revolution arbeitete er als Journalist, während des Bürgerkrieges trat er der Roten Armee bei. Danach folgten Reisen durch ganz Rußland. Paustowskis literarisches Schaffen beginnt in den 20er Jahren mit abstrakt-romantischen Erzählungen. Mitte der 30er Jahre wandte er sich mit einigen bedeutenden Erzählungen der sowjetischen Wirklichkeit zu („Kara-Bugas. Der Mensch erobert die Wüste" 1932 und „Die Kolchis", 1934). Der Schriftsteller erfaßt das alte Thema Mensch und Natur im Zusammenhang mit der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderung in seinem Land. Der großangelegte autobiographische Zyklus Powest o shisni, 1945 begonnen, ist als Zentrum und vorläufiger Höhepunkt seines Schaffens anzusehen. Bisher erschienen u. a. die Bände „Unruhige Jugend", 1962, „Die Zeit der großen Erwartungen", 1963 und „Buch der Wanderungen", 1966.

Mark Twain (eigentlich Samuel Langhorne Clemens; 1835–1910), dessen Bücher in fast alle Sprachen der Welt übersetzt worden sind und der eine nach Millionen zählende feste Lesergemeinde besitzt, hatte bereits ein abenteuerliches und abwechslungsreiches Leben hinter sich, als er mit der Veröffentlichung der berühmten Humoreske vom Springfrosch von Calaveras (1866) seinen Schriftstellerruhm begründete.

Twain, der einer Grenzerfamilie aus dem Staat Missouri entstammte, war in verschiedenen Berufen, unter anderem als Goldgräber in Nevada tätig, ehe er schließlich zur Presse fand. Neben Bret Harte wurde er bald der führende literarische Journalist in Kalifornien. Mark Twain hatte seine Laufbahn als Vertreter des typischen ‚westlichen Humors' begonnen, dessen Charakteristikum Respektlosigkeit gegenüber aller Tradition, ein ausgeprägter Hang zur Übertreibung und zum Grotesken sind. Neuere Untersuchungen haben die gesellschaftliche Bestimmtheit seines Humors hervorgehoben und besonders darauf verwiesen, daß in Twains Spätwerk soziale Satire die Grundlage seines Humors bildet. Das zeigt sich in seinem Roman „Das vergoldete Zeitalter" (1873) und solchen antiimperialistischen Skizzen wie „Brief eines Chinesen" und „Selbstgespräche des Zaren".

Seine Liebe zur Heimat bekundete der große Amerikaner in den stark autobiographischen Büchern „Tom Sawyers Abenteuer" (1876) und „Huckleberry Finn" (1884), dem „Epos von Amerikas glücklicher Kindheit".

Anton Pawlowitsch Tschechow, 1860 in Taganrog als Sohn eines kleinen Händlers geboren, studierte in Moskau Medizin. Schon in dieser Zeit wurde er durch seine humoristischen Kurzgeschichten bekannt. 1890 fuhr er auf die Insel Sachalin und untersuchte die Existenzbedingungen der dort lebenden Strafgefangenen. In der Schrift „Die Insel Sachalin", 1893/94, legt er seine Kritik am zaristischen Strafvollzug nieder. In den Jahren 1892 bis 1899 lebte Tschechow als Landarzt und Schrift-

steller in Melichow bei Moskau. Wegen eines Lungenleidens mußte er jedoch nach Jalta übersiedeln. Dort traf der Dichter, der sich in der Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen seiner Zeit ein demokratisches, wissenschaftlich fundiertes Weltbild erarbeitet hatte, mit Tolstoi zusammen und schloß Freundschaft mit Gorki. 1904 starb er in Badenweiler (Schwarzwald).

In den 80er Jahren veröffentlichte Tschechow etwa 400 Kurzgeschichten. Während sein Humor zunächst vorwiegend äußere Erscheinungen der Gesellschaft traf, lassen einige Erzählungen bereits seinen scharfen sozialkritischen Blick erkennen („Der Tod des Beamten", 1883). Mit dem Ende des Jahrzehnts entwickelte er sich zu einem meisterhaften Novellisten. Novellen wie „Die Steppe", 1888 oder „Die Dame mit dem Hündchen", 1899 bestechen durch ihre Menschengestaltung, den Reichtum an Ideen und ihre besondere Stimmung.

Zusammen mit dem Moskauer Künstlertheater ging Tschechow als Dramatiker neue Wege. In „Die Möwe", 1886, fand er eine neue Dramenform. Menschliche Tragik im Alltäglichen, geboren aus den Gesellschaftskonflikten des zaristischen Rußland, sind das Grundthema seiner Bühnenstücke. Mit „Der Kirschgarten", 1904, dem letzten seiner Schauspiele, nahm er in wehmütiger Heiterkeit Abschied vom alten Rußland des Adels, in dem die Bourgeoisie ihre Herrschaft anmeldet, in dem sich aber auch durch die Existenz einer jungen revolutionären Intelligenz ein neues Rußland ankündigt, das er jedoch nur ahnen kann.

Jerome Klapka Jerome (1859–1927) zählt zu den in Deutschland weniger bekannten englischen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Er war, ehe er über den Journalismus zur literarischen Tätigkeit kam, als Büroangestellter tätig. In den von ihm herausgegebenen Zeitschriften veröffentlichten unter anderen Mark Twain, Bernhard Shaw und H. G. Wells.

Jerome, der sich vor allem als Humorist einen Namen machte und als bürgerlicher Moralist in seinen Werken vielfach soziale Problematik gestaltete, schrieb Kurzgeschichten, Romane und Bühnenstücke. Sein Buch „Drei Mann in einem Boot", das seit Erscheinen im Jahre 1889 über hundert Auflagen erlebte, machte den Autor mit einem Schlage berühmt. Die offizielle Kritik jedoch überwand ihre Zurückhaltung erst nach dem autobiographischen Roman „Paul Kelver" (1902).

Die Skizze „Thomas Henrys Entartung" ist charakteristisch für die humoristische Technik Jeromes.

Ejnar Mikkelsen, 1880 in Vester Brondersler (Nordjütland) geboren, hat sich besonders als dänischer Polarforscher einen Namen gemacht.

Er legte 1899 an der Navigationsschule in Kopenhagen sein Steuermannsexamen ab und nahm ein Jahr später an der ersten Expedition nach Ostgrönland teil.

Berühmt wurde Mikkelsen durch die Suchaktion (1909–1912) nach den verun-

glückten Mitgliedern der dreiköpfigen „Danmarks Expedition“ in Nordostgrönland. Dabei geriet er selbst in Not und wurde erst nach zwei Jahren durch ein norwegisches Walfangschiff gerettet. Nach der Teilnahme an weiteren Expeditionen wurde er Direktor der färöischen Walfanggesellschaft und späterhin dänischer Regierungsinspektor für Ostgrönland.

Seine mitunter sehr abenteuerlichen Erlebnisse als Polarforscher fanden ihren Niederschlag in mehreren weitverbreiteten Reisebüchern und Expeditionsberichten. Genannt seien „Drei Jahre auf der Ostküste Grönlands“ (1913) und „Nachbarn des Nordpols“ (1927), ferner Polargeschichten von äußerst dramatischer Spannung, für die unsere hier dargebotene Erzählung „Wettlauf mit dem Bären“ charakteristisch sein mag.

Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916), einem tschechischen Adelsgeschlecht entstammend, bedeutendste deutsch-sprachige Erzählerin des 19. Jahrhunderts, begann mit unbedeutenden lyrischen und dramatischen Versuchen und setzte sich erst mit „Bozena“ (1876), der Geschichte einer Magd, und mit „Lotti, die Uhrmacherin“, 1880 in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht, als realistische Erzählerin durch. Ihr Hauptwerk ist der Entwicklungsroman „Das Gemeindekind“ (1887), dessen proletarischer Held, von seiner Umwelt verachtet und unterdrückt, sich mit allen Mitteln gegen eine unmenschliche Gesellschaftsordnung zur Wehr setzen muß und dadurch zwangsläufig in Konflikt mit den Gesetzen und der Moral der herrschenden Klasse gerät. In ihrem umfangreichen Erzählwerk schildert die freisinnige Aristokratin ihre eigenen bevorrechteten Kreise nicht selten mit unverhohlener Kritik, während sie für die vom Schicksal Enterbten und von der Gesellschaft Verstoßenen tiefes Verständnis aufbringt, wobei sie zur Überwindung gesellschaftlicher Widersprüche meistens nicht mehr als abstrakte Menschenliebe anzubieten hat. Als Moralistin mit einer Vorliebe für einfache Gestalten aus dem Volk zeigt sich die Schriftstellerin auch in ihren beiden Sammelbänden meisterhafter „Dorf- und Stadtgeschichten“ (1883; 1886).

Die darin enthaltene berühmte Hundegeschichte „Krambambuli“ wird in dieser Anthologie erneut abgedruckt.

Clarin (eigentlich Leopoldo Alas y Ureña; 1852–1901), Sohn eines Zivilgouverneurs, Professor der Rechtswissenschaft und des Naturrechts an der Universität Oviedo, wählte für seine literarische Tätigkeit das Pseudonym Clarin (d. h. der Hornist), um eine verschlafene literarische Provinz zu erwecken und „die Fenster den vier Winden des Geistes weit aufzutun“. Als Erzähler von seinen Zeitgenossen wenig beachtet, als bedeutender spanischer Romancier und Novellist erst in unserem Jahrhundert entdeckt, erregte er zu seinen Lebzeiten als geistvoller Kritiker und als Streiter gegen die reaktionären Konservativen mit seinen Artikeln in der Madrider

Presse großes Aufsehen. Zweiunddreißigjährig veröffentlichte er sein Hauptwerk, den in der Grundhaltung mit Flauberts „Madame Bovary“ zu vergleichenden Roman „La Regenta“ (Die Präsidentin).

Wie im Werk des großen Franzosen zerbricht auch hier eine intelligente, sensible Frau an ihrer Mitwelt. Clarins Kunst der psychologischen Erhellung und Durchdringung, der tragischen Lösung des Widerspruches zwischen Illusion und Wirklichkeit, offenbart sich auch in seinen zahlreichen Erzählungen. Bitter zerbricht die ländliche Idylle vom „Lämmchen“ in der hier abgedruckten Geschichte von Pinín, Rosa und der gelbbraunen Mutterkuh, die auf demselben Wege zur Schlachtbank geführt wird, auf dem Jahre später Rosa ihren geliebten Bruder Pinín ziehen lassen muß, „um in den brudermörderischen Kämpfen des großen Vaterlandes zu sterben im Dienste eines Königs und im Dienste von Ideen, die sie nicht kannten“.

Paul Zech (1881–1946), der in Briesen bei Thorn geborene Lehrersohn, aufgewachsen im Industriegebiet an der Wupper, machte sich bereits als Lyriker, Dramatiker und Erzähler des Expressionismus einen Namen. Seine Übersetzungen und Nachdichtungen besonders von Werken Villons und Rimbauds gehören zu den eigenwilligsten Umformungen in die deutsche Sprache.

Während des Weltkrieges schrieb er religiös gefärbte Friedensgedichte („Golgatha“), die von der Zensur verboten wurden, für die er jedoch in der Weimarer Zeit den Kleist-Preis erhielt. Zu den bedeutendsten Werken seiner frühen Schaffensperiode zählen die Gedichtbände „Das schwarze Revier“ (1913), „Die eiserne Brücke“, „Der schwarze Baal“ (1917) und „Das törichte Herz“ (1925).

1933 emigrierte Zech nach Südamerika, wo er auch starb. Im Exil entstanden neben Gedichten u. a. die Romane „Die Kinder vom Paraná“, „Michael irrt durch Buenos Aires“ sowie mehrere Dramen. In der zweibändigen Sammlung „Die grüne Flöte“ erzählt er Indio-Legenden nach, die er auf seinen Streifzügen durch den ganzen südamerikanischen Kontinent gesammelt hatte. Die hier wiedergegebene Erzählung „Die Schwarze Wespe“ entnahmen wir den südamerikanischen Tagebüchern des Dichters.

Iwan Turgenjew (1818–1883), Sproß einer Adelsfamilie, der viele Jahre seines Lebens in Deutschland und Frankreich verbrachte – wo er dem Verständnis für die russische Literatur den Weg bahnte –, mit Theodor Storm, Flaubert und Mérimée befreundet war, zählt zu der glänzenden Reihe der russischen kritischen Realisten des 19. Jahrhunderts. Der Dichter, Mitschöpfer des russischen sozialen Romans, war ein Liberaler mit begrenzten politischen Einsichten, den es „zu einer gemäßigten Adelsmonarchie zog“ (Lenin), der aber in solchen, die Adelsetappe der russischen Befreiungsbewegung (1825–1861) widerspiegelnden Romanen wie „Rudin“ (1856) und „Das Adelsnest“ (1859) die Unfähigkeit des Adels schilderte, die zur Lösung

drängenden gesellschaftlichen Probleme, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft, zu meistern.

Bedeutendes Ereignis in der russischen Literatur sind Skizzen und Stimmungsbilder, erschienen unter dem Titel „Aufzeichnungen eines Jägers“ (1842–1880). Vor dem Hintergrund der zauberhaften Wälder, Seen und Flüsse schildert der Dichter das durch die Leibeigenschaft verschüttete „Gold, das Herz des Volkes“, die vielfach ungenutzten geistigen und seelischen Qualitäten der unterdrückten Bauern.

In den folgenden Romanen, wie „Am Vorabend (1860), „Väter und Söhne“ (1869) und „Neuland“ (1877), wandte sich Turgenjew mehr den Problemen der revolutionär-demokratischen Periode der russischen Befreiungsbewegung zu und bekämpfte die Entschlußlosigkeit der russischen Intelligenz.

In diese Sammlung haben wir die zweite neben „Mumu“ bekannte Tiergeschichte „Der Hund“ aufgenommen, in der auf humorvolle Art Trägheit und Bildungslosigkeit der kleinen russischen Landadligen kritisiert wird.

J. Jenö Tersánszky (1888–1969), der ursprünglich Maler werden wollte, empfing seine schriftstellerische Ausprägung in jener literarischen Bewegung, die sich um die Zeitschrift „Nyugat“ (Westen) gesammelt hatte und die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts das Gesicht der neuen ungarischen Literatur formen half. Erste Bedeutung errang Tersánszky – der sich mit wechselndem Erfolg in vielen literarischen Genres versuchte – mit dem Antikriegsroman „Auf Wiedersehen, Liebe“ (1917). Sein Platz in der ungarischen Literatur wird aber bestimmt durch den Schelmenroman-Zyklus „Marci Kakuk“ (Martin Kuckuck), dessen Held – ein später ungarischer Lazarillo de Tormes – ein außerhalb der Gesellschaft stehender Vagabund ist, der zusammen mit seinen Mitspielern zwar gegen jede Art von gesellschaftlichem Zwang opponiert, sich sonst aber mit seinem Landstreicherdasein zufriedengibt. In einer Reihe von Arbeiten entlarvt der im literarischen Niveau sehr unterschiedlich produzierende Schriftsteller die Moral seiner bürgerlichen Umwelt und verweist auf die Relativität aller Werte besonders in seiner bekannten Erzählung „Die Dirne und die Jungfrau“.

Sarat Chandra Chatterjee (1880–1937) gehört zu den populärsten Erzählern Bengalens, dessen Werke in alle Sprachen Indiens übersetzt wurden. Er entstammte der Mittelschicht, und seine Familie hatte selbst Grundbesitz, zählte jedoch nicht zu den reichen Grundherren, den Ausbeutern der kleinen Pächter, gegen die der Schriftsteller sich in vielen Erzählungen wandte. In Indien ist das Bewußtsein von der gesellschaftlichen Aufgabe der Dichtung außerordentlich stark, und auch Chatterjee steht in dieser Tradition. Er entwickelte sich zu einem sozialen Revolutionär, der gegen alle Formen der Unterdrückung und des Unrechts kämpfte. Besonders die in der indischen Gesellschaft weitgehend rechtlos gehaltenen Frauen fanden in

Chatterjee einen beredten Anwalt ihrer Interessen. Er plädierte für die politisch-soziale Gleichstellung der Frau und ihre Mitwirkung im öffentlichen Leben.

Die hier vorgelegte Erzählung „Der Durst", eine Anklage gegen die soziale Ungerechtigkeit, zeigt, wie in dem ökonomisch und politisch rückständigen Dorf Mensch und Tier gleichermaßen unter Erscheinungen zu leiden haben, die auch heute noch nicht der Vergangenheit angehören: Hunger und Durst.

Henri Barbusse (1873–1935), der große französische Dichter, Politiker und Revolutionär, erlangte mit seinem Roman „Das Feuer" (1916) Weltruhm. Dieses „Tagebuch einer Korporalschaft", das trotz des Protestes der herrschenden Klasse den höchsten französischen Literaturpreis erhielt und noch zu Lebzeiten des Dichters in über sechzig Übersetzungen erschien, ist insofern von besonderer Bedeutung, als hier zum erstenmal in der Antikriegsliteratur mit großer Wirklichkeitstreue und protokollarischer Sachlichkeit der imperialistische Krieg so dargestellt wird, wie ihn der einfache Soldat erlebt hat.

Der Weg eines kritischen Chronisten seiner Zeit führte ihn, den früheren Parteigänger des Symbolismus, folgerichtig zur Kommunistischen Partei Frankreichs (1923).

Barbusses Roman „Klarheit" (1919) wurde von Lenin als „eine überzeugende Bestätigung für die Entwicklung des revolutionären Bewußtseins der Massen" gewürdigt. Der Titel des Buches gab der von Barbusse und Rolland ins Leben gerufenen Antikriegsbewegung und ihrer Zeitschrift den Namen.

Leidenschaftlich begrüßte der Dichter die gesellschaftlichen Errungenschaften der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Über seine Eindrücke aus dem ersten Land des Sozialismus berichtet er in dem Buch „150 Millionen bauen eine neue Welt".

Wie die Romane, so sind auch die Arbeiten der kleinen Form künstlerisch gewichtige Beiträge zum sozialen Befreiungswerk. Davon zeugt die in unserer Anthologie enthaltene Novelle „Die Begegnung".

Konstantin Fedin, geboren 1892, Sohn eines Kaufmanns, vor dem ersten Weltkrieg Student am Moskauer Handelsinstitut, während des Krieges in Deutschland zivilinterniert, redigierte nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion zunächst Zeitschriften und widmete sich dann unter dem direkten Einfluß Maxim Gorkis – mit dem er in den zwanziger Jahren eng befreundet war – ganz eigener literarischer Tätigkeit. 1923 erschien unter dem Titel „Einöde" ein Sammelband seiner Frühererzählungen; 1924 „Städte und Jahre", sein erster Roman, dessen „eigentlicher Held Deutschland ist" (Fedin), und in dem in manchen Zügen schon die heraufkommende Tragödie des deutschen Volkes unter dem Faschismus erfaßt wird. Fedin, der mit „Brüder" (1928) das Thema der Kunst in revolutionärer Zeit behandelte und in „Der Raub der Europa" (1933–1935) die Krisenerscheinungen des westeuropäischen

Kapitalismus spiegelte, schuf mit der an epische Traditionen der russischen Klassik anknüpfenden Roman-Trilogie „Frühe Freuden" (1945), „Ein ungewöhnlicher Sommer" (1959) und „Die Flamme" (1. Teil 1961) bedeutende Prosawerke der sowjetischen Nachkriegsliteratur. Der Schriftsteller, mit dem gesellschaftlichen Leben seines Landes auch als langjähriger Deputierter des Obersten Sowjets und Erster Sekretär des Allunionsschriftstellerverbandes eng verbunden, hat sich als Vorsitzender der Gesellschaft für Sowjetisch-Deutsche Freundschaft große Verdienste um die brüderlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der DDR erworben.

Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), kulturhistorischer Novellist, hatte Theologie und Volkskunde studiert. Seine Tätigkeit als freier Schriftsteller verband er 1854 mit den wissenschaftlichen Aufgaben einer Professur für Staatswissenschaften und Kulturgeschichte in München. Im letzten Lebensjahrzehnt wurde er Direktor des bayrischen Nationalmuseums und Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer des bayrischen Staates.

Die sich vornehmlich mit Erscheinungen der nationalen Vergangenheit beschäftigenden Novellen Riehls, der von der 1848er Revolution nur geringe Notiz genommen hatte und die „Ordnung" der herrschenden Klasse seiner Zeit bejahte, sind von unterschiedlicher ideologischer und literarischer Qualität. Seine wertvollsten Leistungen sind die Novellen, in denen er die Auseinandersetzungen des mittelalterlichen Städtebürgertums mit den Feudalgewalten schildert. Ihm gelingt es, den „historischen Geist der Menschen" in seinen Figuren lebendig zu machen. Die hier dargebotene Novelle „Der stumme Ratsherr" ist charakteristisch für die antithetische Konzeption vieler Novellen Riehls: Der Ratsherr wird vom Hund erzogen, nicht umgekehrt.

Fjodor M. Dostojewski (1821–1881), Sohn eines Moskauer Arztes, nach seiner Ausbildung an der Ingenieurschule der Petersburger Militär-Akademie bis 1844 im Staatsdienst tätig, setzte auf hervorragende Weise die humanistisch-realistische Tradition der Gogolschen Schule fort und erlangte schon mit seinem Erstlingswerk, dem Briefroman „Arme Leute" (1846) literarischen Ruhm. Wegen Teilnahme am utopisch-sozialistischen Zirkel Petraschewskis 1849 zum Tode verurteilt, dann aber zu Verbannung und Zwangsarbeit begnadigt, kehrte Dostojewski nach Absolvierung eines mehrjährigen Militärdienstes als Gemeiner 1859 aus Sibirien nach Petersburg zurück. Psychisch zermürbt und gequält von epileptischen Anfällen, wandte sich der Schriftsteller allmählich von seinen früheren revolutionären Idealen ab und begann die Lösung der gesellschaftlichen Probleme Rußlands in der sittlichen Erneuerung des Menschen im Sinne orthodoxer Religion zu suchen. Jedoch stets mit den unterdrückten Klassen des russischen Volkes fühlend, blieb seine gewaltige künstlerische Kraft ungebrochen, so daß er in den ihm noch verbleibenden zwanzig Jahren ein

Werk vorlegte (Erniedrigte und Beleidigte, 1862; Schuld und Sühne, 1866; Der Idiot, 1868; Die Brüder Karamasow, 1880), das nun schon einhundert Jahre zum unverlierbaren Schatz der Weltliteratur zählt.

In den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ (1861), denen wir die in dieser Anthologie abgedruckte Passage entnahmen, zeichnete Dostojewski aus eigenem Erleben ein erschütterndes Bild von der Sträflingsarbeit in der sibirischen Verbannung.

Bret Harte (1836–1902) zählt zu den bedeutendsten Novellisten der amerikanischen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er hat die amerikanische Kurzgeschichte durch neue Elemente – von der Literaturwissenschaft als „Local Color“ bezeichnet – bereichert und mit seiner Sammlung „Kalifornische Erzählungen“ der Pioniergesellschaft des amerikanischen Westens, die in entbehrungsreicher, oft abenteuerlicher Arbeit neues Siedlungsgebiet erschloß, ein bleibendes Denkmal gesetzt.

1854 war Bret Harte von der Ostküste der Staaten nach San Francisco gekommen und arbeitete in mehreren Berufen. 1868 übernahm er die Herausgabe der Zeitschrift „Overland Monthly“, in der seine Goldgräbergeschichten wie „Das Glück des Brüllerlagers“, „Die Verbannten von Poker Flat“ und „Tennessees Partner“ erschienen. Sie wurden vom literarisch anspruchsvolleren amerikanischen Osten begeistert aufgenommen. Sie bezeichnen zugleich den Abschluß und den Höhepunkt in Bret Hartes Schaffen.

1878 wurde er zum amerikanischen Konsul in Krefeld und Glasgow ernannt. Bis zu seinem Tode lebte er dann in London.

Die in unsere Anthologie aufgenommene Erzählung „Sylvesters Kindchen“ zeigt in vielen Einzelheiten die fremdartig-reizvollen Eigenheiten des Lebens der Siedler und Goldgräber an der Pazifikküste.

Michail Michailowitsch Prischwin (1873–1954) gehört zu jener Gruppe sowjetischer Schriftsteller, die schon vor 1917 einen literarischen Namen hatten.

Der Dichter, früh mit der revolutionären Arbeiterbewegung in Berührung gekommen, wurde 1897 wegen Teilnahme an einem marxistischen Zirkel zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach der Haftentlassung ging er ins Ausland, studierte in Leipzig Landwirtschaftswissenschaften und arbeitete danach in seiner Heimat zunächst als Agronom.

Seine zahlreichen Naturschilderungen, Tier-, Jagd- und Reiseerzählungen fesseln besonders durch den Zauber der Sprache, die ihr Schöpfer durch den vertrauten Umgang mit den Waldhütern, Jägern und der Landbevölkerung stets aufs neue bereicherte. Hervorzuheben sind die Sammelbände „Kalender der Natur“ (1925), „Jägergeschichten“ und „Die Flöte Pans“. Dem letztgenannten Band entnahmen wir

die Erzählung von der gefleckten Hirschkuh „Chua-lu“, mit der Prischwin eine meisterliche Probe seines Könnens gibt.

August Bondeson (1854–1906), Schusterssohn, dem es möglich war, Medizin zu studieren und in Göteborg als Arzt zu praktizieren, in der schwedischen Literatur Bahnbrecher einer regionalen Dichtung, machte sich vornehmlich als Ethnograph und Schilderer des Volkslebens einen Namen. Mit seinen Wanderungen durch die Landschaften Schwedens hatte er sich das Ziel gesetzt, wörtlich und mundartlich getreu im Volk noch lebendige Lieder, Sagen und Geschichten aufzuschreiben. Die später berühmt gewordene Sammlung von Sagen und Geschichten unter dem Titel „Die alten Geschichtenerzähler von Dal“ zeugt von dem Erfolg dieser Bemühungen. Sein Hauptwerk sind die „Memoiren des Schullehrers John Chronschough“ (1897), eine köstliche Satire auf die Beschränktheit eines Schulmeisters, der sich der Einführung eines modernen Volksschulunterrichtes auf dem Lande zu widersetzen sucht.

Die hier abgedruckte Hundegeschichte „Tromp und Kranz“ macht besonders gut die Fähigkeiten Bondesons transparent, Gedanken und Ausdrucksweise seiner heimatlichen Dorfbewohner wiederzugeben.

Muchtar Auesow (1897–1961), Sohn eines kasachischen Nomaden, Philologe und Schriftsteller, Träger des Leninpreises 1949, wurde – nachdem er 1919 das Lehrerseminar in Semipalatinsk und 1928 die Fakultät für Orientalistik in Leningrad absolviert hatte – 1946 Mitglied der Kasachischen Akademie der Wissenschaften. Der auch als Übersetzer russischer Klassiker und Shakespeares ins Kasachische hervorgetretene Schriftsteller konnte sich nach einer harten Jugend verhältnismäßig schnell literarisch durchsetzen und durfte für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, der erste kasachische Dramatiker zu sein, dessen Bühnenstücke auf den Spielplänen vieler sowjetischer Theater standen und auch einen großen Publikumserfolg erzielten. Sein Hauptwerk, die Roman-Epopöe „Vor Tag und Tau“ und „Über Jahr und Tag“ (1942–56), in der historisch getreu und künstlerisch eindrucksvoll ein episch-breites Bild des kasachischen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entworfen wird, widmete Auesow dem Leben und Schaffen des Nationaldichters Abai Kunanbajew (1845–1904), einem der großen Wegbereiter der kasachischen Schriftliteratur. Charakteristisch für Auesows Erzählungen aus dem Nomadenleben ist die hier abgedruckte Geschichte einer Wolfsjagd.

Aquilino Ribeiro (geboren 1885), unehelicher Sohn eines Paters und einer Bäuerin, von seinen Eltern für den Priesterberuf bestimmt (dem er sich widersetzte), studierte zu Beginn des Jahrhunderts in Lissabon Philosophie und Theologie und entwickelte sich in den letzten vier Jahrzehnten zum bedeutendsten Repräsentanten

des bürgerlich-demokratischen Flügels in der portugiesischen Literatur. Von Jugend auf in Opposition zu den herrschenden halbfeudalen Kräften seines Landes stehend, mußte er schon 1907 wegen einer antimonarchistischen Verschwörung nach Frankreich fliehen, das erneut seine Zufluchtsstätte wurde, als er 1927 wegen seiner Teilnahme an einem gescheiterten demokratischen Aufstand in offene Gegnerschaft zu dem Salazar-Regime geriet. Nur seinem Ruhm als Schriftsteller verdankte er nach jahrelanger Emigration die Rückkehr in die Heimat und die Wiedereinsetzung in sein Amt als Konservator der Nationalbibliothek.

Ribeiro, hervorragender Essayist, Biograph und Kritiker, der 1913 mit dem Erzählungsband „Der stürmische Garten" debütierte, veröffentlichte mehr als fünfzig Bücher, darunter ethnographische, literarische und historische Studien. Zu seinen bedeutendsten belletristischen Arbeiten zählt der autobiografische Züge tragende Romanzyklus „Der krumme Weg" (1916–1919) sowie die Werke „Land des Demo", „O Malhadinhas" und „Der Weg nach Santiago".

Der 1958 erschienene, gegen die Willkürakte der Regierungsbürokratie gerichtete Roman „Wenn die Wölfe heulen" trug Ribeiro einen Prozeß wegen „Unehrerbietung gegenüber der Regierung" ein.

Jerzy Putrament, geboren 1910, kurz vor dem Krieg mit Gedichten und literaturwissenschaftlichen Studien hervorgetreten, nach dem Krieg zunächst als Diplomat wirkend, zählt zu den bedeutendsten polnischen Schriftstellern der Gegenwart. Eine Sammlung seiner Kriegserzählungen erschien 1946 unter dem Titel „Heilige Kugel"; ein Jahr später kam der die gesellschaftlichen Verhältnisse im Vorkriegspolen kritisch beleuchtende Roman „Wirklichkeit" heraus. Den Stoff hierfür lieferte eine wahre Begebenheit: der in den dreißiger Jahren von der reaktionären Pilsudski-Justiz geführte Prozeß gegen eine fortschrittliche Wilnaer Zeitschrift, ihre Redakteure und literarischen Mitarbeiter, zu denen auch Jerzy Putrament zählte. Wichtige Werke des Schriftstellers, der in den fünfziger Jahren dem polnischen Schriftstellerverband als Generalsekretär vorstand, sind in Verlagen der Deutschen Demokratischen Republik veröffentlicht, darunter auch die Romane „Wirklichkeit" und „September".

Wie Putrament als engagierter Schriftsteller auch durch die Tiergeschichte gesellschaftlich wirksam zu werden versucht, das demonstriert die hier abgedruckte Erzählung „Das Tierchen" mit der darin erfolgten Entlarvung des Karrierismus.

Arnold Zweig (1887–1968), „einer der besten Schriftsteller deutscher Zunge" (Feuchtwanger), war Träger des Nationalpreises der DDR und Mitglied des Weltfriedensrates.

Er beschritt mit seinem Werk einen literarischen Weg, „der von der kritisch gemusterten bürgerlichen Zeit in die sozialistisch zu bemusternde Gegenwart führt"

(Rilla). Der einer kleinbürgerlichen jüdischen Familie entstammende Schriftsteller, in seinen Anfängen ganz einer ästhetisierenden Richtung verhaftet, wurde durch die „Novellen um Claudia" (1909) und das Drama „Ritualmord in Ungarn" (1915 mit dem Kleistpreis ausgezeichnet) bekannt. Er nahm von 1915–1918 am ersten Weltkrieg teil, war zuerst Armierungssoldat in Nordfrankreich und Serbien, danach in der Presseabteilung des Oberkommandos Ost. Der Krieg wurde Zweigs Erlebnisgrundlage für den umfangreichen Romanzyklus „Der große Krieg der weißen Männer".

Als dem Erscheinungsdatum nach erster Roman des Zyklus kam 1927 „Der Streit um den Sergeanten Grischa" heraus, der – in siebzehn Sprachen übersetzt – ein Welterfolg wurde. Es folgten „Junge Frau von 1914" (1931), „Erziehung vor Verdun" (1935), „Einsetzung eines Königs" (1937), „Die Feuerpause" (1954), „Die Zeit ist reif" (1958) und als eine Art Variation des Grischa-Motivs der Roman „Traum ist teuer" (1962).

Diese Romanfolge, in deren Mittelpunkt ein bürgerlicher Intellektueller steht, trägt wesentlich dazu bei, „das Geheimnis zu enthüllen, das über der Entstehung des Krieges liegt, die Kräfte zu zeigen, die den Krieg wollen und vorbereiten; Ursprung und Sinn jener Verzauberung zu erhellen, die aus friedlichen Völkern verbissen einander bekämpfende Feindeslager macht" (Weiskopf). 1933 mußte Zweig emigrieren. Er wählte Palästina zur Exilheimat und kehrte nach vierzehnjähriger Abwesenheit zurück; in das demokratische Berlin, wo er bis zu seinem Tode lebte und sich – in vielen gesellschaftlichen Funktionen tätig – rege am Neuaufbau beteiligte.

Im Exil schrieb er – neben zwei Werken des Grischa-Zyklus – ein Buch über die tiefe Finsternis der Hitlerzeit, den Roman „Das Beil von Wandsbek".

Die hier aufgenommene Novelle „Kong am Strande" weist den großen Epiker auch als Meister der kleinen Form aus.

Erwin Strittmatter, geboren 1912, aufgewachsen in einem Dorf der Niederlausitz, hat sich in vielerlei Berufen jene tiefe Welt- und Menschenkenntnis erworben, aus der seine kraftvollen literarischen Gestalten geprägt sind. Der Sohn eines Bäckers erlernte selbst das Bäckerhandwerk, war dann als Kellner, Tierwärter, Chauffeur, Bürgermeister (nach 1945), Redakteur tätig und lebt heute als freischaffender Schriftsteller und Mitglied einer LPG in einem Dorf des Kreises Gransee. Während er mit seinem Erstlingswerk, dem bäuerlich-proletarischen Entwicklungsroman „Ochsenkutscher" (1951) mit viel „Originalität, Gesinnung, Wissen und Sprachgewalt" (Brecht) die Klassenverhältnisse auf dem Lande während der ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts erfaßte, schuf er mit der vom Berliner Ensemble inszenierten Verskomödie „Katzgraben" (1953) „das erste Stück, das den modernen Klassenkampf auf dem Dorf auf die deutsche Bühne bringt" (Brecht). Abgesehen

von dem viel beachteten Schelmenroman „Der Wundertäter", in dem mit urwüchsigem Humor die Irr- und Umwege des Kleinbürgers Stanislaus Büdner skizziert werden, konzentrierte sich Strittmatter konsequent auf die ländlich-bäuerliche Thematik, sei es nun in seinem zweiten Drama „Die Holländerbraut", in „Ole Bienkopp" (1963), wohl dem problemreichsten seiner Bücher, oder auch in jenen Schriften, die besonders jugendlichen Lesern zugedacht sind: die Geschichte vom „Pony Pedro" oder von „Tinko" (1954), der sich entscheiden muß zwischen dem bewußtseinsmäßig Überlebten in Gestalt seines Großvaters und dem Heimkehrer, seinem Vater. Aus dem Blickwinkel des jugendlichen Helden macht der Schriftsteller Wesentliches von den großen gesellschaftlichen Umwandlungen auf dem Lande sichtbar, an denen er mit all seinen Büchern teilhat.

Quellennachweis

Wir danken nachstehenden Autoren und Verlagen, die uns den Abdruck urheberrechtlich geschützter Erzählungen gestatteten:

Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
Wladyslaw St. Reymont, Los Toros
Alexander J. Kuprin, Smaragd
Bodo Uhse, Tonta
Iwan Turgenew, Der Hund
Konstantin Fedin, Der Igel
Aquilino Ribeiro, Das Fell für die Trommel
Arnold Zweig, Kong am Strande
Erwin Strittmatter, Die Katze und der Mann

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig
Mark Twain, Der berühmte Springfrosch von Calaveras
Anton Tschechow, Weißstirnchen

Insel-Verlag Anton Kippenberg, Leipzig
Fjodor M. Dostojewski, Die Tiere des Gefängnisses

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig
Jerome K. Jerome, Thomas Henrys Entartung
Ejnar Mikkelsen, Wettlauf mit dem Bären
Clarin (Leopoldo Alas), Leb wohl, Lämmchen!

Verlag Volk und Welt / Kultur und Fortschritt
Sarat Chandra Chatterjee, Der Durst
Henri Barbusse, Die Begegnung

Agencja Autorska, Warszawa
Jerzy Putrament, Das Tierchen

Artisjus, Budapest
J. J. Tersánszky, Die selbstmörderische Ziege

Globus-Buchvertrieb, Wien
Michail Prischwin, Chua-lu

Paul Neff Verlag, Wien
Muchtar Auesow, Ein Wolfsschicksal

Inhalt

2. Auflage 1977
Lizenz-Nr. 384 – 220/27/77
LSV 7900
Schutzumschlag und Einband: Hermann Naumann
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Gesetzt aus der Korpus Garamond-Antiqua
Bestell-Nr. 525 097 8
DDR 12,00 M


LOS
TOROS